

Franz Kistler

# Stocklandzeit

Erinnerungen eines Oberschwaben



Silberburg-Verlag

Stockland hieß das Waldstück, in dem die Tagelöhnerfamilie Kistler Holz schlug. Stocklandzeit heißt für Franz Kistler die Zeit seiner Kindheit in einem ober-schwäbischen Dorf. Eine Zeit der Armut und Arbeit, in der zunächst die Kirche und dann die Nationalsozialisten das Leben bestimmten.

Der Autor versteht es, packend davon zu erzählen, vom Dorf und dessen Menschen, von seinen Jahren im nationalsozialistischen Internat. Als der Zweite Weltkrieg ausbricht, zieht er siebzehnjährig freiwillig an die Ostfront und wird Leutnant bei den Pionieren. Unreflektiert hatte er die Ideale seiner Ausbilder übernommen, aber die Realität des Krieges und die Gräueltaten der Nationalsozialisten im Osten ändern sein Wesen und Denken von Grund auf.

Franz Kistler berichtet von einer absurden Normalität, die eine ganze Generation prägte, und zeigt, wie diese Erfahrungen bei ihm selbst zu einem starken humanitären Engagement führten.



Ein Buch aus dem  
Silberburg-Verlag, Tübingen.  
ISBN-10: 3-87407-673-5

Ab 2007 ISBN-13: 978-3-87407-673-9



*Die «Holzschleifer» von Maselheim, 1935*

Franz Kistler

# Stocklandzeit

Erinnerungen eines Oberschwaben



**Silberburg-Verlag**

Aus Rücksicht auf die Nachkommen  
wurden die Namen der Personen teilweise geändert.

1. Auflage 2005

© Copyright 2005 by Silberburg-Verlag Titus Häussermann GmbH,  
Schönbuchstrasse 48, D-72074 Tübingen.

Alle Rechte vorbehalten.

Alle Fotografien: Archiv Franz Kistler, Freiburg i. Br.

Umschlaggestaltung: Anette Wenzel, Tübingen, unter Verwendung dreier Fotos  
aus dem Archiv des Autors

Layout und Satz: INITIAL Medienvorstufe, Oy-Mittelberg.

Druck: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg i. Br.

Printed in Germany.

ISBN-10: 3-8 7407-673-3

Ab 2007 ISBN-13: 978-3-87407-673-9

Besuchen Sie uns im Internet  
und entdecken Sie die Vielfalt unseres Verlagsprogramms:  
[www.silberburg.de](http://www.silberburg.de)

## Inhalt

Das Interview	7
Stockland	9
Früheste Erinnerungen	26
Wirtschaftliche Verhältnisse – mühsames Leben	34
Erziehungs- und Bildungserfahrungen – Kindheit ohne Märchen	56
Die Autoritätsstruktur – klare Verhältnisse	73
Religion und Kirche	78
Das Dorf, «der Mittelpunkt der Welt»	97
Politik und Politisches im Dorf	115
Die nationalsozialistische Internatsschule	129
<i>Keine Zweifel am System</i>	144
Krieg – und Ende meiner Schulzeit	155
Soldatsein – von der Begeisterung zur kritischen Erfahrung	161
<i>Meine Einsatzorte – chronologischer Überblick</i>	162
Das Land und seine Besonderheiten	167
Begegnungen im Osten	173
Begegnungen beim Militär	176

Unterschiedliche Erfahrungen	183
Zwiespältiges Heldentum	194
Befehl und blinder Gehorsam	201
Begegnung mit dem Tod	205
Kriegsverbrechen – gerechter Krieg?	213
<i>Verbrechen an Juden</i>	224
<i>Rekrutierung von Arbeitskräften: Menschenhandel und Sklavenhandel</i>	235
Völlig überraschende Entdeckung: das KZ Majdanek	241
Erlebnisse nach dem Krieg, die in diesen Zusammenhang gehören	245
Kriegsende	250
Ein neuer Anfang	261
Studium in der Nachkriegszeit und frühe Berufsjahre	265



## Das Interview

Wenn unsere Enkelin Kathi anruft, hat sie meistens viel zu erzählen. Mit siebzehn bieten Schule und Clique eine Fülle von wahnsinnig Wichtigem und Mitteilenswertem, auch wenn wir Alte manches manchmal «nicht mehr richtig blicken».

Einmal kündigte sie an, sie komme demnächst, um mich zu «interviewen». In der Schule seien gerade die Vorgeschichte des Krieges, der Krieg und die Nachkriegszeit dran, und ihre Lehrerin wolle das, was im Lehrbuch stehe, mit Erinnerungen von Menschen ergänzen, die damals jung waren. Solange es die Grosseltern noch gebe, sollten sie davon erzählen. Die Schüler dürften dann Referate darüber halten.

«Opa, ich brauche eine Stunde ganz mit dir allein!»

Eine Stunde? Da beginnen vor mir die Bilder hin und her zu flimmern und zu hetzen, ähnlich den oft so unsäglich zerhackten Programmankündigungen im Fernsehen: Landschaften, Gesichter, Tiere, Uniformen, Liedtexte, pathetische Sprüche, Sterbende und Tote, Geschwister und Freunde, Erfolge und Niederlagen, Sehnsüchte und Sorgen, die Dorfkirche mit dem Zwiebelturm und die Schulstube mit 60 Kindern aus unterschiedlichen Jahrgängen erscheinen, werden rasch deutlicher und verschwinden wieder, ohne dass zunächst Ruhepunkte und Ordnung, Zeit zum Nachdenken und zum Auswählen bleiben. Ich muss aufpassen, dass ich Wichtiges vom Nebensächlichen, Prägendes vom Geschwätzigen unterscheide, wiewohl alles zusammengehört, wenn ein Bild entstehen soll. Aber wie kann man einem in Frieden, Sorglosigkeit und Wohlstand in einer modernen Stadt heranwachsenden Kind, das des Lebens Überfluss unbekümmert geniesst, von damals erzählen, als ihr Grossvater vor 80 Jahren sein Leben begonnen und seine Jugend erfahren hat? Wie soll ich das damals noch recht hin-



terwäldlerische, vorindustrielle, konfessionell enge Dorfleben beschreiben, oder das strenge, ideologisch befrachtete, asketische und auch unjugendliche Ordnungsgefüge einer nationalsozialistischen Internatsschule? Oder, noch schwieriger, wie das verlogene Pathos schildern, mit dem ihr Grossvater, damals siebzehnjährig wie Kathi heute, in den kurzen Hosen eines Schülers freiwillig zu den Soldaten und bald danach in den russischen Kriegswinter gezogen ist, womit dann die Jugendzeit schon zu Ende war, auch wenn er nach dem Gesetz erst vier Jahre später volljährig wurde? Wie soll ich die anfänglich blinde Gläubigkeit, die schrecklichen Verführungen und Irrungen schildern, wie die Erfahrung des Tötens und des Zerstörens und der Trauer über getötete Verwandte und Freunde, wie die Hoffnungslosigkeit nach der Rückkehr in die Trümmerhaufen der Städte und der Gesellschaft und nahezu aller Wertordnungen, aus der Verzweiflung wieder Glauben zu gewinnen?

Es wird wahrscheinlich länger als eine Stunde dauern, davon zu berichten. Ordnung und Begrenzung werden nötig sein.

## Stockland

*Irgendwo zwischen Riss und Iller, da wo Rottum und Laubach und Dürnach in fast parallelen Tälern der Donau zu fließen, ist mein Dorf Oder sage ich besser, war das Dorf meiner Jugend? Denn wenn ich jetzt noch gelegentlich hinkomme, um Verwandte zu sehen und den Vliesen und Feldern, Bäumen, Weihern, Wegen und Gerüchen von damals nachzuspüren, wird mir mit jedem Schritt bewusst, dass «mein Dorf» Vergangenheit ist. Zwar steht der Kirchturm noch beherrschend wie damals, an das Kirchenschiff hat man sogar angebaut, auch wenn die Zahl der Kirchgänger viel geringer und, wegen des Priestermangels, die Gottesdienste viel seltener geworden sind. Wedergibt es eine «kleine» noch eine «grosse» Schule; Busse bringen die Kinder zu den Schulzentren in die Stadt. Nicht mehr die Kuhgespanne der kleinen Landwirte befahren die Wege des Öschs und die inzwischen schon lange geteerten Dorfstrassen, sondern die Traktoren und Maschinen der drei übriggebliebenen computerisierten Bauern, die alles Land gepachtet haben. Die riesigen Bauten hinter ihren Höfen für das Vieh erinnern eher an Fabriken als an jene Ställe, aus denen wir damals, im Sommer und Herbst verdingt als Hütebuben, barfuss und acht oder zehn oder dreizehn Jahre alt, das Vieh der Landwirte auf die Weide getrieben haben. Die einstigen Ställe sind zu Garagen oder Einliegerwohnungen geworden, es riecht nicht mehr nach Mist oder nach der Wärme der Kuheuter, auch fehlt der Charme der alten Bauerngärten mit Stangenbohnen, Kopfsalatreihen und farbenfrohen Blumenstauden hinter derben Holzzäunen. Stattdessen umgibt die Häuser viel Beton und schmiedeeiserner Schnickschnack, und dahinter sorgfältig gepflegter Rasen. Kein Platz mehr für freilaufende Hühner und Enten oder für die Holzbeigen, auf denen damals sich so gerne Katzen in der Sonne räkelt.*

*Aber ich muss in mein «altes» Dorf, zurück zu meinen Anfängen, wenn ich berichten soll.*

Wie in allen Ferien war ich zu Hause, in Maselheim, und verdiente als Waldarbeiter das nötige Geld fürs nächste Semester. Als ich am Abend heimkam, ging meine Mutter aufgeregt ums Haus und war froh, dass ich da war: In der Kammer im oberen Stock bekam meine Schwester gerade ihr erstes Kind.

«Bei dir, im Oktober 1923, war alles noch viel aufregender.»

Und um sich von der Sorge um die Tochter und das erste Enkelkind abzulenken, erzählte sie mir zum ersten Mal, wie das damals war: Die Eltern waren als Magd und Tagelöhner im Anwesen «am Berg» beschäftigt, der oberhalb unseres Hauses gelegenen Gastwirtschaft mit grösserer Landwirtschaft, Zimmerei und Holzhandlung. Sie hatten geheiratet, weil der Ortspfarrer darauf gedrängt hatte. Die beiden arbeiteten oft zusammen, auf Feldern und auch im Wald, und das sei doch zu viel der sittlichen Gefährdung, also bleibe nur die Trennung der beiden durch eine Kündigung – oder am besten die Heirat. So gab es eine Hochzeit im Dorf; die von niemandem hinterfragte Autorität des Seelsorgers mag wichtiger gewesen sein als die Liebe.

Und dann war ich dran, auf die Welt zu kommen. Eigentlich war es in jener Woche im Oktober 1923 fast sinnlos, überhaupt noch zu arbeiten, um Geld zu verdienen, denn ein Brot kostete an meinem Geburtstag schon 2,5 Milliarden Mark, ein Liter Milch 440 Millionen und das Exemplar einer Zeitung 250 Millionen. Und alle Preise stiegen von Tag zu Tag. Bis der Bergwirt den Lohn auszahlen konnte, hatte das Geld fast keinen Wert mehr. Aber das Holz im Wald hatte er noch für altes Geld erworben und den Sachwert galt es zu sichern. Früh, als es noch dunkel war, fuhr man mit dem Pferdefuhrwerk los; alle konnten auf dem leeren Wagen sitzen. Sie zogen den ganzen Tag das frisch geschlagene Stangenholz aus dem Wald und beluden den Wagen, auf dem dann am Abend auf dem Heimweg auch für die Mutter kein Platz mehr war. Sie ging die sieben Kilometer mit mir im Bauch mühsam nach Hause, unter

grössten Schwierigkeiten kam ich drei Tage später auf die Welt. Zusätzlich zur Hebamme musste der Doktor mit der Kutsche aus der Stadt kommen. Auch als ich schon gross war und der dicken Hebamme auf der Dorfstrasse begegnete, hielt sie mich immer an und meinte, ich sei ihr teuerstes Kind gewesen; der Vater habe 80 Milliarden für ihre Arbeit bezahlen müssen. Zwei Wochen danach war die Inflation zu Ende.

«Stockland» heisst das Waldstück, aus dem damals das Holz geholt wurde. Der «Stock» ist der Stumpf des gefällten Baumes, und zu den schwersten Arbeiten im Wald gehörte nach Kahlschlägen das mühsame Freilegen und Durchtrennen der Wurzeln, das Ausgraben und Herausziehen des Stockes aus dem Boden. Das verkorrte Holz wurde mit Äxten und Keilen gespalten, wodurch man Brennholz gewann, das im Ofen am längsten und am intensivsten heizte. Praktischer Nutzen als Produkt grosser Mühen, viel Schweiss und manchen Flüchen, vielleicht auch Gebeten, so war das halt damals, bei geringen Löhnen für jene, die «beim Stocken» sich plagten.

Nachforschungen, Erzählungen und eigene Erfahrungen zeigen, dass in der Familie immer schon schwierige Bedingungen herrschten, also «Stockland» allgegenwärtig gewesen ist. Familiengeschichten sozialer Unterschichten, zu denen meine Vorfahren seit jeher gehört haben, sind üblicherweise nicht besonders ergiebig. Wer hatte in Verhältnissen, in denen fast das ganze Leben auf den mühsamen Erwerb des täglichen Brotes abgestellt war, die Musse, das Interesse oder auch nur die Fähigkeit, Bemerkenswertes aufzuschreiben? Ganz selten nur hat es einer geschafft, das «Milieu» zu verlassen, und das gelang stets nur dann, wenn besondere Umstände oder Zufälle oder eine hilfreiche Person dazu beitrugen.

Aus dem Kanton Schwyz war im 18. Jahrhundert einer meiner Ururgrossväter nach Oberschwaben gekommen. Er war eines der «Schwabenkinder», die in jedem Frühjahr, zehn- bis vierzehnjährig, aus ärmli-

chen Verhältnissen in den Vorarlberger, Tiroler und Schweizer Alpen stammend, zu Hunderten auf einen Kindermarkt in Ravensburg geschickt wurden, wo sie dann als Hütebuben oder Kindsmägde an ober-schwäbische Bauern verdingt wurden oder auch sich selbst verdingten. Mancher blieb dann auch endgültig in Oberschwaben, so der Vorfahre, der aus einem Dorf kam, in dem heute noch von etwa 2'000 Bewohnern fast 600 unseren Familiennamen tragen.

In einer Publikation von Linus Bühler, «Die Geschichte der Bündner Schwabengängerei» (Bündner Monatsblatt 5/6, 1975), heisst es dazu:

«Die Ausreise im Frühjahr, oft bereits im Februar und März, erfolgte unter Begleitung von Erwachsenen, meist älteren Frauen. In Grüppchen von zehn bis 20 Kindern, die aus einem Dorf oder aus einer ganzen Talschaft stammten, zog man in die ungewisse Ferne. Bis in die 1860/70er Jahre wurde die Strecke in einem sieben- bis zehntägigen Marsch bewältigt, der unvorstellbare Mühen mit sich brachte. Die reisenden Kinder lebten vom Mitgenommenen, das kaum bis an die Kantonsgrenze reichte, von Bettel und Almosen, waren angewiesen auf die Gastfreundschaft von Bauern und vorarlbergischen Klöstern. Oft lag in dieser Zeit noch Schnee auf den Wegen [...] Die Rückkehr der Schwabengänger fand Mitte/Ende Oktober statt, manchmal auch erst im November. Je nach Alter, Leistung und Eignung fiel der Verdienst aus. Den Hauptbestandteil des Lohnes bildeten Kleider, das so genannte ‚Doppelt Häs‘, also die doppelte Einkleidung von Kopf bis Fuss, was sich aber erst seit 1850 als Standardlohn eingebürgert hat ...»

Auf der Mutterseite der Familie sind in den alten Kirchenbüchern Mägde und Hirten verzeichnet, Kinderreiche und unehelich Geborene. Ein paar «Ausbrecher» darunter sind bemerkenswert: Ein Auswanderer wird 1756 Wiener Bürger (in Oberschwaben war die Bindung ans Vorderösterreichische sehr eng), erlangt dort auch einigen Wohlstand. Sein offenbar begabter Sohn studiert, gehört als Journalist zu den intel-

lektuellen Josephinischen Aufklärern, muss deshalb nach Weimar flüchten, wo ihn der Biberacher Landsmann Wieland fördert. Zurück in Wien gründet er eine Theaterzeitschrift, wird Dramaturg im Burgtheater und enger Freund Grillparzers. Als viel zu liberaler Antipode Metternichs wird er wieder aus dem Kulturleben entfernt, als er 1832 in Wien eine Totenfeier für Goethe ausrichtet, die der Zensur nicht gefällt. Auch mein Onkel Franz, nach der Schulzeit Kuhknecht beim grössten Bauern im Weiler Barabain (Gemeinde Herrlishöfen), hat es schliesslich geschafft: Vom Ortspfarrer gefördert, «studiert» er abends bei Kerzenlicht im Kuhstall religiöse Literatur – so schilderte es die Verwandtschaft, als ich klein war – kommt dann 19-jährig als so genannter «Spätberufener» in ein Salesianerkloster im heutigen Slowenien, damals noch Südsteiermark. Später schickt ihn der Orden zum Studium nach Rom. Briefe von dort an meine Mutter, in denen von Latein-, Hebräisch- und Griechischlernen die Rede ist, habe ich mit unbestimmter Sehnsucht nach ähnlichen geistigen Abenteuern als Kind immer wieder aus der Zigarrenschachtel geholt, in der sie verwahrt waren. Da war er aber schon lange tot, ein Opfer der Grippe-Epidemie nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. Für die Mutter ist er wohl immer jemand geblieben, der mich zur Nachfolge hätte anregen sollen; dafür ist wahrscheinlich oft genug gebetet worden.

Auf ganz andere Weise ist der Vetter der Mutter, Karl Arnold, aus derselben kleinen Gemeinde dem Milieu entwachsen: Nach der Schulzeit bekommt er eine Lehrstelle bei einem Schuhmacher in Ochsenhausen. Der Biberacher Reichstagsabgeordnete Matthias Erzberger fördert ihn. Mit Hilfe der christlichen Gewerkschaften, denen er früh beitrifft, bildet er sich fort und ist zu Beginn des «Dritten Reiches» Sekretär der christlichen Gewerkschaftsbewegung im Rheinland. Dann wird er mehrmals verhaftet, auch nach dem 20. Juli 1944, überlebt aber, wird später Oberbürgermeister von Düsseldorf und von 1947 bis 1956 Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen. In dem kleinen Geburtsort ist heute eine Strasse nach ihm benannt.

Als ich allmählich begann, mir neugierig ein Bild von der «Welt» zu machen, beschränkte sich damals alles auf das Dorfleben, die Kirche, die katholische Volksschule, die Tageszeitung und natürlich die Eltern, die uns Kindern aber nicht mehr als ihre beschränkte Lebenserfahrung vermitteln konnten – und selbstverständlich ihre Liebe. Von ihr hat man jedoch nicht gesprochen, sie auch nicht in der heute üblichen Form von Zärtlichkeiten gezeigt, geschweige denn als Lob oder gar Bewunderung für erstaunliche oder besonders originelle Leistungen geäussert.

In Vaters erstem Ausweisapier, dem Soldbuch aus dem Ersten Weltkrieg, stand als Berufsbezeichnung «Seldner», was einen Dorfbewohner bezeichnete, der kein Grundeigentum besass. Nach der Schulzeit hatten weder er noch seine sechs Geschwister einen Beruf erlernen können, denn die wenigen Handwerker im Dorf – der Schmied, der Wagner, der Zimmermann, der Schreiner und der Schneider – bildeten ihre eigenen Söhne aus. Mit etwa 15 Jahren, 1907, wurde er auf einen grossen Hof im Weiler Winterreute verdingt, wo er bis zum Kriegsbeginn, also sieben Jahre lang, als Schweine-, Kuh- und schliesslich Rossknecht Karriere machte. Der Knecht wohnte damals in einem Verschlag im Stall, auch schon damit wegen der Brandgefahr in dem grossen Oekonomiegebäude auch nachts immer jemand anwesend war. Die Verbindung zu diesem Hof blieb übrigens lange erhalten: Noch bis zu Beginn der 30er Jahre arbeitete unsere ganze Familie in der Erntezeit oft bei diesen Bauern, die als «gute Leute» galten. Das Kleinste meiner Geschwister nahm der Vater mit auf sein Fahrrad, wenn es in der Frühe gegen fünf Uhr losging. Wir andern gingen mit der Mutter und einem Handwägelchen die etwa sieben Kilometer bergauf. Am späten Abend kamen wir oft genug erst in der Dunkelheit wieder zu Hause an, brachten aber Bauernbrot und Rauchfleisch als Teil des Lohnes mit. Auf diesen Hof wurde dann zu Beginn des Zweiten Weltkriegs unsere damals 14-jährige kleine Schwester über das Arbeitsamt dienstverpflichtet. Da hatte sie zwar weniger Heimweh, weil sie die Leute kannte, aber mangels männlicher Arbeitskräfte wurde sie körperlich in starkem Masse



überfordert. Es war eine grosse Erleichterung, als sie dann 17-jährig als Dreherin in die Rüstungsindustrie verpflichtet wurde.

Vom ersten Tag des Ersten Weltkrieges an war der Vater Soldat bei der Infanterie. Auf den Gedenktafeln für die Kriegsteilnehmer aus dem Dorf, die in mancher Stube an einem Ehrenplatz hingen, suchte ich ihn als Kind immer aus den vielen Fotos heraus: Als Unteroffizier war er durch die Litzen am Kragen leicht zu finden. Und natürlich hatte ich damals schon eine Art «Soldatenstolz» auf die Litzen und auf das Eisene Kreuz und die Silberne Württembergische Verdienstmedaille. Wenn wir schon arm waren, einen Unteroffizier hatten viele andere Kinder eben doch nicht zum Vater!

Über seine Kriegserlebnisse erfuhren wir Kinder von unserem Vater übrigens fast nichts. Ingeheim war ich zwar neugierig, sobald Krieg und Soldaten meine Phantasie bewegten und wenn ich davon in der Zeitung las, aber es war nicht üblich, dass Kinder den Eltern Fragen stellten, die über das tägliche Essen, das anstehende Arbeiten und allenfalls die dörflichen Tagesereignisse hinausgingen.

Es wird 1931 oder 1932 gewesen sein, als erstmals der Film auf die Dörfer kam. Im Wirtshaussaal des Nachbardorfes wurde der Film «Douaumont» gezeigt, eine Darstellung der Materialschlacht um Verdun, an der der Vater teilgenommen hatte. Da wurde er überredet, mit anderen ehemaligen Soldaten hinzugehen, obwohl er von «so neumodischem Zeug» eigentlich nichts hielt. Es blieb auch der einzige Kinobesuch seines Lebens. Immerhin bestätigte er danach: «So war das tagelange Trommelfeuer!»

Noch einmal sprach er mit mir über den Krieg. Als ich etwa zwölf Jahre alt war, durfte ich mit dem Jungvolk eine Woche in ein Zeltlager beim Schloss Warthausen. Da ging er mit mir auf den Dachboden, wo seit 1936 sein Weltkriegstornister, sein «Affe», wie er mir beibrachte, völlig eingestaubt an einem Dachsparren hing. Er half mir dann sachverständig beim Packen, vor allem beim Rollen einer Wolldecke, die man mit Riemen über dem Tornister befestigte. Auch die ziemlich ver-

beulte Feldflasche, die er in Frankreich vier Jahre lang benützt hatte und die er jetzt jeden Tag zur Arbeit mitnahm, durfte ich an meinem Brotbeutel befestigen. Im Zeltlager bewunderten die andern die alten Sachen, und wahrscheinlich fühlte ich mich schon wie ein Soldat.

Nach dem Krieg wurde der Vater Rossknecht und Tagelöhner im Anwesen «am Berg». Die 50 Meter oberhalb unseres Hauses gelegene Wirtschaft und der angeschlossene kleine Betrieb war auch für mich später in der Studentenzeit Arbeitgeber, ungeliebt zwar, aber eben notwendig. Unser Vater war wortkarg, wenig gesellig, meist verschlossen, oft auch misstrauisch, sicher stark geprägt von der ein Leben lang anhaltenden Abhängigkeit von den jeweiligen Arbeitgebern. Ihnen gegenüber ein Widerwort zu wagen, kam nie in Frage. Wo immer er arbeitete, wurde er als fleissig, geschickt und zuverlässig geschätzt, von Arbeitskollegen allerdings gelegentlich auch als einer betrachtet, der den «Chefs» allzu willig zu Diensten war und sich, aber eben auch anderen, kaum eine Pause gönnte. Als es sich in meiner Studentenzeit einmal ergab, dass ich mit ihm beim Schlagen und Zurichten von Stangenholz eine Woche lang im Wald zusammenarbeitete, habe ich das am eigenen Leibe erfahren: Nie mehr bin ich so sehr an die Grenzen meiner Belastbarkeit gebracht worden wie damals. Er selbst klagte nur ganz gelegentlich einmal über eine belastende Arbeitssituation, etwa bei Akkordarbeit, eher schon über Arbeitskollegen, die nicht den vollen Einsatz brachten. Verhältnismässig oft nannte er sie dann Tagediebe und Faulenzer. Zur bleibenden Erinnerung wurde mir – ich war noch sehr klein –, wie kurz vor Weihnachten Waldarbeiter den Vater ins Haus trugen. Beim Fällen einer Tanne hatte ihn ein Ast zu Boden geschlagen. Im Krankenhaus, wohin man ihn gegen seinen Protest brachte, hielt er es nicht aus. Kurz nach den Feiertagen war er schon wieder im Wald, damit man keinen anderen einstellte.

Unser Vater hatte weder Zeit noch Lust, zum Beispiel ausführlich die Zeitung zu lesen oder über «die Welt» oder über Probleme anderer zu reden. In der langen Mühsal seines Lebens hatte er wohl auch nie gelernt, sich an der Natur oder an anderen Menschen zu erfreuen. So

erlebten auch wir Kinder ihn: ohne viele Worte, streng, besonders in moralischen Dingen. Wie die kargen Verhältnisse es geboten, bewertete er fast alle unsere Lebensäusserungen unter dem Aspekt der Nützlichkeit und der Arbeitsleistung. Und Zärtlichkeit war ihm ganz fremd, zumindest in der Zeit, in der wir klein waren. Später, als er seine Enkelkinder richtig gedrückt und sich gefreut hat, wenn sie ihn küssten, war das eine überraschende und neue Erfahrung für mich. Zum Bild gehört aber auch, dass wir Kinder, selbst bei Verfehlungen, nie geschlagen worden sind, auch wenn das damals in der Erziehung – nicht nur auf dem Land – fast gängiger Alltag war und wir es bei Schulfreunden oft genug erlebten. Sicher mag er insgeheim später auch stolz darauf gewesen sein, dass ich auf eine höhere Schule und zur Universität gehen konnte, aber er hat mich nie gefragt, was ich da mache, wie man sich «das Studieren» vorstellen müsse oder was etwa beruflich daraus werden könne. Ausser im Krieg und bei der Arbeit auf Baustellen am Bodensee und beim Autobahnbau in der Ulmer Gegend ist er nie über die engste Heimat hinausgekommen, bis er uns als Rentner Ende der Fünfziger) ahre einmal in Köln besuchte – nach langem Widerstreben erst und nur unserer Mutter zuliebe. Nach zwei Tagen wollte er wieder nach Hause; er hatte genug gesehen, den Kölner Dom und die Schiffe auf dem Rhein; und nach einem Spaziergang durch anliegende Strassen hatte er sogar gefragt, ob man bei Grün oder bei Rot über die Kreuzung gehen dürfe. Freude hatte er, so scheint es mir in der Erinnerung, vor allem am Kirchengesang als lebenslanges Mitglied des Chores, auch am gelegentlichen Besuch in der Kegelbahn, wenn dort am Sonntagnachmittag Leute waren, die er mochte. Das waren indessen nicht sehr viele.

Von der Schwere der Jugendzeit, ja des ganzen Lebens unserer Mutter kann man sich heute kaum noch eine Vorstellung machen. Ihr Elternhaus in dem kleinen Weiler Barabain stand abseits von den grösseren Höfen, direkt am Damm der Schmalspurbahn von Biberach nach Ochsenhausen, die man auch damals schon «das Öchsle» nannte. Sie hat es uns Kindern immer gezeigt, wenn wir, was vielleicht einmal im

Jahr als grosses Ereignis geschah, mit dem «Zügle» in die Stadt fahren durften – eine Wegstrecke wenigstens, die andere ging man in der Regel zu Fuss. Das Haus war damals schon am Zerfallen, an vielen Stellen war der Putz löchrig, das Gebäude wohl nicht nur äusserlich ziemlich verwahrlost. Inzwischen ist es längst einem Strassenbau zum Opfer gefallen. Unsere dort lebende Grossmutter, älteste von zwölf Kindern, hatte sich als 20-jährige in einen Zimmermann aus dem Nachbardorf verliebt und bald darauf wurde sie schwanger von ihm. Wie damals oft genug üblich, wurde sie der Schande wegen aus dem Elternhaus weggeschickt und als Dienstmagd «weit ins Unterland» verdingt. Aber es muss ihre grosse Liebe gewesen sein: Nach dem ersten Kind, dem späteren Mönch und Priester, kam schon ein Jahr darauf, 1889, meine Mutter – ebenfalls unehelich – auf die Welt. Natürlich durfte der Zimmermann sie auch danach nicht heiraten. Die Grossmutter wurde schnell an einen ungeliebten Mann verheiratet, von dem sie dann noch rasch hintereinander zwölf Kinder bekam. (Der Zimmermann, mein Grossvater, hatte in seiner späteren Ehe auch zwölf Kinder, sodass die Mutter insgesamt 25 Geschwister hatte, wenn man die Halbgeschwister mitrechnet.) Ihrem leiblichen Vater, der nur drei Kilometer von ihrem Elternhaus entfernt lebte und 92 Jahre alt wurde, ist sie übrigens nie begegnet. Dass sie ihn einmal belästigen musste, lag an mir und war ihr sehr peinlich: 1940 benötigte ich den so genannten «Nachweis der arischen Abstammung». Die Mutter fuhr mit dem Fahrrad zum Rathaus der Nachbargemeinde und erwirkte, dass ihr Vater dort eine entsprechende schriftliche Erklärung abgab, die in meinen «Arier-Nachweis» geheftet wurde. Viel später, lange nach dem Zweiten Weltkrieg, überredete eine Bekannte meine Mutter, ihren Vater doch wenigstens einmal aus der Ferne anzuschauen: Bei einem kirchlichen Fest liess sie sich ihn zeigen, als er am Familiengrab stand.

In den ersten Lebensjahren hatte die Mutter mit dem älteren Bruder noch im Elternhaus bleiben dürfen. Bis sie die Schule 1903 verliess, waren dann noch neun Geschwister geboren worden, später noch weitere

drei. Für die älteste Tochter gab es da genug zu «schaffen», der häufig betrunkene Stiefvater machte ihnen das Leben oft fast unerträglich. Im Übrigen gab es auch während der Schulzeit auf den Höfen ringsum immer zusätzliche Arbeit, in den langen Sommerferien ohnehin: Man war ja immer darauf bedacht, zum Essen eine Person weniger im Haus zu haben. Und da war noch die Wirtsstube von Verwandten im Dorf. Wenn an jedem Mittwoch die Bauern mit ihren Fuhrwerken zum Markt in die Stadt fuhren oder auf dem Heimweg noch einkehrten, und ebenfalls am Sonntag, brauchte man in der Wirtschaft Brot und frische Wecken. So sahen dann viele Tage zwischen ihrem zehnten und vierzehnten Lebensjahr so aus: Gegen fünf Uhr früh ging die Mutter mit einem grossen Korb vier Kilometer zum Bäcker nach Warthausen, war gegen sieben Uhr zurück, ging dann, wie jeden Tag, zur Kirche und anschliessend drei Kilometer zur Schule nach Äpfingen. Bis sie am Mittag wieder zu Hause war, hatte sie schon etwa 14 Kilometer zurückgelegt, war dann meistens am Nachmittag zum Bauern Enderle zum Arbeiten verdingt, wo sie auch Essen bekam und von wo sie erst bei Einbruch der Dunkelheit wieder heimkam. Nach Ende der Schulzeit, 14-jährig, kam sie ganz auf diesen Hof, wo ihr Bruder schon bei den Kühen arbeitete, und blieb dort, bis sie 16 Jahre alt war. Zu dieser Zeit erlaubte der Stiefvater nicht mehr, dass die Geschwister das Elternhaus betraten, wenn er zu Hause war. War er weg, zum Beispiel am Sonntagnachmittag im Wirtshaus, hängte meine Grossmutter ein Tuch ins Fenster zum Zeichen, dass «die Luft rein» war, sodass sie dann ein paar Stunden bei der Mutter sein konnten.

Als meine Mutter 16 war, heiratete eine der vielen Tanten den Wirt, Zimmermeister und Holzhändler «am Berg», und als man da eine Magd brauchte, kam sie in unser Dorf. Die Tante bekam schnell eine Reihe von Kindern, kränkelte auch zeitlebens an Asthma und konnte weder auf dem Feld noch im Wald noch in der Wirtsstube richtig arbeiten. Dafür hatte man jetzt die arme Verwandte, die ohnehin nicht mehr nach Hause konnte. Jahre hindurch gab es keine freie Stunde, auch an Sonntagen nicht, weil die Wirtschaft und die Kegelbahn ver-

sorgt werden mussten. Der Wirt war mit Holzhandel und anderen Geschäften viel unterwegs, ging gerne auf die Jagd, war allzu häufig sein eigener Gast am Zapfhahn und dann unerträglich, im Übrigen offenbar auch hinter jeder Schürze her. Während des Ersten Weltkriegs, als kein erwachsener Mann mehr im Haus war, betrieb die Mutter im Wesentlichen mit zwei russischen Kriegsgefangenen die Landwirtschaft, die Gastwirtschaft ohnehin.

1918 kam mein Vater aus dem Krieg zurück und gleich als Knecht und Tagelöhner in den Betrieb. 1919 war die Hochzeit. Ich denke, dass die Ehe insgesamt doch glücklich geworden ist. «Glück» war in diesen sozialen Verhältnissen im Übrigen eher an die Befriedigung materieller Bedürfnisse gebunden als an Gefühle oder gar die Erfüllung romantischer Träume. Die Freiheit, solche überhaupt einmal direkt zu benennen, wäre wohl als Spinnerei oder dummes Zeug belächelt worden.

Die Bindung an das steil am Hang über unserem Häuschen liegende Anwesen blieb bestehen, auch als unsere Familie grösser wurde. Für die nächsten Jahrzehnte war es üblich, was ich als Kind hunderte Male erlebt hatte: Der Wirt, einer seiner Söhne oder die Tochter traten aus dem Hof an den Gartenzaun und riefen nach der Mutter, später auch nach der Schwester: «Sie soll zum Schaffe komma!» Da gab es dann nur noch das Pflichtgefühl gegenüber der wohlhabenden Verwandtschaft, vor allem aber die Notwendigkeit, ein paar Mark zu verdienen, wo immer es sich anbot. Hinzu kam die Sorge, man könnte uns zwei- oder dreimal im Jahr ein Pferd und einen Wagen für unseren Acker und die kleine Wiese verweigern. Auch an Sonntagen, wenn Gäste ins Wirtshaus kamen, brauchte man die Mutter bis in den späten Abend hinein. Oft nahm sie uns Kinder mit, vor allem als unser Grossvater tot war und nicht mehr als Kindsmagd zur Verfügung stand. Als wir ganz klein waren, legte man uns während der Feldarbeit irgendwo an einen Wiesenrain, unter einen Baum oder liess uns am Rand der Fahrwege spielen. Später arbeiteten wir mit, zu tun gab es auch für Kinder immer genug. Dann war mein Bruder Hütebub auf dem Hof, später auch ich

etliche Jahre, und unsere Schwester trat bei vielen Tätigkeiten die Nachfolge der Mutter an. Ich habe die Jahre darauf in fast allen Semesterferien dort vor allem bei Waldarbeiten und in dem kleinen Holzbearbeitungsbetrieb Geld fürs Studium verdienen können.

Das Arbeitsleben der Mutter war indessen vielfältig, immer unsicher und vom Wohlwollen anderer abhängig, zeitlich und körperlich viel zu stark belastend. Dass die äusserlich zumindest von ihr immer klaglos hingenommene Notwendigkeit, buchstäblich jedem Pfennig nachzujagen, den man irgendwo verdienen konnte, wohl den geheimen Wunsch, sich an schönen Dingen zu freuen oder gar sich weiterzubilden, ihr Leben lang verdrängt hat, habe ich erst viel später begriffen. Gelegentlich bemerkte ich, wie sie heimlich und fast ehrfurchtsvoll in meinen Büchern blätterte, wenn sie in den Internats- oder Semesterferien irgendwo herumlagen: Ausser Gebetbüchern gab es kein Buch in ihrem Leben. Oft genug schief sie am Abend über der Zeitung ein, aber sie wollte wissen, was darin stand. Und als sie jünger war, schnitt sie aus dem «Anzeiger vom Oberland» sorgfältig die Fortsetzungsromane heraus, bündelte sie und versteckte sie in einem Kleiderschrank hinter der Wäsche, um sie dann an Winterabenden zu lesen, auch wenn unser Vater das manchmal als «dummes Zeug» belächelte.

Als Erstklässler lernte ich von ihr, wo die brasilianische Stadt Pernambuco (heute Recife) liegt. Dort, so hatten wir gemeinsam in der Zeitung gelesen, war das Luftschiff «Graf Zeppelin» nach seiner ersten Non-stop-Atlantiküberquerung gelandet. Der Zeppelin war uns deshalb vertraut, weil er immer wieder einmal übers Dorf brummte, wenn er auf den Versuchsfahrten vom Bodensee aus den üblichen Abstecher zum Schloss der Grafen Brandenstein-Zeppelin in Mittelbiberach machte, wo des Grafen Tochter verheiratet war und wo der Zeppelin dann immer beim Überfliegen eine kleine Verbeugung gemacht haben soll. Die Mutter holte einen alten Schulatlas, der in einem Regal vor unserem Ziegenstall lag, und fand Pernambuco. Der Name blieb mir wie ein magischer Begriff meiner Jugend.



Indessen, dieses und ein paar andere Themen, die nicht von Arbeit – und von Kirche natürlich – handelten, blieben äusserst seltene Ausnahmen im Alltag meiner Mutter, weil die verschiedensten Arbeiten ihre ganze Zeit beanspruchten. Im Frühjahr, Sommer und Herbst arbeitete sie fast jeden Tag bei irgendeinem Bauern im Dorf oder, zu anderen Zeiten, auch im Wald. Daneben gab es über viele Jahre auch kleine, sehr kärglich bezahlte Verdienstmöglichkeiten, bei denen wir Kinder teilweise mitmachen konnten, mussten oder auch durften; die Neigungen waren da sehr unterschiedlich. Am beständigsten, deshalb besonders wichtig, war die Reinigung der Schule. Sie musste an jedem Nachmittag oder am Abend gekehrt, am Samstag nachmittag gründlich nass geputzt und der Fussboden mit Olsand gescheuert werden. Immer ging einer von uns mit. Alle Bänke waren hochzustellen, im Winter musste der grosse eiserne Ofen, der mitten im Schulsaal stand, von Asche gesäubert und mit frischem Brennmaterial gefüllt werden, so dass der Lehrer nur noch anzuzünden brauchte, bevor er am nächsten Morgen zur Messe ging. Zum Reinigen der Schule ging ich deswegen ganz gerne mit, weil vorne neben dem Katheder ein altes Harmonium stand, auf dem ich ein wenig herumspielen konnte, bis die Mutter fertig war. Natürlich war ich immer in der Angst, der nebenan wohnende Lehrer könne mich dabei erwischen. Das «Schulputzen» brachte im Monat zuerst acht Mark, später zehn und Mitte der dreissiger Jahre zwölf Mark. Das war eine der sichersten Grössen im Familienbudget, oft genug auch in Gegenwart von uns Kindern diskutiert, weswegen mir die Beträge noch so gegenwärtig sind.

Ende der zwanziger Jahre bekam die Mutter das Austragen der Tageszeitung an 30 bis 40 Familien übertragen. Die Zeitungen kamen mit dem Morgenzüge am Bahnhof an, die Verteilung im ganzen Dorf dauerte täglich etwas mehr als eine Stunde, zumindest in den ersten Jahren, als die Mutter noch nicht Rad fahren konnte. Die Zeitungszustellung war wohl auch der Hauptgrund dafür, dass man ein gebrauchtes Fahrrad kaufte und sie unter lautstarker Beteiligung der ganzen Familie –



*Mutter ruhte nie. Hier holt sie Futter für die Ziegen.*

sie war schon über 40 – auf dem Abbindeplatz der Zimmerleute hinter der Kegelbahn, wo niemand hinsehen konnte, das Rad fahren erlernte. In den Ferien, auch in den Internatsferien später, trug ich die Zeitung gar nicht ungern aus, weil ich sonst auf dem Feld hätte arbeiten müssen. Dabei reizte mich immer die Herausforderung, die Zeitungen an den Häusern irgendwo so hinzuklemmen, dass ich nicht vom Fahrrad absteigen musste. So gewann ich auch Zeit, mich draussen am Weiher eine Weile ans Wasser zu setzen und einen Teil der Zeitung zu lesen. Aber es gab bei dieser Arbeit auch eine Schattenseite: Wir Kinder mussten helfen, einmal im Monat bei den Beziehern das Zeitungsgeld einzuziehen. Man musste fast in jedem Haus den Bauern erwischen, weil die meisten Frauen gar nicht über bares Geld verfügten. Oft sind wir den Männern im Haus, Hof oder Stall mehrmals nachgelaufen, bis sie die zwei Mark endlich herausrückten. Aber davon konnten wir ja 25 Pfennige für die Zustellung behalten. Die tägliche Tour durchs Dorf brachte so knapp 50 Pfennige in die Familienkasse.

In den Wintern, wenn man bei den Bauern, ausser an Dreschtagen, kaum Arbeit für unsere Mutter hatte, spielte Heimarbeit eine wichtige Rolle. Die Mutter bekam, wenn sie Glück und vielleicht auch einen Fürsprecher hatte, solche Arbeiten von der Biberacher Posamentenfabrik Gerster. Diese stellte zum Beispiel Quasten für Vorhangschnüre, Zubehör für Kirchen- und Vereinsfahnen, auch für liturgische Gewänder her. In der Regel ging das so: Mit einer grossen Posamentenschachtel ging sie alle zehn bis 14 Tage, wenn Ablieferungstag war, zu Fuss die zehn Kilometer in die Stadt und gab die fertige Ware bei der Kontrollstelle ab. Gab es keine Reklamationen, bekam sie den Lohn und, je nach Auftragslage der Firma und nach Wohlwollen des Kontrolleurs, neue Arbeit mit nach Hause. Meistens handelte es sich darum, Holzformen mit verschiedenartigen Garnen zu umwickeln und letztere kunstvoll zu verknoten, manchmal auch mit Hilfe einer Vorrichtung, die man am Tisch befestigte. Bei einfachen Arbeiten halfen wir oft mit, im Übrigen spielten wir gern mit den Holzformen. Der Verdienst war minimal, für

eine Stunde Arbeit kamen ein paar Pfennige heraus. Aber so rechnete man ja nicht!

Kaum einträglicher war eine Arbeit kurz vor Nikolaus und Ostern. Die Mutter stand dann im Dienst der Cilly, der etwas altjüngferlichen Besitzerin des kleinen Ladens neben der Kirche, die wir aber sehr mochten, weil sie immer, wenn wir hinkamen, aus einem der drei grossen Bonbongläser für uns ein Himbeer-, Pfefferminz- oder Zitronenzuckerie herausholte. Mitte November beziehungsweise etwa vier Wochen vor Ostern ging die Mutter zunächst von Haus zu Haus und fragte die Leute, wieviele Lebkuchen zum Nikolaustag oder wieviele Zuckerosterhasen man benötige. Das schrieb sie dann als Bestellung in ein Schulheft, und kurz vor den Feiertagen trug sie dann die Waren in einem grossen Wäschekorb in die Häuser und kassierte. Manchmal gingen wir mit einem kleinen Korb mit, wussten dann vor allem schon vor den Kindern im Dorf, was ihnen der Nikolaus oder der Osterhase bringen würde. An Weihnachten gab es übrigens in katholischen Gegenden keine Geschenke.

Kleine gelegentliche Verdienstmöglichkeiten gab es auch bei Hochzeiten und Beerdigungen. Das Hochzeitspaar oder die Angehörigen kamen zur Mutter und gaben ihr die gedruckten Hochzeitsanzeigen oder die Sterbebildchen. Sie ging dann in jedes Haus, gab die Karte ab und sagte ihren Spruch: «Ihr send bei ... zur Hochzeit eiglada», oder «am Freitag vergräbt mr om zehne den Josef ...» Lohn gab es dafür nicht, es war den Empfängern überlassen, die üblichen fünf oder zehn Pfennige zu geben. Besonderes Geschick, im ganzen Dorf bekannt, hatte die Mutter beim Stricken vor allem von Wollmützen, Handschuhen und Pullovern, nicht nur für die Familie, auch für Leute aus dem Dorf, die dazu weder Zeit noch Talent hatten. Sie brachten die Wolle, auch oft genug aufgezogene und dadurch widerspenstig gewordene aus gebrauchten Strickwaren, und die Masse. Für einen handgestrickten Pullover gab es wohl etwa fünf Mark Arbeitslohn – und Mutters Hände ruhten nie.

## Früheste Erinnerungen

*Obwohl ich nur bis zum Ende der Volksschulzeit in Oberschwaben gelebt habe, ist das Dorf der 20er und 30er Jahre für mich immer so etwas wie «der Mittelpunkt der Welt» geblieben. Erinnerungen daran gewinnen mit dem Alterwerden an Gewicht gegenüber dem Aktuellen und schnell Vorübergehenden. Manches hat sich eingeprägt und wirkt nach, fließt auch da und dort mit den Erzählungen anderer ineinander. Aber niemand hat damals etwa frühkindliche Eigenheiten registriert oder unbeholfene Malereien gesammelt, wie Eltern das heute tun. Nichts dergleichen spielte eine Rolle, man hatte keine Zeit dafür, nahm die Dinge, wie sie waren. Kinder standen auf dem Lande auch nicht stets im Mittelpunkt der elterlichen Zuwendung, über Erziehungsfragen sprach man allenfalls dann, wenn beim Nachwuchs eine «Katastrophe» offenbar wurde.*

Der einzige Fotoapparat, den es im Dorf gab und der einem meiner Vettern gehörte, der in der Stadt arbeitete, hat mich im Jahr 1926 als Dreijährigen festgehalten. Für Buben auf dem Dorf doch etwas ungewöhnlich trage ich da eine Bubikopf-Frisur, die langen Haare bedecken seitlich die Ohren vollständig. Die Mutter wollte das wohl so, ich habe mich gefügt, obgleich andere Kinder und auch Erwachsene meinten, ich sähe damit doch eher wie ein Mädchen aus. Kurz vor dem Schuleintritt gab es dann den ersten professionellen Haarschnitt. Zum Friseur des Dorfes, der Vitalis hiess, gleichzeitig auch Uhren reparierte, wollte meine Mutter nicht mit mir gehen, weil es in der winzigen Stube seines kleinen Häuschens zu schmutzig war.

Aber da war ja noch der «Wiese». Eigentlich hiess er Alois und hatte bisher irgendwo in der Stadt in einem Büro gearbeitet, dies aber jetzt

aufgegeben, nachdem er auf seine alten Tage noch die Bäckers Marie, eine alte Jungfer, geheiratet hatte. Nun hatte er sich das Haareschneiden selber beigebracht und bekam in seinem Wohnzimmer mehr und mehr Zulauf. Die Kunden sassen wartend auf dem Sofa, wer an der Reihe war, setzte sich auf einen Stuhl in der Mitte der Stube. In der Ecke lehnte ein Besen, mit dem der Wiese immer wieder die abgeschnittenen Haare auf einen grossen Haufen zusammenkehrte, – und da lag dann bald auch mein Pony, den der Wiese ratzebutz abgeschnitten hatte. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich wieder zum Friseur musste, und da war der Wiese schon der Nachfolger meines Grossvaters als Mesner geworden. Und weil er mich dann oft zum Glockenläuten brauchte, bekam ich den Haarschnitt von nun an umsonst, was 20 Pfennige sparte.

Der Wiese galt im Dorf übrigens als eine Art Intellektueller oder «ganz Gescheiter», was bedeutete, dass man ihn nicht überall mochte, aber man brauchte ihn, zum Beispiel in der Weihnachtszeit: Den Vereinen, die dann jährlich wechselnd mit der Theateraufführung dran waren, half er bei der Auswahl der Stücke, und stets führte er Regie bei den oft drei- oder vieraktigen Ritterstücken, Barockspielen oder Wilderer-Tragödien. Die Rollen standesgemäss zu verteilen führte oft zum Tauziehen hinter den Kulissen. Vor allem die weibliche Hauptrolle sollte möglichst von der Tochter oder Nichte des jeweiligen Vereinsvorsitzenden gespielt werden, sofern sie dafür nicht doch zu schüchtern oder einfältig war. Standen die Schauspieler fest, ging es im Spätherbst ans Proben, wobei das Hochdeutsche allen besonders zu schaffen machte. Dazuhin war die Sprache der Stücke in der Regel sehr «getragen», es fielen ständig hehre Worte, wie sie im Dorf normalerweise kein Mensch gebrauchte. So kam zum gezwungen künstlerischen Benehmen und den mimischen Anstrengungen auch noch die Aura des Edlen oder manchmal auch Heldischen hinzu. Der halbe Adlersaal heulte dann auch gebühlich, wenn brutale Väter oder gar Stiefväter tugendsame Jungfrauen zur Heirat mit einem zwar reichen, aber bösen Menschen zwingen wollten oder wenn die für Höheres vorgesehene Tochter des Oberförsters ausgerechnet einen Wilderer liebte und ihn nicht

kriegte, sondern selbiger vom Vater auf frischer Tat ertappt und an- oder gar totgeschossen wurde.

Bevor der Theaterabend losging, kam der Moment, auf den alle neugierig warteten: die Begrüssungsansprache des Vereinsvorsitzenden. Man wusste, dass diese Reden, in denen der Herr Pfarrer und der Herr Lehrer mit wohlgesetzten Formulierungen – wie «Hochwürdiger Herr Pfarrer» – begrüsst werden mussten, vorher laut geprobt wurden. Oft geschah dies beim Mistfahren auf dem Feld, dann und wann auch auf dem Örtchen hinten im Hof, mitunter heimlich von anderen, auch von uns Kindern, mitgehört.

Zu den ganz lebendigen Erinnerungen meiner frühen Jugend gehört der Grossvater, vielleicht auch deswegen, weil ich andere Grosseltern nicht gekannt habe. Er wohnte im «Stüble», dem hinteren und weitaus ältesten Teil unseres Häuschens, dessen Aussenwände aus Fachwerk bestanden, das mit Lehm, Strohschnitzeln und einem Geflecht aus Asten ausgefüllt war. Hier verbrachten wir als kleine Kinder viel Zeit mit ihm, weil die Mutter immer beim Arbeiten war. Er war so ein richtiger Bilderbuchgrossvater, ein sehr hagerer Mann mit weissem Schnurrbart und tief liegenden Augen. Da er in seiner Stube wegen der niedrigen Decke immer nur gebückt gehen konnte, war er in späteren Jahren immer ein wenig «krumm». Aber das mag auch durch seinen Beruf gekommen sein – er war Schuster. Für besondere Kunden fertigte er manchmal sogar neue Schuhe an, was ein sehr arbeitsaufwändiger Vorgang war, bei dem wir ihn nicht stören durften. Bei den Anproben war dann sein Stolz unverkennbar. Hauptsächlich aber war er Flickschuster.

Die Werkstatt war in der einen Hälfte der Stube eingerichtet, die insgesamt kaum zehn Quadratmeter gross war. In der Ecke bei den kleinen Schiebefensterchen, wo das beste Licht war, standen der Schusterapp und der Dreifuss. Auf dem Fussboden daneben lagen auf einem Haufen ständig zehn bis zwanzig Paar reparaturbedürftiger Schuhe,



fast ausschliesslich grobe Arbeitsschuhe oder Stiefel. Auf dem Oberleder standen mit Kreide die Anfangsbuchstaben der Kundennamen, und da ich viele Stunden auf dem Werkstattboden zugebracht und den Grossvater ständig mit Fragen gelöchert habe, fanden an diesen Schuhen meine ersten Leseübungen statt, lange bevor ich in die Schule kam.

Viel mehr als Leisten, Hammer, Ahle und Zange gab es nicht an Werkzeug. Zu einer Nähmaschine hat es nie gereicht, sie blieb immer sein geheimer Wunsch. Der Grossvater nähte alles von Hand, wozu zunächst einmal ein Hanfstrang längere Zeit mit einem Pechklumpen beschichtet werden musste. Manchmal durfte ich damit anfangen und war dann ganz stolz, wenn der Grossvater mich lobte. In ein Ende des Garns drehte man dann geschickt eine Schweinsborste ein, damit man den Faden durch die von der Ahle vorgebohrten Löcher am Schuh führen konnte. Tausende Male habe ich bei diesen Arbeitsgängen zugeesehen, irgendwo zwischen den Schuhen sitzend, wo ich mit zurechtgesägten Bauklötzen spielte, die der Vater von seiner Arbeit mitgebracht hatte. Gelegentlich kamen auch Kunden, meistens ältere Leute aus dem Dorf, die dann ein Stündchen sitzen blieben und über Neuigkeiten tratschten.

Darüber schlief manchmal auch einer ein, schreckte dann plötzlich hoch und beklagte, dass er nun während der Faulenzerei in der Schusterstube wichtige Arbeiten in Haus und Hof und im Stall versäumt habe.

Das «Stühle» war eine Welt für sich, fast wie eine Puppenstube, und der Grossvater mitten drin. Von der Eingangstür kam man direkt in eine Art Küche, die kein Fenster hatte und in der neben dem gemauerten Herd gerade noch eine Person stehen konnte. Eine Suppe oder Bratkartoffeln konnte man da kochen, Reisig und Tannenzapfen zum Feuer lagen in einem Korb in der Ecke, eine Petroleumlampe an der Wand spendete spärliches Licht. Über dem Herd gab es den beherrschenden Rauchfang, einfach ein grosses Loch, das in den Schornstein mündete, der im Übrigen ganz offen war. So konnte der Schornsteinfeger, wenn er einmal im Jahr kam, seine Leiter auf den Herd stellen und dann hinaufklettern.

Wenn er mit seinem Kratzeisen den Russ von den Kaminwänden entfernte, rieselte es dauernd schwarz auf den Herd herunter, bis die Beine des «schwarzen Mannes» wieder erschienen. Ich rannte dann immer schnell weg, weil er es liebte, Kindern mit seinen russigen Händen durchs Gesicht zu fahren, – auch wenn er uns auf der Strasse traf. Nur wenn sein Zylinder schon mit Eiern gefüllt war, die er auf vielen Höfen bekam, verzichtete er auf diesen Scherz.

Über eine leiterähnliche Stiege im Stühle kam man in die Schlafkammer, deren Türe mit einer derben, aus Holz geschnitzten Klinke versehen war und wo es nur zwei kleine Schiebefensterchen gab. Auch in Grossvaters Werkstatt gab es nur kleine Schiebefenster, die in meiner Erinnerung meistens zugefroren und mit Eisblumen bedeckt waren. Aber wenn der kleine Kanonenofen, bis oben hin angefüllt mit den im Herbst gesammelten Tannenzapfen, fast glühte, der Grossvater seine lange Pfeife, die ihm bis zum Hosenbund hinabreichte, gestopft hatte, und ich sie ihm nun anzünden durfte, dann war es gemütlich wie nirgendwo sonst im Haus. In der Ecke stand ein altes Sofa, daneben konnte man zwei Bretter im Fussboden hochheben, worunter Grossvaters Vorratsraum war: Leder für Sohlen und Flicker, Schachteln mit Holz- und Eisennägeln, Garnrollen, aber auch Brot lag darin und, am wichtigsten für uns Kinder, eine kleine «Gucke» mit Himbeerzuckerle, aus der es manchmal eine Belohnung gab.

Der Grossvater hatte noch einen Nebenberuf, der für ihn aber wohl der wichtigere war: Mesner des Dorfes. Dass man uns deshalb die «Mesners» nannte, mochte ich gar nicht, aber es war durchaus üblich im Dorf, die Familien mit Namen, die meistens an die Häuser gebunden waren, zu bezeichnen. Der Mesner hatte viele Verpflichtungen, die meisten wohl für «Gotteslohn», so jeden Morgen gegen sechs Uhr das Gebetläuten in der Kirche, um sieben Uhr vor der Messe das Einkleiden des Pfarrers, das Vorbeten im Gottesdienst, das Anzünden und Löschen der Kerzen, das Abendgebetläuten bei Einbruch der Dunkelheit. Gab es in Sommernächten Gewitter, musste die Wetterglocke geläutet

werden; in den Häusern stand man dann auf, versammelte sich in der Stube, zündete eine geweihte Wetterkerze an und betete: «Vor Blitz, Hagel und Ungewitter bewahre uns der Herr Jesus ...»

Das Abendgebetläuten war für uns Kinder von besonderem Reiz. Ich bin da wohl viele hundert Mal mit dem Grossvater zur Kirche gegangen. Unten an der Dürnach-Brücke schlug ich meistens einen Wettlauf bis zur Kirchhofmauer vor, und der Grossvater liess mich gewinnen, als ich noch ganz klein war; später kam er dann nicht mehr recht mit, weil er im Alter halt mit dem Schnaufen Schwierigkeiten bekommen hatte. Kurz vor dem Glockenhouseingang hielt ich ohnehin an, weil ich jetzt seine Hand brauchte, um ohne Angst an den «armen Seelen» vorbeizukommen, einem Holzrelief an der Wand des Kirchturms, das im Feuer brennende Sünder mit schmerzverzerrten Gesichtern zeigte. Weil es schon dunkel wurde, konnte man ja nie wissen, ob nicht einige der Verstorbenen irgendwo hinter den Grabsteinen auf dem Friedhof als Geister in Erscheinung treten würden.

Die Kirche hatte vier Glocken, und zu den Herausforderungen meiner Jugendzeit gehörte es, nach und nach jede von ihnen, auch die schwerste oder «grosse», ohne Blamage zu läuten. Als ich dazu in der Lage war, vertrat ich den Grossvater gelegentlich, seinen Nachfolger, den Friseur Wiese, später ohnehin. Das war deshalb nicht so einfach, weil ja jeder im Dorf das Läuten hörte und darüber redete, wenn man es nicht regelgerecht schaffte. Man musste durch ganz langsames Anziehen des Seiles, bei jeder Glocke mit individuellem Kraftaufwand, die Glocke oben im Turm in Bewegung bringen, zunächst aber noch nicht zum Anschlag. Danach musste man mit kräftigem Zug am Seil hängen, sodass die Glocke einmal bim-bam-bim machte, dann eine kleine Pause einlegte und schliesslich kontinuierlich läutete. Das Beenden des Läutens war wiederum eine Kunst, weil es möglichst ohne Nachschlag geschehen sollte. Dazu hängte man sich mit dem ganzen Körpergewicht an das Seil und stemmte sich mit den Füssen gegen die Turmwand oder gegen die niedrige Holzdecke im Glockenhaus, während das durch Ge-

nerationen von normalerweise ungewaschenen Händen schwarz, glänzend und steif gewordene Seil die Handflächen fast verbrannte.

Zu den unvergesslichen Erinnerungen an den Grossvater gehören die wenigen Besuche, die das Jahr über in der zehn Kilometer entfernten Stadt nötig wurden. Wenn wir keine anderen Verpflichtungen hatten, durfte manchmal eines von uns Kindern mit. Zu Fuss marschierten wir über zwei Nachbardörfer, unterwegs durch eine gruselige Waldstrecke, den «Boschen». Man hatte uns Kindern erzählt, dass hier früher oft der berühmte Räuberhauptmann «Schwarzer Veri» mit seiner Bande gelagert und Reisende und einsame Bauernhöfe in Oberschwaben überfallen habe, bis ihn endlich der «Malefizschenk» fing. Man sperrte ihn in den Ehinger-Tor-Turm in der Stadt, wo ein Blitz ihn dann erschlagen hat zur Strafe. Später las ich darüber in den Aufzeichnungen des Malers Johann Baptist Pflug, dass dies sich im frühen 19. Jahrhundert zugetragen hatte. Bis der Wald zu Ende war, hielt ich üblicherweise das Gespräch über den «Veri» mit meinen Fragen in Gang, weil mir in der Stille wohl gegraust hätte. In der Vorstadt besuchten wir jedesmal Grossvaters Tochter, die Tante Lina, die dort verheiratet war. Immer lag sie im Bett oder auf dem Sofa. Mit dem Begriff «Schwindsucht» war ich schon vertraut: Ein Bruder der Tante Lina war daran gestorben, als ich noch ganz klein war. Unter der grossen Linde vor dem Wirtshaus zum Adler sass im Sommer immer der abgemagerte, bleiche Anton und hustete vor sich hin. Die Krankheit war nicht selten, und die Lungenheilstätten waren immer noch nur für «bessere Leute».

Wenn der Grossvater seine Besorgungen in der Stadt hinter sich hatte, Leder, Pech und Nägel für die Schusterei, Kerzen, Weihrauch, manchmal auch Messwein für die Kirche, kam die Hauptsache. Wir gingen in den «Wilden Mann», ich bekam eine Limonade und einen Wasserwecken, der Grossvater genehmigte sich ein oder manchmal auch zwei Viertel Rotwein. Dann war er lustig, wenn wir zum Bahnhof gingen und mit der Schmalspurbahn heimfuhren. Wenn der Rucksack nicht zu schwer war, gingen wir auch heimwärts zu Fuss, um den

Fahrpreis von 50 Pfennigen zu sparen. Unterwegs sang dann der Grossvater ein Lied nach dem andern, während ich, zwar voller Erlebnisse wie ein Weltreisender, aber halt doch recht müde, froh war, wenn ich von der Höhe aus den heimischen Kirchturm wieder sah.

In einem strengen Winter starb der Grossvater nach ganz kurzer Krankheit. Da ich mein Bett an der Wand zu seiner Schlafkammer hatte, hörte ich ihn in der Nacht bereits angestrengt atmen. Am Morgen weckte uns die Mutter und sagte, er werde heute wohl sterben, und deshalb brauchten wir nicht in die Schule zu gehen. Und so war es Brauch: Man holte noch ein paar Nachbarn, alle versammelten sich am Bett des alten Mannes und beteten Rosenkränze. Der Pfarrer kam mit der «Letzten Ölung» und wir beteten weiter, bis es zu Ende war. Dann öffnete die Mutter das kleine Schiebefenster, weil ja die Seele des Grossvaters den Weg zum Himmel frei haben musste.

In der von Religion, Tradition und dörflicher Gemeinschaft geprägten Welt war der Tod zwar ein einschneidendes, aber als ganz natürlich hingenommenes Ereignis: Man würde sich, so glaubten alle, ja doch wieder sehen.

## Wirtschaftliche Verhältnisse – mühsames Leben

*Einigermassen verlässlich gehen meine Erinnerungen etwa bis zum Jahr 1927 zurück. Im Dorf gab es noch ein paar Familien, die ähnlich arm waren wie die unsere. Aber wenn man uns gegenüber nicht ungeniert von den «Bettelleuten» sprach, was manche grösseren Bauern taten, haben wir das als Kinder kaum einmal als bedrückend empfunden. Wir hungerten nicht und wir waren recht zufrieden. Wir verbrachten unsere Kindheit ja in einer Umgebung und in einer Zeit, in der nicht ständig neue Bedürfnisse geweckt wurden. Unser Haus war zwar in schlechtem Zustand, weil die Eltern natürlich keine Handwerker bezahlen konnten und deshalb nur immer wieder daran herumgeflickt wurde, aber es gehörte uns und wir brauchten keine Miete zu bezahlen.*

Seit dem 18. Jahrhundert, als alle Häuser des Dorfes vom Grundherrn, der Zisterzienserinnen-Abtei, Namen von Wassertieren bekamen – in anderen Untertanen-Dörfern nahm man Namen von Vögeln oder sonstigen Tieren –, trug unser Haus die Bezeichnung «Halb-Nasen-Gütlein» (Nasen sind eine Karpfenart, und «halb» deutet auf das bescheidene Ausmass der Wohnfläche hin). Bei einer Dachreparatur nach dem Zweiten Weltkrieg fand ich, in Wachspapier eingewickelt und zwischen Dachsparren und Ziegeln steckend, ein 200 Jahre altes Marien-Amulett, wohl zum Schutz des Hauses und seiner Bewohner dort hineingelegt. Im so genannten «Primärkataster» der Gemeinde wurden die Besitzer seit 1713 ausgewiesen, so auch nach 1830 noch eine Weberfamilie. In Oberschwaben wurde früher viel Flachs angebaut. Es wird sich also um Leinweber gehandelt haben, die üblicherweise wegen der notwendigen Feuchtigkeit bei der Arbeit ihre Webstühle im Keller hat-

ten, – so wohl auch in unserem Haus: Durch eine Falltür gelangte man in einen solchen grob gemauerten Raum auf einer schon gefährlich ausgetretenen hölzernen Treppe.

Durch die Haustüre kam man gleich in die winzige Küche, in der man im Wesentlichen lebte und von der eine offene Stiege in die beiden Schlafräume nach oben führte. Die «Stube», das Wohnzimmer neben der Küche, war eigentlich für den Sonntag gedacht, wie fast überall auf dem Land. Nur im Winter heizte man dort den Ofen, weil ja auch die Mutter in einer Ecke mit ihrer Heimarbeit beschäftigt war. Durch ein kleines viereckiges Loch in der Decke, das man öffnen konnte, stieg dann auch Wärme in das darüber liegende Schlafzimmer der Eltern. Daneben gab es noch eine Kammer für uns drei Kinder, in der zwei Betten standen. Mein älterer Bruder und ich schliefen zunächst gemeinsam in einem Bett, bis nach dem Tod des Grossvaters ein weiterer Schlafplatz frei wurde. Strohsäcke bildeten die Unterlage, die wir nach dem Dreschen im Winter mit frischem Haberstroh stopften. Dieses war weicher als das Roggenstroh. Erst in den 30er Jahren gab es «gekaufte» Matratzen.

Ein Brunnen im Hof mit einem hölzernen Schwengel versorgte uns mit Wasser, das man in Eimern ins Haus trug. Erst als ich schon nicht mehr zu Hause war, gab es da einen erheblichen Fortschritt: Der Brunnenmacher aus Mietingen baute eine Vorrichtung, mit der man das Wasser von der Küche aus ins Haus pumpen konnte. Eine richtige Wasserleitung habe ich dann erstmals im Internat erlebt.

Die wichtigsten Nahrungsmittel, Kartoffeln und Roggen, bauten wir auf zwei kleinen Ackern, die wir von der Pfarrstelle gepachtet hatten, selber an. Weitere Lebensmittel bekamen wir dadurch, dass manche Arbeitsleistungen der Eltern von den Bauern in Naturalien bezahlt wurden. Hinzu kamen die Erträge vom Ährenlesen auf den abgeernteten Feldern und durch eine gepachtete kleine Bergwiese, die wir später mit Ratenzahlungen kaufen konnten, als die bisherige Besitzerin gestorben war. Für die zwei oder drei Ziegen im Stall war die Wiese nötig, vor

allem um Heu zu haben, im Herbst wurde sie auch als Weide genutzt. Für das Grünfutter pachteten die Eltern von der Gemeinde sehr preiswert die Strassenränder und den jeweils an den Strassengraben angrenzenden Rain an bestimmten Wegstrecken zu den beiden Nachbardörfern. Das Gras von dort, zum Teil nur mit der Sichel, an ebenen Stellen auch mit der Sense zu mähen, holten wir an den Abenden, wenn die Eltern von der Arbeit nach Hause gekommen waren, mit einem Handwägelchen. Im Sommer, wenn die Arbeitszeit oft ausgedehnt war, kamen wir dann manchmal erst bei Dunkelheit nach Hause.

In einem Verschlag im winzigen Ziegenstall fütterte man jedes Jahr ein Schwein, das um Neujahr herum von unserem Taufpaten, dem Metzger Ströbele, geschlachtet wurde. Ein wichtiger Tag. Er schlug zuerst das Schwein mit einer grossen Axt auf den Kopf, dann stach er es tot. Das herausströmende Blut wurde aufgefangen und musste rasch gerührt werden für die Würste, die im Laufe des Tages hergestellt wurden. Wenn wir am Mittag aus der Schule kamen, gab es Kesselfleisch und Kraut, der Götte hatte schon einen kleinen Rausch vom Most und von den etwas versteckten Schlücken aus einer mitgebrachten Schnapsflasche. Die Mutter liess in der Küche Schmalz aus, wovon man das ganze Jahr Grieben hatte, die man in die Bratkartoffeln mischte, und in einem Kessel siedeten die Würste, die später auf dem Dachboden hingen und bei sparsamem Verbrauch bis in den Herbst hinein reichten. Neben dem Schornstein auf dem Dachboden war auch ein kleiner Verschlag für das Rauchfleisch. Davon nahm der Vater häufig ein Stück mit zur Arbeit.

Kalte Ziegenmilch und Pellkartoffeln waren Hauptgerichte, für uns Kinder meistens das Abendessen. Wenn es Kartoffeln zur Milch gab, sparten wir das Brot. Fleisch gab es allenfalls an Sonntagen. Im Keller standen in der Zeit, in der die Ziegen Milch lieferten, Reihen von irdenen Schüsseln auf dem Fussboden, gefüllt bis zum Rand mit Ziegenmilch. Nach wenigen Stunden setzte sich an der Oberfläche eine dicke Rahmschicht ab, die ich eigentlich nicht mochte, aber immer mitessen musste, «damit du was wirst!»



Für uns Kinder waren die Ziegen am wichtigsten, wenn sie im Februar oder März Junge bekamen. Manchmal hatten wir dann zu gleicher Zeit vier bis sechs kleine Kitzchen, was viel Leben ins Haus brachte. Die Geburt kam oft überraschend bei Nacht, und wenn wir morgens aus dem Bett kamen, lagen die noch feuchten strubbeligen Neugeborenen in einem grossen Krautkessel in der dann geheizten Stube und mühten sich, auf die stackeiigen Beine zu kommen, natürlich nach ihrer Mutter meckernd. Im Stall konnte man sie nicht lassen, weil es da viel zu kalt war. Also wurden sie unsere Stubengenossen und geliebten Spielkameraden. Mit Vorliebe sprangen sie bald auf das Sofa oder rannten, wenn es warm genug war, auf dem Hof herum, wo wir sie dann immer wieder einfingen. Nach vier bis sechs Wochen, vorwiegend zu Ostern, mussten sie zum Schlachten verkauft werden, ein ganz trauriger Tag für uns Kinder. Wenn dann ein- oder zweimal in der Woche der jüdische Viehhändler Friedberger aus Laupheim mit seiner schwarzen Kutsche ins Dorf kam, knallte er vor den Häusern mit der Peitsche und rief: «Nix foil?» Hatten wir Kitzchen zu Hause, mussten wir es ihm sagen. Er war ein sehr freundlicher Mann und gab uns gelegentlich Matzen, ungesäuertes Brot also, das wir eigentlich gar nicht mochten, aber es hatte den Reiz des Exotischen. Die Mutter bekam für ein Kitzchen je nach Saison, Laune des Händlers und Verhandlungsgeschick drei oder vier Mark, manchmal auch nur zwei. Der Friedberger band die Beine unserer Lieblinge mit einem Strick zusammen und steckte sie in einen Rupfensack, und wir hörten sie dann schreien, bis die Kutsche unten über die Dürnach-Brücke gefahren war. Dass für manche Leute in der Stadt das Kitzchenfleisch als besonderer Leckerbissen galt, konnten wir kaum glauben.

Zu unserem täglichen Brot – im wörtlichen Sinn – trugen wir Kinder schon sehr früh ganz selbstverständlich bei, mit beliebten, aber auch ganz und gar unbeliebten Arbeiten. Im Sommer gingen wir sehr gerne und fast täglich zum Beerenlesen in die Wälder, Himbeeren und Heidelbeeren gab es genug. Wenn sie reif wurden, zogen wir nach der

Schule für drei oder vier Stunden in den Eichelbräu oder in andere Wälder um das Kloster. Gemeinsam werden wir in jedem Sommer etliche Zentner Beeren nach Hause gebracht haben, die entweder zusammen mit Ziegenmilch als Abendessen dienten oder zu «Gsälz» (Marmelade) für den Winter eingekocht wurden. Gute Beeren-Fundstellen in den Wäldern behielten wir als Geheimnis, und um sie niemandem zu verraten, machten wir auf dem Hinweg oft einen kleinen Umweg, wenn andere Kinder ebenfalls unterwegs waren. Angst hatten wir im Wald eigentlich nur, wenn aus dem Kloster, das eine Heil- und Pflgeanstalt beherbergte, einige Nonnen mit 30 bis 40 geistig Behinderten beim Beerenlesen waren, weil es dann manchmal nicht ausblieb, dass einer oder mehrere sich der Aufsicht entzogen und plötzlich irgendwo zwischen den Bäumen bei uns auftauchten. Auch wenn wir manche der Kranken mit Namen kannten, waren uns die meisten doch unheimlich, vor allem die Männer, denen man die Köpfe kahl geschoren hatte und die oft auch infolge körperlicher Deformationen furchterregend aussahen. Einmal traf ich mit meinem Bruder plötzlich allein auf den «Lenz», einen Riesenkerl, der eigentlich ganz gutmütig war, nur stammeln, nicht richtig sprechen konnte. Aber nun lehnte er sich an einen Baum, zog seinen in meiner Erinnerung riesigen Penis aus dem Hosenschlitz und begann keuchend und irr lachend zu onanieren. Ich weiss nicht, ob mein Bruder schon mehr aufgeklärt war als ich, jedenfalls mich irritierte noch lange danach, dass ein Mensch «Milch» aus seinem «Zipfel» melken konnte. Lange hielt ich das für eine besonders üble Variante von Verrücktheit. Natürlich verabredeten wir, zu Hause kein Wort davon zu erzählen; über so etwas sprach man mit seinen Eltern ohnehin nicht.

Eine andere und vielleicht noch wichtigere, wenn auch äusserst ungeliebte Möglichkeit, zum Essen beizutragen, war in und nach der Erntezeit das Ährenlesen. Wenn die Garben aufgeladen und die Bauern mit den Rechen übers Getreidefeld gegangen waren, durften die Ortsarmen das Feld betreten und die abgebrochenen Ähren oder die wenigen liegen gebliebenen Halme auflesen. Bauern, bei denen unsere Eltern arbeiteten, gestatteten auch manchmal das Ährenlesen im «Unge-

rechten», und wir achteten dann sehr darauf, dass sich da nicht andere dazu gesellten. Im Übrigen spekulierten wir vorher, ob der Bauer mit dem vom Pferd gezogenen grossen Eisenrechen oder mit den von Hand gezogenen Holzrechen gearbeitet hatte: Letzteres verhiess mehr Ausbeute für uns. Allerdings war es ein Gewohnheitsverbot, nochmals mit einem Rechen zu arbeiten: Ährenlesen war offenbar traditionell eine Tätigkeit, die man gebückt und ohne Hilfsmittel ausübte, Ähre für Ähre mit der Hand auflesend. Entweder sammelten wir alles in ein «Ährensäckle», das wir um den Hals hängen hatten und immer wieder in einen Sack am Feldrand leerten, so vor allem beim «Vesen» oder Dinkel, den man damals in Oberschwaben noch häufig anbaute, oder wir banden die Weizenhalme, jeweils etwa 40 bis 50, zu Büscheln, die sich am Abend zu grossen Garben bündeln liessen. Zu Hause wurde das alles gestapelt und dann im Winter mit dem Dreschflegel ausgedroschen. Manchmal konnten wir das Gesammelte auch bei einem Nachbarn durch die Dreschmaschine laufen lassen. Wenn der Sommer gut gewesen war, gab das manchmal zwei bis drei Zentner Körner. Man brachte sie in die Mühle, erhielt dort nach dem Wiegen vom Müller einen Zettel, auf dem das Mehl-Guthaben vermerkt war. Im Laufe des Jahres holten wir dann dort in einem Säckchen jede Woche etwa fünf Pfund Mehl, trugen es zum Bäcker und bekamen am folgenden Tag das daraus gebackene Brot. Brotholen schätzten wir Kinder sehr: Die oft noch warmen Brotlaibe waren an einer Stelle zusammengebacken, und da konnte man nach der Trennung der Laibe das wohlriechende weiche Innere herausgrubeln, natürlich schon auf dem Heimweg. Wenn dann grosse Löcher zu sehen waren, wurden wir zwar geschimpft, aber unsere Eltern hatten das einst wohl auch so gemacht und hatten Verständnis für uns.

Das Brot bei fremden Leuten schmeckte übrigens immer anders und im Zweifelsfall besser. Ein Stück Brot, rund um einen Bauernlaib geschnitten, war auch der übliche Lohn für Tätigkeiten, die wir für andere verrichteten. Zu den bleibenden Erinnerungen, die mit Brot Zusammenhängen und die ich nach vielen Jahrzehnten fast noch heute «rie-

chen» kann, wenn ich daran denke, gehört zum Beispiel, dass wir im Frühsommer immer wieder auf der grossen Klosterwiese unten am Bach Schlüsselblumen und Glockenblumen und Margeriten pflückten und dann dicke Blumensträusse zur nahen Klostermühle trugen. Ausser dem unfreundlichen Müller lebte da nur noch eine schwerhörige, aber sehr kinderliebe Nonne, die schliesslich auch ans Tor kam, wenn der Hofhund lange und laut genug gebellt hatte. Zu ihren Aufgaben gehörte es, die Bildstöckchen auf den Feldern und das grosse Kreuz im Waldstück Buchhaldenberg und den dortigen Stationenweg zu schmücken, und im Mai hatte sie in der Mühle noch einen Marienaltar. Sie nahm uns die Blumen ab und kam nach einiger Zeit mit einer zwei Zentimeter dicken Brotscheibe «rund um den Laib», bestrichen mit Butter und manchmal sogar noch mit Honig oben drauf. Wir sassen dann am Waldrand und genossen unseren Lohn. Insgeheim bauten wir darauf, dass die Blumen ganz rasch verwelken würden, damit wir umgehend wieder zu dem herrlich schmeckendem Klosterbrot gelangen könnten.

Blumenpflücken gehörte aber eigentlich zum Spielen und Faulenzen. Und Faulenzen war in einem Bauerndorf damals, streng genommen, eher eine Sünde und eine Schande, nach einem jener griffigen und im Grunde doch so wenig menschlichen Patentsprüche, wonach «Müssiggang aller Laster Anfang» sei. Mir fällt dazu eine bezeichnende Geschichte ein: Die Eltern waren schon über 70 Jahre alt, wir schenkten ihnen je einen Liegestuhl und meinten, sie sollten sich doch bei schönem Wetter am Nachmittag unter den Apfelbaum im Garten legen. Als wir beim nächsten Mal zu Besuch kamen, hatten sie die Liegestühle ins Zimmer gestellt und benützten sie auch dort. «Im Garten sehen alle, die vorbeigehen, dass wir faulenzen. Das lassen wir uns nicht nachsagen.»

Das Arbeiten bei fremden Leuten begann im Alter von sieben bis acht Jahren. Eine meiner fast täglichen Pflichten war da zum Beispiel, für den Nachbarhof zum «Käser» zu gehen, also die frische Milch mit einem Handwagen zur Molkerei zu fahren. Dafür gab es in der Regel ein Butterbrot. Viel zu tun gab es den ganzen Sommer über auf den

Feldern. Ganz unbeliebt war im Frühjahr insbesondere das «Dischelstechen»: Man hatte eine Art Lanze mit einem langen Stiel, ging ganze Nachmittage lang durch das spriessende Getreide und stach mit der scharfen Lanzenspitze jede kleine Distel aus. Bei der Heuernte war eine der Hauptaufgaben, beim Beladen jeweils den Heuwagen ein Stück weiterzufahren, wenn der Bauer rief, und in der Zwischenzeit das Ungeziefer abzuwehren, damit die Gäule nicht unruhig wurden, oder auch hinter dem Wagen mit dem Rechen das Liegeengebliebene zusammenzuholen. Nach dem Mähen mussten wir «Matten streuen», also das Gras zum Trocknen verteilen, das Heu wenden, die Heinzen (Heuböcke) aufstellen oder die «Schochen» aufhäufen, das Heu zum Aufladen vorbereiten; für alle diese Arbeiten gab es ja noch keine Maschinen.

Eine ausschliessliche Kinderarbeit war das so genannt «Heustampfen»: Das von den Heuwagen aus der Tenne herauf gegabelte Heu musste mit den Händen in die hintersten Ecken des Stadels unters Dach geschleppt und dort festgestopft oder -gestampft werden, damit alles in die Scheune passte. Dabei staubte es meistens fürchterlich, man schwitzte und sehnte herbei, dass man endlich von unten her am Klappern der Heuwagen hörte, dass abgeladen war. Bei der Getreideernte war auf dem Feld unsere Aufgabe, ein grosses Bündel aus Stroh gedrehter Garbenbänder (später hatte man auch Hanfstricke) über den Acker zu schleppen und demjenigen, der das Getreide zusammenband, «das Band zu schlagen», also alles fürs Binden vorzubereiten. Und im Herbst waren wir, besonders an den Vormittagen in den langen Ferien, natürlich beim «Kartoffelklauben». Auch dafür gab es noch keine Maschinen. Man zog zunächst, recht mühsam, das Kartoffelkraut heraus, dann fuhr der Bauer mit dem Pflug mitten durch die Reihen und lockerte den Boden, sodass man dann mit den Händen nach Kartoffeln wühlen und sie in die Körbe füllen konnte.

Im ganzen Dorf gab es auch noch keinen Traktor, erst Mitte der 30er Jahre auf den grösseren Höfen den einen oder anderen «Bulldogg». Man arbeitet mit Pferdegespannen, aber die kleineren Landwirte, in

unserem Dorf die überwiegende Mehrheit, spannten Kühe vor die Pflüge, Eggen und Wagen. Selbstverständlich wurde auch das Getreide mit der Hand gemäht, gebunden und teilweise auch noch auf dem Tenenboden im Dreiertakt mit Flegeln gedroschen. Grössere Bauern bestellten im Winter einen oder zwei Tage lang die grosse Dreschmaschine, die genossenschaftlich genutzt und von einer mobilen Dampfmaschine angetrieben wurde. An diesem Tag halfen in der Regel die Nachbarn zusammen. Wenn wir Kinder dabei das Stroh unterm Dach verstauen mussten, holten uns die Disteln unliebsam ein, die wir im Frühjahr hatten stehen lassen, und zerstachen Hände und Arme; noch bot die Chemie keine Unkrautvernichtungsmittel an.

Für alle diese Arbeiten verdienten wir Kinder nur Essen, nie Geld. Zur Verdienstquelle wurde nur eine feste Stelle bei einem Bauernhof als Hütebub, gegen Ende des Sommers, wenn der zweite Schnitt, das Ohmd, in der Scheune war und unsere langen Schulferien vor allem deswegen begannen. Da die Wiesen keine Zäune hatten, musste ständig jemand beim Vieh auf der Weide sein und verhindern, dass die Kälber und Kühe ein Nachbargrundstück betraten oder gar in angrenzende Rüben- oder Kleefelder einbrachen. Zur Überwachung gab es einen so genannten «Oschschau», einen von der Gemeinde bezahlten Feldhüter, der den «Ösch», die Gemarkung der Gemeinde, kontrollierte. Das «Laufenlassen» des Viehs, also das Weiden ohne Beschränkung auf das Eigentum, war erst nach einem bestimmten Termin, dem Kirchweihfest im Oktober, erlaubt.

Traditionell gab es eine Reihe von Terminen im Dorf, die stets mit dem Kirchenjahr verbunden waren: Dienstboten wechselten die Stellen an Lichtmess oder am Tag des heiligen Martin, Obst in den Gärten und in den Streuwiesen durfte man erst nach St.Gallus, also nach dem 16. Oktober, ohne Rücksicht auf die Rechte des Eigentümers mitnehmen, was man dann «Äpfel oder Birnen gallen» nannte und wovon wir regen Gebrauch machten.

Als Hirtenbuben wurden wir bereits im Sommer angeheuert. Wenn es rechtzeitig geschah, konnte man in der Regel auch noch wählen zwi-

schen «guten» oder «schlechten» Bauern, konnte Höfe vermeiden, in denen man sich beim Essen ekelte, wo man ständig geschimpft wurde und auch bei nasskaltem Wetter immer aufs Feld musste. In meiner ersten Stelle hätte es deshalb fast nicht geklappt, weil der Kleinlandwirt, zu dem ich sollte, zunächst meinte, er habe gehört, ich «tät lieber lesen als schaffen».

Während meiner Schulzeit hatte ich als Hütebub drei «Arbeitgeber». Meine Arbeit begann, als ich acht Jahre alt war, bei einem Kleinlandwirt, der nur vier Kühe und ein oder zwei Kälber hatte, setzte sich fort mit sieben oder acht Stück Vieh. In den letzten vier Jahren war ich ständig im Anwesen «am Berg» beschäftigt, wo die Herde wesentlich grösser war, auch wilder und schwerer zu hüten, weil die Kühe auf einem Hof, auf dem es. Pflanze gab, nicht eingespannt wurden. Ausser dem Hüten gab es auf den Höfen natürlich auch immer andere Arbeiten im Stall und auf dem Feld. Ganz unglücklich war ich bei meiner ersten Stelle, als ich neben den Kühen auch noch zwei ganz kleine Kinder beaufsichtigen sollte, weil die Bäuerin zur Kartoffelernte ging und ihr Mann nebenher als Tagelöhner auf dem Bau arbeitete. Eines der kleinen Mädchen lag noch im Kinderwagen und hatte Keuchhusten, und ich sollte es bei jedem Hustenanfall herausheben und herumtragen und ihm den Rücken klopfen, bis der Anfall nachliess. Natürlich spuckte das kleine Kind, ich wischte alles ab, alles stank säuerlich, und ich selbst war auch sauer, weil die andern Hütebuben mich auslachten und meinten, das alles sei doch eigentlich «Weibersach».

Wenn wir am Mittag aus der Schule kamen (in den Schulferien waren wir meistens schon am Vormittag bei unseren Bauern), gingen wir zu unserem Arbeitgeber zum Mittagessen. Dann bekamen wir in einem Stoffbeutel ein Vesper um den Hals gehängt und trieben, mit der Peitsche knallend, unsere Herde auf die Wiese, die «dran» war: Das bestimmte der Bauer, aber wenn man schon etwas Erfahrung hatte, konnte man die Gegend der Gemarkung selber bestimmen und sich vor allem mit Freunden verabreden.

Das Hüten hatte Licht- und Schattenseiten, letzteres vor allem bei schlechtem Wetter und in einem Oschbereich, in dem man vielleicht

die ganze Zeit allein war. Man stand dann manchmal im Herbst sechs Stunden lang im Regen und fror. Als Regenschutz hatten wir einen Kartoffelsack, dessen einen Zipfel man zu einer Kapuze formen konnte. Der Rupfen hielt dann die Nässe vielleicht eine Stunde lang ab. Wenn man niemanden in der Nachbarschaft hatte, mit dem man reden oder spielen konnte, stand man herum, heulte wohl auch einmal eine Weile vor sich hin, fror an den nackten Füßen und wärmte sie zwischendurch auf, indem man in einen frischgeschissenen Kuhhaufen trat. Oder man sang lauthals alle Strophen aller Lieder, die man kannte, besonders auch die deutschen und lateinischen Kirchenlieder. Vor allem aber wartete man sehnsüchtig auf den Pfiß des Zuges nach Ochsenhausen, wenn er gegen Abend aus dem Gemeindewald herausdampfte. War er dann am Bahnhof, brüllten wir unseren Kühen «Ho-ho» zu, worauf sie sich meistens von selber in Richtung Stall auf den Weg machten. Manchmal gingen sie aber auch eigene Wege: So war ich einmal, neunjährig, den ganzen Tag auf einer einsamen Wiese in der Nähe des Klosters, ziemlich hoch über dem Dorf. Es regnete und stürmte so sehr, dass die Herde immer unruhiger wurde und schliesslich eine Stunde vor der erlaubten Zeit den steilen Berg hinunter nach Hause rannte, ich heulend hinterher, weil ich ja wusste, dass die Tiere bei diesem Tempo einen Teil ihrer Milch verloren, die links und rechts aus den schwankenden Eutern spritzte, ein zusätzlicher Grund für ein Donnerwetter des Bauern und für Ohrfeigen.

Aber es gab auch die schöne Kehrseite der Medaille: herrliche Herbstnachmittage mit Freunden von den Nachbarwiesen, Wettbewerbe im Messerwerfen und Peitschenknallen, wofür es Tricks verschiedener Art gab, vor allem das raffinierte und als Geheimnis bewahrte individuelle Einflechten der Peitschenschnüre vorne in die Leder- oder Hanfleine. Oder wir setzten in der Nähe von aufgestauten Wassergräben die Mäuse- und Maulwurfsgänge so lange unter Überschwemmung, bis die Tiere patschnass an die Oberfläche kamen und dann gejagt werden konnten. Für einen Maulwurfswanz gab es auf dem Rathaus zehn Pfennige, und eine Zeitlang gelang es sogar, die Fangprämie



durch geschicktes Halbieren der Schwänze zu verdoppeln, was aber dann doch bemerkt wurde. Wir machten Feuer und brieten Kartoffeln und Apfel, mit unseren Messern schnitzten wir Masken aus grossen Rüben, wir trugen Wettbewerbe im Weitpinkeln aus, wurden von den Älteren bis ins Detail aufgeklärt, worüber es dann viel zu reden und zu tuscheln gab, besonders, wenn in der Nähe auch grössere Mädchen beim Hüten waren, zu denen manche ganz Forste dann mitunter derbe vorpubertäre Annäherungen suchten, danach immer mit der berechtigten Angst lebend, das Ganze komme dem Pfarrer zu Gehör. Und der Gebhard, der zu Hause eine Wirtschaft hatte, klaute dort genug von den Zweieinhalb-Pfennig-»Zuban«-Zigaretten, um uns alle zu versorgen und beim Rauchen das Gefühl zu geben, wir seien nun doch schon fast richtige Männer, auch wenn es uns erst einmal schlecht wurde.

Wenn man dann abends zu Hause war, gab es das «Brotessen», meistens ein Stück Backsteinkäse und einen Krug Most, gelegentlich auch Blut- oder Leberwurst, ein Stück Rauchfleisch oder die Reste vom Mittagessen. Danach begann im Stall das Melken. Im Hof am Berg besorgte das anfangs ein etwas schwachsinniger Vetter des Bauern, der häufig vor sich hin weinte. Wenn wir allein im Stall waren, fragte er immer wieder einmal, ob er mir nicht meine Hosen ausziehen und mich streicheln dürfe, es komme jetzt ja doch niemand vorbei, und ich begriff in meiner Unschuld das Ganze lange nicht und sprach mit niemandem darüber. Später melkte immer die Magd, eine meiner Cousinen, die ebenfalls bei der Verwandtschaft gelandet war. Sie verlangte, dass ich mich beim Melken hinter die Kuh stellte und deren Schwanz festhielt, damit sie der Melkerin nicht ständig ihre Schwanzspitze, die meistens voller Dreckbollen war, um die Ohren haute. Immerhin, bei ihr war es mitunter interessant, um nicht zu sagen aufregend: Bis in alle Einzelheiten erfuhr ich da von ihren tatsächlichen, oft wohl übertrieben dargestellten oder auch nur eingebildeten Männerbekanntschaften und Liebessehnsüchten, die sie anderswo nicht loswerden konnte. Alles habe ich zunächst nicht verstanden, und wenn sie das Gefühl hatte, ich

träumte vor mich hin und mein Interesse lasse nach bei den immer ähnlichen Geschichten, wandte sie einen Trick an, den ich gar nicht mochte: Sie drückte so raffiniert gegen eine seitwärts gerichtete Zitze der Kuh, dass mich ein Strahl unangenehm warmer Milch mitten ins Gesicht traf. Im letzten Hütebuben-Jahr, als ich dann schon 13 war und die Welt besser begriff, kam in dieser Abendstunde auch gelegentlich der Hans, ihr späterer Mann, leise zur hinteren Stalltür herein und machte sich bemerkbar, und dann verschwanden die beiden auch einmal eine Weile im Heu nebenan, und ich sorgte dafür, dass niemand störte. Es war dann oft schon dunkel, wenn ich die volle Milchkanne zur Molkerei fuhr. Danach gab es noch eine Schüssel Zichorien-Kaffee mit eingebrocktem Brot, und gegen acht Uhr war ich zu Hause.

Der Lohn für die etwa zehn bis zwölf Wochen dauernde Hütebubenzeit war unterschiedlich. Einmal bekam ich sechs Mark, am Ende acht bis zwölf Mark, einmal auch ein Paar neue Schuhe, dazu am Rosenkranzfest, dem Patroziniumsfest der Gemeinde, einem besonders festlich begangenen Sonntag, an dem das Vieh dann im Stall blieb, einen Extra-Obulus, auf den ich schon lange vorher gespannt war. Es gab dann nämlich beim Spritzenhaus ein Karussell und eine Bude mit Johannes-Brot und Glückstüten. Ich bekam von meinem Bauern 50 Pfennige, einmal sogar eine Mark, aber da war er schon angetrunken. Ein Teil davon ging noch in die Sparbüchse, man durfte die Vergnügungssucht nicht zu üppig werden lassen.

Über den landwirtschaftlichen Arbeitsplatz hinaus hatten mein Bruder und ich jahrelang die im ganzen Dorf begehrteste Verdienstquelle für Kinder fest in Besitz und wir haben sie auch mit allen Kräften verteidigt: Zum Berghof mit Gastwirtschaft gehörte die Kegelbahn des Dorfes, relativ primitiv auf dem Holzplatz der Zimmerei zusammengebaut, und wir waren dort im Sommer die Kegeljungen. Die Saison begann an den ersten warmen Sonntagen im Frühjahr und dauerte bis in den Oktober hinein. Nach der Sonntagnachmittags-Andacht, wenn



*Kaum zu erkennen von aussen: die Kegelbahn, in der wir viele Stunden beim Aufstellen der Kegel verbrachten*

wir die ersten Kugeln rumpeln hörten als Zeichen, dass man einen Kegelsonntag brauchte, trat einer von uns seinen Dienst an. Da wir ja zu gleicher Zeit oft auch am Sonntag eine Verpflichtung zum Viehhüten hatten und mein Bruder oft auch am Abend in der Kirche Ministrant war, ersetzte uns zwischendurch auch gelegentlich für ein paar Stunden unsere Mutter, vor allem, damit niemand aus einer anderen Familie geholt wurde.

Es gab keinen festen Lohn, sondern am Ende jeder gespielten Partie einen durch Regeln festgesetzten Betrag, meistens fünf Pfennige pro Teilnehmer aus der Partei, die verloren hatte, für «Alle Neune» nochmals fünf Pfennige. Das Kegeln dauerte in der Regel von zwei Uhr am Sonntag nachmittag bis etwa 22 Uhr, manchmal auch länger. Zwischendurch brachte uns unsere Mutter ein belegtes Brot, oft löste sie uns auch am späten Abend ab, damit wir ins Bett kamen. Die «Ausbeute» war für unsere Verhältnisse lohnend, und dafür nahmen wir auch in Kauf, dass im Sommer jeder Sonntag ein Arbeitstag war. Es gibt da auch die Erinnerung an manche Streitigkeiten der Kegler, wenn sie schon zuviel Bier getrunken hatten oder einander die Schuld an der Niederlage gaben, manche schlugen dann mit den Kegeln aufeinander ein. Aber es war ein Hochgefühl, wenn wir spät abends heimkamen und auf dem Küchentisch die Groschen und die Fünf-Pfennig-Stücke zusammenrechneten, um sie dann gleich in unsere Sparsbüchsen zu stecken. Manchmal kam für jeden von uns bis zu zwei oder drei Mark zusammen. Alle paar Wochen trugen wir das Geld zum Lehrer in die Schule, der eine Art Sammelstelle für die Ersparnisse der Schulkinder unterhielt, Sparsbücher führte und dann mit der örtlichen Darlehenskasse abrechnete. Auf die Sparsbücher griff man zurück, wenn wir einmal etwas Neues gekauft bekamen, Schuhe zum Beispiel oder später ein gebrauchtes Fahrrad, äusserst selten ein Kleidungsstück. Dies war ohnehin ein besonderes Kapitel. Der Kauf von neuen Sachen in der Stadt oder bei einem Hausierer wäre zu teuer gewesen, also ging es um Selbstversorgung. Hemden und Hosen nähte unsere Mutter meistens selber, nicht mit besonderem Geschick, wie sich denken lässt.

Die Hose, das wichtigste Kleidungsstück, trug man relativ lang; sie reichte meistens bis zum Knie und war dann noch zum späteren Verlängern umgenäht, was mich immer ärgerte. Aber man rechnete eben, dass sie jahrelang passen musste, auch wenn man grösser wurde. Und ich bekam selbstverständlich noch die meines grösseren Bruders vererbt. Die Hosen wurden mit Hosenträgern festgehalten; als ich den ersten Gürtel bekam, fühlte ich mich fast erwachsen. Eine Zeitlang trug ich, um von den ungeliebten Hosenträgern wegzukommen, einen Gürtel eigener Konstruktion: Irgendwo auf einem Abfallhaufen hatte ich ein geflochtenes buntes Leinenband gefunden, aus dem ich mit Hilfe der Schusterahle aus dem Nachlass des Grossvaters, wo ich auch noch ein paar Ösen fand, etwas zusammenflickte, was ich mir dann um den Hosenbund schnallte.

Ganz schlimm war es mit den Strümpfen. Sie waren lang, handgestrickt und in der Regel schwarz, «juckten» dauernd, weil sie warm und vom vielen Waschen verfilzt waren, an den Füßen auch vielmals gestopft. Am unerträglichsten war jedoch die Befestigung: Als ich noch kleiner war, so bis zum neunten Lebensjahr, trug ich ein so genanntes «Leibchen», das ich deswegen hasste, weil es mir weibisch wie ein Korsett erschien. Man zog es unter das Hemd, und am unteren Ende waren Strapse angenäht, einfache graue Gummibänder, die man als Meterware kaufen konnte und in die man Knopflöcher hineinschnitt. Am oberen Rand des Strumpfes war dann ein Knopf zur Befestigung angebracht. Da ich wohl, wie man sagte, damals in Bekleidungsfragen etwas «eigen» war – eitel vielleicht oder doch eher den Spott anderer Kinder fürchtend –, sollten die Strümpfe möglichst keinerlei Falten zeigen. Also waren die Gummibänder dauernd straff gespannt, was wiederum äusserst unbequem war, weil sie nur an einer einzigen Stelle an den Strümpfen befestigt waren, was eben zu einseitigem Zug führte. Und dann rissen sowohl Knöpfe als auch Knopflöcher immer wieder aus, und man musste mit herunterhängenden Strümpfen durchs Dorf gehen oder man streifte beide Strümpfe als dicke Wülste bis hinunter an

die Schuhe. Letztere waren ausnahmslos hohe Schnürstiefel aus derbem Rindsleder, mit dicken Sohlen, die je mit 20 bis 30 Eisennägeln beschlagen waren. So ein Paar hielt viele Jahre, wurde auch gross genug gekauft, weiter vererbt, gelegentlich auch an Familien mit kleineren Kindern später weiterverkauft. Nun war das mit den Strümpfen und Schuhen eigentlich nur in der kalten Jahreszeit ein grösseres Problem. Mit den ersten wärmenden Sonnenstrahlen Ende April oder Anfang Mai gingen wir grundsätzlich barfuss, nur am Sonntagmorgen zur Kirche schickte sich das nicht. Um die Fusssohlen bildete sich rasch eine harte Hornhaut, die es erlaubte, in Disteln zu treten oder über Stoppelfelder zu rennen. Vielleicht trug zur Unempfindlichkeit auch bei, dass wir die Füsse nicht so regelmässig gewaschen haben, wie das vielleicht die Hygiene gefordert hätte.

Gelegentlich erhielten wir auch für den Winter eine warme Überjacke, «Joppe» genannt. Dafür kam die Näherin ins Haus – «auf Stör» –, trennte einen alten Mantel des Vaters oder Grossvaters auf und stückelte daraus für mich und meinen Bruder ein Kleidungsstück zusammen.

Das Kapitel Kleidung abschliessend kann ich sagen: Etwas Ähnliches wie einen Anzug oder einen im Laden gekauften Sakko besass ich bis zu meiner Hochzeit niemals. Mit 13 Jahren kam ich in eine Internatschule und trug dann eine Schuluniform, mit 17, als Soldat, bekam ich «Feldgrau», und als mit 22 Jahren die Gefangenschaft zu Ende war, gab es nur abgeänderte, dunkel eingefärbte Uniformteile, die noch sechs Studienjahre überdauerten. Wirklich belastet hat mich das eigentlich nie.

Die Einkommensverhältnisse eines damaligen Tagelöhners auf dem Land dürfen nicht mit heutigen Massstäben gemessen werden; auch die mittleren und kleinen Landwirte lebten damals recht dürrtig. Da es für unsere Eltern kaum einmal eine Auswahl an Arbeitsangeboten gab, trifft es, rückblickend betrachtet, allerdings wahrscheinlich zu, dass sie oft genug ziemlich rücksichtslos ausgebeutet wurden. Ihre Arbeitskraft, Arbeitszeit und jederzeitige Verfügbarkeit standen in keinem Verhältnis zu ihrem Lohn oder zu den Naturalien, die als Entgelt gegeben wur-

den. Feste Normen dafür gab es ohnehin nicht, Löhne waren mehr oder weniger willkürlich und galten in den Gesprächen in unserer Familie oft genug als Indiz dafür, wen man zu den «Guten» oder zu den «weniger Guten» oder zu den ganz «Kählen» (Geizigen) unter den Arbeitgebern zählte. Die Abhängigkeit von ihnen, ob Bauer oder Gewerbetreibender, war total. Wenn einer zum Beispiel am Morgen am Haus vorbeikam und hereinrief «Rese, heut Mittag kannscht zum Erdäpfelklaub kommen!», dann konnte sich die Mutter dem kaum entziehen. Und oft holten sie die Bauern wohl auch in dem herablassenden Bewusstsein, ein gutes Werk zu tun. Wegen der Bezahlung konnte man weder protestieren noch verhandeln, weil sich das sofort im Dorf herumgesprochen und Folgen gehabt hätte. Ich habe später einmal eingehend die Realeinkommen von Arbeitern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts untersucht (Tranz Kistler, *Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Baden 1849 – 18/0*. In: *Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Band II*. Freiburg 1954) und dabei feststellen können, dass der soziale Fortschritt nur im Schneckentempo in die 20er und 30er Jahre des folgenden Jahrhunderts ins schwäbische Oberland gekommen ist.

Beispiele können einiges verdeutlichen: In der Landwirtschaft verdiente man Ende der 20er Jahre etwa eine Mark für einen halben Tag auf dem Feld, dazu ein Vesper, gegen Ende der 30er Jahre etwa vier Mark für den ganzen Tag. Die Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf dem Dorf charakterisiert darüber hinaus aber sehr deutlich der Verrechnungsmodus, der immer dann üblich war, wenn wir ein- oder zweimal im Jahr für zwei Stunden ein Pferd und einen Wagen und vielleicht auch noch einen Pflug brauchten, um unsere zwei kleinen Ackerchen zu bestellen oder das Heu für unsere Ziegen heimzufahren. Für diese zwei Stunden arbeitete meine Mutter mindestens einen, oft auch eineinhalb Tage und musste noch mehrmals «Vergelt's Gott» sagen. Die Stundenlöhne des Vaters auf dem Bau, als Waldarbeiter oder in dem kleinen Betrieb, der Rebpfähle, Hopfenstangen

und Holzstempel für Bergbaufirmen herstellte, bewegten sich Ende der 20er und auch noch in den 30er Jahren etwa zwischen 35 und 50 Pfennigen. Und da man das zu Hause immer wieder diskutierte, ist mir ganz deutlich in Erinnerung, dass der Vater einmal – es war um 1930 herum – über den angebotenen Lohn erbost war, denn eigentlich nahm man sonst alles mehr oder weniger kommentarlos hin, was man angeboten bekam. Diesmal hatte man ihm gesagt, er könne für 25 Pfennige in der Stunde kommen. Er ging dann natürlich hin, weil er keine andere Wahl hatte. Der damalige «Realwert» dieser Verdienste erschliesst sich durch einige Vergleiche: Ein neues Fahrrad kostete etwa 70 bis 100 Mark, die Hin- und Rückfahrt mit der Schmalspurbahn in die Stadt, die zehn Kilometer entfernt war, eine Mark, ein Liter Bier 5 5 Pfennige.

1938 erhielt ich mein erstes Fahrrad, gebraucht natürlich, und vom Vetter Sepp schon jahrelang gefahren. Es kostete immer noch 40 Mark, also den Gegenwert von zehn bis zwölf schweren Arbeitstagen meiner Mutter.

Wir haben in diesen Jahren, in denen äusserste Genügsamkeit eine Selbstverständlichkeit war, zwar nicht gehungert, aber es gab ständig die Notwendigkeit, mit allem, auch mit jedem Stück Brot, sparsam umzugehen. Besonders eingeschränkt lebten wir immer dann, wenn der Vater, wie in den Wintermonaten in den Jahren 1929 bis 1933 immer wieder, monatelang arbeitslos war. Das «Stempelgeld», das er auf dem Arbeitsamt in der Stadt einmal in der Woche abholen musste, war wesentlich geringer als der normale Lohn; es betrug etwa eine Mark am Tag, nach den Brüning'schen Notverordnungen sogar noch weniger. Dies hing auch damit zusammen, dass vorher der Arbeitslohn niedrig und, vor allem bei der landwirtschaftlichen Tagelöhnergängigkeit, die Arbeitszeit teilweise unregelmässig gewesen war. So blieb dann die Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung immer ein besonderes Ereignis, an das ich mich schon deshalb lebhaft erinnern kann, weil die paar Arbeitslosen aus dem Dorf den Weg in die Stadt und zurück meistens gemeinsam zu Fuss zurücklegten, und jedesmal die Mutter den Vater am Morgen ermahnte, sich doch ja nicht auf dem Heimweg von dem



H., einem Arbeitskollegen, der ein Luftikus war, zur Einkehr in eine Wirtschaft verführen zu lassen. Geschah es dann doch zuweilen, fehlten eben die 30 Pfennige, die ein Glas Bier kostete, in der Haushaltskasse. So etwas wurde lebhaft diskutiert, der H., wenn er zum Kartenspielen ins Haus kam, dann auch entsprechend beschimpft. Wenn es an solchen Tagen im Winter schon dunkel und der Vater von der Stadt noch nicht zu Hause war, wurde unsere Mutter aufgeregt, und wir Kinder versuchten im Bett wach zu bleiben, bis wir den Heimkehrer hörten. In diesen Jahren wurde für uns der Wert von Lebensmitteln und Kleidungsstücken und all dem, was man kaufen musste, zur bestimmenden Grösse, äusserste Sparsamkeit zur verinnerlichten Selbstverständlichkeit. Viel später, in der Gefangenschaft, als wir die Brote unter Zuhilfenahme eines Zentimetermasses gerecht aufzuteilen versuchten, und alle ringsum zusahen, dass keiner zu kurz kam, war das für mich keine so ganz neue Erfahrung. Das Verderbenlassen von Brot und das Wegwerfen von noch gebrauchsfähigen Kleidungsstücken sind für mich bis heute «Sünden», die weder zu begreifen noch zu verzeihen sind.

Jede Gelegenheit, zusätzliche Lebensmittel zu bekommen, war wichtig. In diesem Zusammenhang ist mir eine Erinnerung bis heute fast beklemmend: Wenn die Bauern im Winter ihre Hausschlachtungen hatten, durften wir Kinder am Abend zu den grösseren Höfen in der Nachbarschaft kommen und mit einer Milchkanne Brühe aus dem Wurstkessel holen. Meine kleinere Schwester hatte da keine Hemmungen und ging oft gleich in die Küche, während ich, wenn ich mich doch nicht drücken konnte, viel zu schüchtern war, um ins Haus zu gehen. Ich stellte mich dann irgendwo vor eine Tür und wartete, bis jemand herauskam und mich, wie ich dachte, dann als einen Bettler ansah. Wenn wir Glück hatten, war vielleicht die eine oder andere Blut- oder Leberwurst beim Sieden aufgeplatzt und hatte die Brühe verdickt, so dass zusammen mit Kartoffeln eine ganze Mahlzeit zustande kam. Und wir kannten auch jene wenigen Bäuerinnen ganz genau, die uns dann,

wenn ihr Mann nicht um den Weg war, verstohlen eine ganze Wurst in die Kanne warfen.

Teurere Lebensmittel, wie Butter oder Zucker, gab es im Grunde nicht oder nur zu besonderen Anlässen. Wenn die Ziegen besonders viel Milch gaben, erzeugten wir selber Butter in einem Butterfass mit Rührmechanismus, den wir Kinder betätigten, 30 bis 40 Minuten lang, bis sich die weisse Ziegenbutter absetzte. In den Zichorienkaffee, den wir aus grossen irdenen Schüsseln tranken, brockten wir Brot ein. Zu Festtagen rührte die Mutter einen Weissbrotteig mit Milch an, den wir dann mit dem Handwägelchen zum Bäcker fuhren.

Es waren selbstverständlich nicht nur wirtschaftliche Gründe, die auf dem Land an alten und sparsamen Gewohnheiten festhalten und zum Beispiel modische Erscheinungen oder das, was man dafür hielt, nur langsam eindringen liessen. In diesen noch weitgehend «vorindustriellen» Verhältnissen herrschte auch das ganz konservative Festhalten am Hergebrachten, Gewohnten und Bewährten. Stadtbesuche gehörten zum Beispiel für uns, die nicht wie die Bauern regelmässig zum Wochenmarkt fuhren, zu den grossen Seltenheiten, Besucher aus der Stadt ebenfalls, und diese wurden dann kritisch und neugierig betrachtet. So waren zum Beispiel die Kinder der Tochter eines Nachbarn, die sich nach Ulm verheiratet hatte und im Sommer gelegentlich eine Woche mit ihrer Familie im Dorf verbrachte, eine Art «Exoten» aus einem fremden Land für uns. Wir staunten ihre Kleider und ihre Haartracht aus der Ferne an, wir getrauten uns nicht in ihre Nähe und schon gar nicht, sie in unsere dörflichen Spiele einzubeziehen. Und wenn dann gar die Mädchen aus der Stadt im Weiher schwimmen gingen, wurde dies zum vieldiskutierten und -kritisierten Thema. Vielem Neuen setzte man zunächst Widerstand entgegen, in den meisten Häusern auch zum Beispiel der Hygiene: Wie wir ohne grössere Erkrankungen über die Runden gekommen sind, muss den Heutigen sonderbar vorkommen, denn es ist ja doch weitgehend eine romantische Vorstellung, das Leben auf dem Land sei stets gesund, die Arbeit der Kinder vielleicht nur eine Art wohltuende Körpererertüchtigung und die

ländlich-bäuerliche Ernährung naturnah und darum immer gesund gewesen. Sicher wurden Kleinkinder warm gebadet, wie die Hebamme es empfahl, aber später gehörte dies zu den grossen Seltenheiten und geschah meiner Erinnerung nach nur vor grossen Festtagen. Dafür musste man auf dem Herd in einem Kessel umständlich heisses Wasser zubereiten, das man dann, wenn die Wassermenge gross genug war, in eine «Gelte», also in eine Art offenes Holzfass goss, und nacheinander kamen wir Kinder dann zum Abschrubben mit einer Bürste hinein. Im Sommer war das alles viel einfacher: Entweder gingen wir an den warmen Abenden zum Schwimmen in den Dorfweiher, wozu wir ein Stück Kernseife mitnahmen, oder wir stellten uns draussen im Hof unter das kalte Brunnenwasser. Zu den Selbstverständlichkeiten gehörte, dass wir immer wieder Kopfläuse hatten; in der Schule, wo man sehr eng beieinander sass, gingen sie wahrscheinlich von Kopf zu Kopf, und die hygienischen Verhältnisse in manchen Bauernfamilien waren ja viel dürftiger als bei uns. Manche Kinder kamen oft mehr oder weniger direkt von der Stallarbeit in die Schule und sie rochen auch danach.

Da man nicht jede Woche die Unterwäsche wechselte, war es neben manchen Kindern in der Schule kaum auszuhalten. Es gab übrigens auch Höfe, in denen es noch durchaus üblich war, aus einer gemeinsamen Schüssel in der Mitte des Tisches zu essen, vor allem wenn es, wie so oft, «schwarzes Mus» gab: Man hatte seinen Löffel an seinem Platz unterhalb der Tischplatte in einer Lederschleife befestigt, und allmählich bildete sich von der Tischmitte zu jedem Esser eine Spur in Richtung Sitzplatz, weil natürlich die kleineren Kinder, die Alten und die Ungeschickten manches unterwegs verschütteten. Da wir es zu Hause anders gewohnt waren, versuchten wir das Arbeiten auf solchen Höfen zu vermeiden.

Ich denke, dass es in vielen Familien auch noch keine Zahnbürste gab. Wir besaßen immerhin eine, die im Wesentlichen nur dann benützt wurde, wenn ein Zahnarztbesuch unvermeidlich wurde. Im übri- gen spülten wir den Mund mit kaltem Wasser aus.

## Erziehungs- und Bildungserfahrungen – Kindheit ohne Märchen

*Lesen und Schreiben faszinierten mich sofort, als mein drei Jahre älterer Bruder die ersten Schulbücher nach Hause brachte; ausser Gebetbüchern für alle möglichen liturgischen Anlässe gab es, mit einer Ausnahme, von der noch die Rede sein wird, in unserem Haus nichts Gedrucktes, auch keine Bilder- oder Märchenbücher. – Hierzu gibt es übrigens ein amüsantes späteres Erlebnis: Eine meiner Studienfreundinnen ist viele Jahre lang Präsidentin der deutschen und auch europäischen Märchengesellschaft gewesen. In einem Vortrag in der Aula unserer Universität war ihr ein wichtiges Anliegen, zu erläutern, dass Menschen, denen in der Kindheit die Welt der Märchen vorenthalten werde, Zeit ihres Lebens unter erheblichen Defiziten unterschiedlicher Art zu leiden hätten, vor allem Emotionalität und Phantasie würden kaum entwickelt. Als ich ihr dann erzählte, ich hätte Märchen erst kennengelernt, als ich sie unseren Kindern vorgelesen habe, sah sie mich konsterniert an – hatte sie mich doch 40 Jahre zuvor als Studenten ganz «normal» erlebt. Nun musste sie über ihr apodiktisches Urteil noch einmal nachdenken.*

Während mein Bruder also seine Hausaufgaben machte, schaute ich ihm zu und lernte rasch, in seiner Fibel mitzulesen, auch wenn sie für mich auf dem Kopf stand. Niemand bemerkte etwas, und als ich lange vor meinem Schuleintritt einmal vorzulesen begann, meinte die Familie, ich hätte das alles auswendig gelernt. Im Übrigen betrachtete man mich von da an als einen, der es nicht so sehr mit dem «Schaffen», der höchsten schwäbischen Tugend, zu tun haben wollte, sondern eher mit dem im Grunde brotlosen Lesen und Schreiben. Nur meine Mutter hat

mich hierbei verteidigt, wahrscheinlich in Erinnerung an ihren Bruder, den Mönch. Der geheime Wunsch, ich könnte ihm nachfolgen, ist sicher in den folgenden Jahren auch mit Gebeten begleitet worden, denn natürlich gab es in dieser vom Katholizismus so nachhaltig geprägten Gemeinde nichts Himmlischeres als einen Priester in der Familie, sozusagen eine Art Anwärterschaft auf die ewige Seligkeit für alle. Wie sagte man doch: «Zu einer Primiz – der ersten Messe eines neugeweihten Priesters in seiner Heimatgemeinde – läuft man gerne ein Paar Schuhsohlen durch, weil von einem solchen Ereignis so grosser Segen kommt.»

So sehr fromm entwickelte ich mich zwar nicht, aber die Leute im Dorf, die «nichts Rechtes schafften», habe ich doch bald bewundert: den Pfarrer und den Lehrer.

Beide Vorbilder, und auch der Doktor aus Ochsenhausen, trugen eine Brille, was ich bald für den Inbegriff des «Studierten» schlechthin hielt. Ich begann meinen Eltern vorzujammern, ich könne nicht mehr richtig sehen und man müsse mir vielleicht doch eine Brille kaufen, bevor ich zur Schule komme. Schliesslich ging mein Vater mit mir auf den Haldenberg, von wo aus man einen Überblick über das ganze Dorf hat, und prüfte mein Sehvermögen. Ich sollte ihm sagen, ob ich bei den Häusern und auf den Feldern und auf der Kirchturmuhr erkenne, was er mir zeige. Da habe ich dann konsequenterweise gelogen, was das Zeug hielt: grosse Heuschochen auf den Wiesen, fürs Aufladen zusammengerechte Haufen also, bezeichnete ich als «Striche». So nannte man kleine Heureihen, die man abends mit dem Rechen machte, um sie dann am nächsten Morgen zum Trocknen zu streuen. Ich konnte angeblich weder die Zeiger an der Kirchenglocke erkennen noch die Leute auf den Dorfwegen identifizieren, nannte falsche Namen, hielt Männer für Kinder. Man hat mich aber bereits am Abend durchschaut, weil ich die Überschriften der Zeitung laut mitlas, die mein Vater auf dem Tisch vor sich hatte, und zwar auf relativ grosse Entfernung.

Als mein erster Schultag gekommen war, konnte ich fließend lesen und auch einigermassen schreiben, was ich heimlich auf der Schiefertafel

fel meines Bruders geübt hatte. Die «Katholische Volksschule» dauerte damals bis zur Schulentlassung sieben Jahre und war in unserem Dorf zweiklassig: Die Klassen i bis 4 waren in einem Raum in der so genannten «kleinen» Schule, die Klassen fünf bis sieben wurden gemeinsam in einem Raum im Nachbarhaus, der «grossen» Schule, vom «Oberlehrer» unterrichtet. Zunächst hatte ich also mit der «Unterlehrerin», «dem Fräulein», zu tun.

Der erste Schultag, sehnstüchtig erwartet, begann wie alle Schultage in den folgenden sieben Jahren mit der Messandacht in der Kirche. Danach ging ich an der Hand meiner Mutter in den Schulsaal der «kleinen Schule», wo wir Erstklässler noch allein waren, fünf Buben und 13 Mädchen. Ich bekam einen Platz in der ersten Bankreihe zugewiesen, neben einem Namensvetter, den ich nur vom Sehen kannte. Er war sehr stark geistig behindert und blieb sieben Jahre lang auf demselben Platz sitzen, ohne sich jemals am Unterricht beteiligen zu können. Die drei anderen Klassen kamen dann, wohl um uns richtig zu imponieren, mit grossem Krach und Gedrängel hereinmarschiert, sodass schliesslich in dem gar nicht so grossen Raum etwa 60 Kinder dicht gedrängt in niedrigen Bankreihen sassen, nach Geschlechtern getrennt natürlich. Die Grossen bekamen klassenweise nach und nach ihre Aufgaben, weil das Fräulein sich mehr mit uns Kleinen beschäftigen musste. Gleichzeitig mit vier Jahrgängen zu arbeiten, war ja wohl eine Art Jonglierkunst, auch dann, wenn zum Beispiel Klasse 3 dieselben Aufgaben wie Klasse 4 machte: Die Lehrerin musste doch zwischendurch Fragen beantworten, für Ruhe sorgen und mit einer Klasse intensiver arbeiten, was aber natürlich die anderen Kinder in ihrer Konzentration störte.

Am folgenden Tag begann unsere «Bildung» – noch sehr spielerisch: Wir bekamen kleine, vierkantige Holzstäbchen, mit denen wir auf unserem Pult «Bilder legen» sollten, vor allem Häuser oder Kirchen. Dann ging es ans Zählen der Stäbchen von eins bis zehn, auch ans Ordnen nach Stablänge. Bevor das Fräulein sich um eine andere Klasse kümmerte, zeichnete sie mit Kreide ein Bild an die Tafel, eine grosse Burg mit einem Turm, Bäumen drum herum und Bergen im Hintergrund.

So gut wir konnten, sollten wir jetzt das alles mit dem Griffel auf unserer Schultafel nachmalen. Hefte gab es in dieser Schule erst ab der vierten Klasse; bis dahin gruben wir Buchstaben und Zahlen in eine Schiefertafel. Meine stammte von irgendeinem der älteren Schüler und zeigte bereits tiefe Rillen vom jahrelangen Üben.

Viele Kinder lernten jetzt erst mühsam ihren Griffel zu halten und putzten ständig mit dem kleinen Schwamm, der am Holzrahmen der Tafel befestigt war, ihre Zeichnungen wieder aus. Ich hatte bisher schon gerne gemalt oder gezeichnet, so gelang mir rasch eine ähnliche Burg wie die an der Tafel. Als das Fräulein schliesslich unsere Werke begutachtete, lobte sie mich über alle Massen und zeigte meine Tafel überall im Schulsaal herum. Mir war das sehr peinlich, weil ich ziemlich schüchtern war. Aber es kam noch schlimmer: Das Fräulein – wohl etwa 30 Jahre alt, in meiner Vorstellung etwas ganz Vornehmes, sogar am Werktag hübscher angezogen als alle Frauen und Mädchen, die ich kannte, vor allem auch besser riechend (oder «schmeckend», wie man in Oberschwaben sagt, wo man zwischen Riechen und Schmecken nicht unterschieden hat) – Fräulein Lindner also hob mich aus der Bank, setzte mich auf ihren Schoss, streichelte mir über die Haare und wollte, dass ich meine Zeichnung erkläre. Ich bekam einen roten Kopf, sagte überhaupt nichts und war heilfroh, als ich wieder in meiner Bank sass. An dem Tag habe ich mir heimlich geschworen, zunächst nicht mehr aufzufallen. Und mütterliche Gefühle wollte ich schon gar nicht an mir üben lassen.

Als aber rasch offenbar wurde, dass mich Lesen und Schreiben und das bisschen Rechnen der ersten Klasse unterforderten, versetzte mich Fräulein Lindner schon nach ein paar Tagen eine Bankreihe weiter nach hinten in die zweite Klasse, mit der ich von da an meinen Bildungsweg weiterging. Als dann später diese Klasse in die «grosse» Schule wechselte, sollte ich zunächst in der «kleinen» bleiben. Inzwischen war Herr Lehmann unser Lehrer geworden, ein unangenehmer, oft jähzorniger Mensch, der uns häufig anschrie, sodass es mäuschenstill im Schulsaal

wurde. Dauernnd kaute er nervös auf seinen Lippen herum und wurde rot im Gesicht, häufig schlug er auch zu. Er bestand zunächst «juristisch» darauf, dass ich vier Unterklassen zu absolvieren habe wie alle anderen. Doch konnte er dann doch nichts Rechtes mit mir anfangen und verhandelte mit dem Oberlehrer: Ich folgte meiner alten Klasse ins Nachbarhaus.

Das Herz einer solchen Schule auf dem Dorf war die Person des Oberlehrers; eine auch aus anderen Gründen wichtige Persönlichkeit, weil er normalerweise in der Gemeinde seine Lebensstellung hatte und deshalb Generationen von Schülern unterrichtete. Unser Oberlehrer war schon vor dem Ersten Weltkrieg gekommen; es war etwa 1933, als ich bei der Jubiläumsfeier im Adlersaal ein vom Pfarrer verfasstes Gedicht vortragen musste. Die erste Strophe hiess: «Wir bringen unsere Wünsche dem Menschen treu und wahr, der 25 Jahre als Lehrer bei uns war. Lasst uns die Mühe lohnen mit Lieb' und Dankbarkeit, in unseren Herzen wohnen Segenswünsche allezeit.» Weiter erinnere ich mich nicht mehr, aber seit 1908 also war der Lehrer schon im Dorf, war Organist und Leiter des Kirchenchors – und überhaupt eine Respektperson. Nur zum Lehrer und zum Pfarrer und zu ganz Fremden sagte man «Sie», sonst war man «per du», und Kinder redeten ältere Leute mit «Ihr» an. Ich konnte also zu unserem Nachbarn, wenn er seinen Hof aufräumte, sagen:»Guata Obend, send Ihr no fleissig?»

Der Oberlehrer hatte eine an den Normen des Dorfes gemessen eigenartige Gewohnheit: Er ging an jedem späten Nachmittag spazieren, mit langen Schritten fast immer um die gleiche Zeit am Bach entlang, talaufwärts Richtung Wald. Ein Mensch, der irgendwo hinging, ohne eine ernsthafte Tätigkeit im Sinn zu haben, ein Erwachsener, der am Werktag nachmittags nicht schaffte, sondern offenbar faulenzte und spazierenging, was normalen Menschen noch nicht einmal an Sonntagen einfiel – das erschien mir damals als etwas Seltsames, vielleicht auch schon als etwas Erstrebenswertes.



Dieser Lehrer brachte mich nun also zum Schulabschluss. Ich kann nicht recht beurteilen, ob er ein guter oder weniger guter Pädagoge gewesen ist. Vielleicht hatte ihn die Gleichförmigkeit der vielen Schuljahre doch schon müde gemacht, der fehlende Austausch mit Kollegen ihn auch ein wenig zum Routinier werden lassen. Immerhin, was ich lernte, reichte schliesslich, dass ich später eine weiterführende Schule besuchen konnte. Doch darum hatte er sich nie gekümmert, auch nicht bei anderen Kindern, deren Begabung dazu ausgereicht hätte. Er hatte – ausserhalb des Kirchenchores – kaum zu einer Familie im Ort irgendeine Beziehung, und er gab natürlich auch keine berufliche Beratung. Meine Erinnerung an die vier Jahre bei ihm, also zwischen neun und dreizehn, sind sehr unterschiedlich und zwiespältig. Man kann sie in Teilbereichen beschreiben, kaum aber im Licht heutiger pädagogischer Vorstellungen beurteilen. Das Dorf hatte nie Schwierigkeiten mit ihm, er war eine Autorität, an der niemand etwas aussetzen konnte oder wollte.

Selbstverständlich gab es – damals auch kaum umstritten – häufig Schläge mit dem Stock, mit Vorliebe «Tatzen». Stets lag ein dünner Rohrstock, oftmals an einem Ende schon arg ausgefranst, auf dem Schrank hinter der Tafel. Bei Faulheit, vergessenen Hausaufgaben oder «Unartigkeit» schlug der Lehrer einem damit heftig auf die Fingerspitzen; zuckte man zurück, schlug er plötzlich von unten, was dann besonders schmerzte. Tatzen gab es immer paarweise, zwei, vier oder sechs. Für Buben gab es als Steigerung noch die so genannten «Hosenspanner»: Der Übeltäter wurde mit dem Oberkörper über die vorderste Bank gelegt, der Lehrer spannte mit der einen Hand den Hosenboden an und schlug mit dem Rohrstock auf das Hinterteil, sodass da oft noch tagelang Striemen zu sehen waren. Übrigens waren die Schläge des Pfarrers im Religionsunterricht zwar viel seltener, aber noch mehr gefürchtet als die des Lehrers, vielleicht, weil er dabei «den Zorn des lieben Gottes» stellvertretend vollzog, wie er manchmal sagte.

Der Oberlehrer hatte noch anderes auf Lager: Er gab Kopfnüsse, zog Schüler gern am Ohrläppchen und drehte dieses dann ganz langsam

im Kreis, wobei er eigentlich selten richtig zornig erschien, eher irgendwie sanft, ja sogar humorvoll. Eine besondere Variante in der Bestrafung von Mädchen faszinierte uns immer wieder: Er steckte gerne das ausgefranzte Ende des Rohrstocks ins Zopfende – alle Mädchen trugen Zöpfe! –, drehte dann den Stock langsam in der Hand, und die Mädchen mussten mit ihren Köpfen mitgehen. Den Satz «Sie wanden sich in Schmerzen» verbinde ich seitdem immer mit dieser Strafe, die er besonders beim Abfragen von Hausaufgaben und beim Kopfrechnen anwandte. Und zu all dem gab es noch eine besonders kuriose «Zugabe»: Er kommentierte das Drehen des Rohrstocks im Haar mit spontanen Reimen, wie «Die Sophie von der Halde, die antwortet jetzt balde, sie jammert jetzt schon stark, das ist mir aber arg», oder: «Josefine Grimm, dein Rechnen ist ja schlimm», oder: «Maria weiss nicht weiter, das wird jetzt langsam heiter.»

Sein Unterricht hatte wohl in den ganzen 25 Jahren kaum eine Veränderung erfahren, war mehr oder weniger in Routine erstarrt. Alles wiederholte sich von Jahr zu Jahr, wahrscheinlich auch deswegen, weil es keinerlei neue Herausforderung gab. Aufsätze wurden zum Beispiel kaum einmal als freies Thema gestellt, sie waren mit Ausnahme des immer wiederkehrenden Themas «Was ich in den Ferien getan habe» – und da gab es auch immer wieder die gleiche Aufzählung von landwirtschaftlicher Arbeit – eigentlich nur Nacherzählungen. Der Lehrer hatte für jeden Klassenaufsatz eine Standard-Version, die er zweimal vorlas, die Schüler mussten das, was sie behalten konnten, nachschreiben. Wer dem Original am nächsten kam und die wenigsten Rechtschreibfehler machte, erhielt die beste Note. Da ich von meinem Bruder die Geschichten schon mehr oder weniger auswendig kannte, war es nicht schwer, ein guter Aufsatzschreiber zu werden.

Im Übrigen bestand das Fach Deutsch nur noch aus ein wenig Sprachlehre, Lesen und Diktaten. Dabei ging alles so langsam, dass auch der Letzte, der wie ein Schwerarbeiter mühsam Wort für Wort fabrizieren musste, noch folgen konnte. Beim Lesen wurde Satz für Satz einer Geschichte gelesen, pro Schüler ein Satz, wobei zwei Klassen

gleichzeitig beschäftigt werden konnten. Von einer differenzierten Hinführung der Schüler zu einer Deutung der Texte konnte nicht die Rede sein. Das Lesebuch der drei oberen Klassen konnte ich fast schon auswendig, bevor ich in die «grosse» Schule kam, denn mangels irgendeines Lesestoffs zu Hause hatte ich es immer wieder von vorne bis hinten durchgelesen. Naturwissenschaftliche Fächer im eigentlichen Sinn gab es nicht. Nominell unterrichtete man «Reallehre» und fasste dabei ein paar Kenntnisse aus der einfachsten Physik zusammen, zeichnete im Fach Biologie auch einmal das Schema einer Pflanze und gelangte in der Geographie nie über das Land Württemberg hinaus, vielleicht auch deshalb, weil es nur davon eine Wandkarte gab. Diese Fächer blieben im Wesentlichen auch auf wenige Stunden in der letzten Klasse beschränkt.

Heute ist es kaum zu glauben, dass wir keinen Stundenplan kannten. Der Lehrer gab nach eigenem Ermessen jeweils vor Beginn einer Stunde an, was jetzt drankomme. Die paar Bücher, die wir besaßen – ein Rechenbuch, ein Lesebuch, ein Liederbuch, den «Katechismus» und eine so genannte «Biblische Geschichte» –, trugen wir ohnehin immer in unserem Schulranzen mit. Nur der Zeichenblock blieb immer in einem Schrank in der Schule und wurde selten und ganz einfallslos benutzt. Wir erhielten alle die gleiche Aufgabe, dafür gab es eine Vorlage, die vorne an der Tafel befestigt war und vom Lehrer oder einem ehemaligen Schüler stammte. So malten dann eben alle Schüler mit geringen Variationen dieselben Bäume, Häuser oder Blumen und den gleichen See mit Sonnenuntergang.

Viel wichtiger war Singen, weil hier ein praktischer Bezug unverkennbar war: Man übte in der Schule hauptsächlich auch für den Kirchengesang. Zwar gab es auch ein weltliches Liederbuch, aus dem sangen wir aber nicht so häufig, und wenn, dann so bedeutungsvolle Texte wie «Ich bin ein deutscher Knabe und hab' die Heimat lieb», oder «Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenschwall, zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein; wer will des Stromes

Hüter sein?», dazu einige der gängigen Volkslieder. Typische national-sozialistische Lieder drangen auch nach 1933 nicht in unseren Musikunterricht in der katholischen Volksschule. «Deutschland, Deutschland über alles ...» rechnete man nicht zu ihnen.

Ogleich Musik mich interessierte, hasste ich das Schulfach Singen aus einem bestimmten Grund: Mein Vater sang lange Jahre als Tenor im Kirchenchor, dessen Dirigent unser Lehrer war, der seine ganze Liebe auf diesen Chor konzentrierte. Und nun meinte er offensichtlich, Kinder von Chormitgliedern seien nicht nur musikalisch, sondern strebten auch selbstverständlich begeistert danach, später ebenfalls im Kirchenchor zu singen. Deshalb holte er auch mich in der ersten Musikstunde nach vorne zu seinem Harmonium, mit dem er – ständig fest den Blasebalg tretend, wobei das alte Instrument heftig quietschte und schepperte – den Gesang begleitete, und liess mich vor allen Schülern laut vorsingen. Obwohl ich das gar nicht mochte, gefiel ihm mein Gesang doch. Ich musste mich in die vorderste Bank zu den andern «guten Sängern», meistens Mädchen, setzen, um zu den Liedern eine zweite oder dritte Stimme zu lernen. Da alle die erste Stimme gut konnten, verging ein grosser Teil der Musikstunden damit, dass mit uns in der vordersten Bank geübt wurde. Auch dies bedeutete wieder ständiges Vorsingen, eine Tortur, die mir die ganze Singerei verleidete. Und wir haben häufig und viel gesungen, vor allem an den Nachmittagen in den Wintermonaten. Im Winter ging der Unterricht viel länger als im Sommer und Herbst, wenn man uns zur Arbeit brauchte; und beim Singen war es für den Lehrer am einfachsten und bequemsten, alle drei Klassen mit 50 bis 60 Kindern gemeinsam zu beschäftigen: Niemand konnte stören, der Lehrer brauchte sich nicht vorzubereiten; die häufigen Gottesdienste aber brauchten Kirchgänger, die möglichst viele Strophen von möglichst vielen Liedern konnten.

Im Sommer gab es einmal in der Woche eine Stunde Sport. Auf dem Sportplatz auf dem Maienberg oberhalb der Schule gab es im Laufe meiner Schuljahre auch eine Weitsprunggrube und einen Rasenplatz,

auf dem man Völkerball spielen konnte. Völkerball war das einzige Spiel, das unserem Lehrer gefiel und das die Sportstunden einigermaßen erträglich machte. Vor allem bestanden diese Stunden aus einer sturen, altertümlichen Lieblingsdisziplin unseres Lehrers: Es gab, wohl schon im 19. Jahrhundert von der Gemeindekasse finanziert und vom Dorfschmied angefertigt, in der Schule ungefähr 60 etwa einen Meter lange Eisenstangen; mit denen trieben wir eine Art Gymnastik, die aber eigentlich sehr jenen Übungen mit dem Gewehr glich, mit denen mich später Unteroffiziere auf dem Kasernenhof quälten. Vorne stand der Lehrer, immer in Anzug, Krawatte und steifem Kragen, und machte die Übungen vor. Auf den schrillen Ton einer Trillerpfeife mussten wir sie alle dann nachmachen, schön gleichmässig: Stangen hochhalten, seitwärts führen, auch über den Kopf hinter den Rücken, kreisen vor dem Körper – Turnvater Jahn liess einfallslos grüssen! Erst gegen Ende meiner Schulzeit, als man im Nationalsozialismus auf «Körperertüchtigung» grossen Wert zu legen begann, gab es in der Schule auch einmal Wettläufe, Ballweitwürfe und Ähnliches, und auch dann erst fand der Sport nicht mehr in der Alltagskleidung statt.

Schwimmen war in unserem Schulunterricht nicht vorgesehen, obwohl es einen Dorfweiher gab und ein Wehr, das die Dürnach aufstaute. Beides wäre zum Schwimmen hervorragend geeignet gewesen, aber das hätte ja unter Umständen dazu führen können, dass einer den andern nackt oder wir Buben die Mädchen im Badeanzug gesehen hätten – oder man hätte die Geschlechter trennen müssen. Gemeinsames Baden von Buben und Mädchen war vom Pfarrer ohnehin strengstens verboten worden.

Das Schönste in diesen Jahren in der «grossen» Schule war «das Vorlesen». Das gab es immer einmal in der Woche in der letzten Nachmittagsstunde im Winter, wenn es draussen längst dunkel war. Der Lehrer sass erhöht an seinem Pult, und nur dort brannte ein Licht; im Schulraum war es ungewohnt still, denn diese letzte halbe Stunde war für alle Kinder ein Erlebnis, gab es doch zu Hause kaum bei jemandem Bücher, und schon gar keine Leihbücherei im Ort, und phantastische Ge-

schichten im Rundfunk und Fernsehen gab es ja nicht, weil beides bei uns im Dorf noch nicht existierte. Über Bücher verfügte eigentlich nur der Lehrer privat. Portionsweise lernte ich so zwischen meinem zehnten und 13. Lebensjahr insgesamt drei Werke der Literatur kennen: die Geschichte vom hölzernen Bengele, die Abenteuer eines isländischen Jungen namens Nonni und seines Ponys und schliesslich Robinson Crusoe. Wenn der Lehrer da vorne abschnittsweise vorlas, hatte ich keinen grösseren Wunsch, als einmal eines der Bücher mitnehmen zu dürfen, um es ganz allein von vorne bis hinten durchzulesen.

Der Höhepunkt jedes Schuljahres war die «Schulprüfung», eigentlich eine Schulvisitation. Obwohl damals die kirchliche Schulaufsicht offiziell schon lange durch die staatliche Zuständigkeit abgelöst war, hiess unsere Schule natürlich immer noch «Katholische Volksschule». So war es nicht nur Rücksicht auf die Tradition, dass neben dem Schulrat einer der Hauptvisitatoren der katholische Dekan aus der Kreisstadt war. Dazu gesellten sich an diesem Tag der Gemeindeschultheiss, später Bürgermeister genannt, und der eine oder andere Gemeinderat, natürlich auch der Ortspfarrer als Religionslehrer. Im Allgemeinen wurde da eine einstudierte «Schau» vorgeführt: Man hatte Gedichte auswendig gelernt, die Schüler wussten in der Regel, wer und was wann dran kam und wer tunlichst nicht gefragt werden sollte. Ganz Unwissende wurden geschont oder sie bekamen zum Beispiel Fragen aus dem Katechismus gestellt, die ein Katholik im Schlaf beantworten konnte, wie «Wer gehört zur heiligen Dreifaltigkeit?» oder «Warum war Herodes ein böser Mann?» Gelegentlich stellten Visitatoren selber Fragen, und dann bestand auch einmal die Gefahr, dass der Lehrer hereinfiel, der vorher vieles so schön eingeübt hatte. Am Abend der Prüfung, die einen ganzen Tag dauerte, gab es dann traditionell auf Gemeindekosten aus einem grossen Korb einen Wecken und eine rote Wurst.

Die Visitation im Frühjahr 1936 gab mir Gelegenheit, besonders zu «glänzen»: Der neue Schulrat war selbstverständlich ein Parteigenosse

und führte auch prompt neue Methoden ein. Überraschend stellte er am Morgen den beiden obersten Klassen ein nicht vorbereitetes Aufsatzthema, das jene, die keine Zeitung lasen, völlig überforderte: «Was würdest du einem Ausländer, der im Sommer zu den Olympischen Spielen nach Berlin kommt, über das neue Deutschland erzählen?»

Ich las damals die Zeitung von vorne bis hinten, war begeistert im Jungvolk und schrieb wohl einen «weltanschaulich einwandfreien» Aufsatz, den ich am Nachmittag vorlesen musste. Sogar der Oberlehrer, der im Übrigen gar nichts mit der Politik zu tun haben wollte, schon gar nicht mit der nationalsozialistischen, lobte mich hinterher sehr, weil der Schulrat ganz zufrieden war.

Eigentlich sollte dies meine letzte Vorstellung in dieser Schule sein, denn ich beendete einen Monat später, an Ostern 1936, die siebte Klasse. Aber ich musste sie wiederholen, weil ich ja erst sechs Schuljahre hinter mir hatte und «juristisch» angeblich sieben Jahre Schulzeit vorgeschrieben waren. Es hat auch niemand eine Art «Antrag» bei der Behörde gestellt, man liess die Dinge laufen, und meine Eltern hatten nie gelernt, sich gegen etwas aufzulehnen.

Da war ich also nun wieder bei denen gelandet, mit denen ich sechs Jahre vorher angefangen hatte, und da es in dieser Schule niemals etwas Neues gab, drohte mir die totale Langeweile. Ich denke, dem Lehrer war das Ganze etwas peinlich, also sann er auf Möglichkeiten, mich immer wieder abseits des täglichen Unterrichtsbetriebs zu beschäftigen. So wurde dies ein reichlich merkwürdiges Schuljahr. Da der Unterlehrer manchmal krank oder verhindert war – er war in der SA und im NS-Lehrerbund und immer wieder einmal einige Tage bei «Schulungen» –, habe ich ihn vertreten, vor allem bei den ersten beiden Klassen. Diese «ersten pädagogischen Erfahrungen» erstreckten sich manchmal sogar über ein paar Tage, blieben aber zu meinem Leidwesen doch allzu seltene Ausnahmen.

Etwa 65 Jahre später holte mich meine pädagogische «Lehrlingszeit» aus dem Jahr 1936 wieder ein: Ich war wieder einmal im Dorf zu Besuch

und fuhr mit dem Fahrrad der Dürnach entlang, wobei ich allmählich zu einem ebenfalls radfahrenden alten Mann aufschloss.

Ich: «Guada Dag, 's Wetter ischd heut guat zom Radla.»

Er: «Hajo, i be jeden Dag onderweags.»

Ich: «Send Sie hier vom Ort?»

Er: «Ha freile, do leab i scho feifasiebezg Johr lang.»

Ich: «Do müassd i Sie eigentlich kenna, i be au amol do en d' Schul ganga.»

Er: «I be Schmieds Schorsch. Ond wer send Sie?»

Ich: «Kischtlers Franz.»

Er: «Wer bischd du? Du hoschd mir amol oina raghaua, wo du den Onderlehrer vertretea hoschd.» Nach einer kleinen Pause: «Aber i werds neetig ghet hau!»

14-jährig hatte ich wohl schon die Erziehungsmethoden meiner Umgebung verinnerlicht.

Eine meiner üblichen Beschäftigungen in diesem Jahr bestand darin, für den Lehrer alle möglichen Botengänge zu erledigen, zum Beispiel zur Post zu gehen. Dorthin schickte er mich manchmal an einem Vormittag mehrmals, um einen Brief aufzugeben, Geld einzuzahlen oder ein paar Briefmarken zu kaufen, und das kostete Zeit, denn die Poststelle war im Nebenraum der «Wirtschaft zur Krone», und wenn dort Gäste waren, liess mich die Kronenwirtin manchmal lange warten. Aber der Lehrer monierte das nie, er wollte mich nicht gelangweilt herumsitzen lassen. Es gab ausserdem eine Schulparkasse, die der Lehrer im Auftrag der örtlichen Darlehenskasse verwaltete: Die Schüler hatten Sparbücher und brachten erspartes Geld zehn-Pfennig-weise zum Lehrer, der es am Morgen einsammelte und in die Sparbücher eintrug. In einer Metallschachtel trug ich dann das Geld täglich zum Bauern Häberle, dem Rechner der Darlehenskasse. Dazu war ich mindestens eine halbe Stunde unterwegs, manchmal auch länger, wenn der Häberle gerade auf dem Feld war und ich dann auf seiner Haustreppe auf ihn wartete.



Ganz wichtig war ich für den Lehrer beim Füttern seiner Hühnerschar, was er immer am Ende der grossen Pause besorgte. Dann musste ich mich dazustellen, bis sie alles aufgepickt hatten, weil die gefrässten Hühner vom benachbarten Schmied und die Tauben aus dem Dorf weggescheucht werden mussten. Gelegentlich schippte ich auch Kohlen und Briketts in den Schulkeller und stapelte Brennholz hinterm Schulhaus auf.

Trotz allem habe mich nie so gelangweilt wie in diesem völlig überflüssigen letzten Schuljahr, – aber das hatte wahrscheinlich auch seine gute Seite: Da niemand eine Ahnung davon hatte, was nach der Schulzeit beruflich aus mir werden sollte, wäre ich sonst nur in einer zufälligen Lehre oder als Hilfskraft bei einem Bauern gelandet. Und zumindest einen besonderen Lichtblick gab es in diesem Jahr: Der Lehrer wusste, wie gerne ich in Büchern las. Wohl als eine Art Gegenleistung für meine Dienste erlaubte er mir, dass ich etwa einmal im Monat zu ihm kam und aus seiner Privatbibliothek einen Band Karl May auslieh. Nach einer Woche hatte ich ihn meistens durchgelesen, aber so schnell gab es kein neues Buch. Immerhin gelangte ich auf diese Weise zu einer Art Literaturkenntnis – Winnetou und Old Shatterhand und Kara ben Nemsi und Hadschi Halef Omar wurden zu meinen Helden und begleiteten mich durch Träume und weltweite Abenteuer-Vorstellungen. Denn zu Hause gab ja es ausser den vielen Gebetbüchern und einem dicken gebundenen Buch mit Goldschnitt, das einmal ein Vertreter auf Empfehlung des Pfarrers in vielen Häusern verkauft hatte und das fromme Bilder, einige Heiligenlegenden und beschauliche Betrachtungen zum Kirchenjahr enthielt, nur ein Buch, das meinem Lesehunger in Teilen entsprach: Es handelte sich um die gebundene Sammlung einer katholischen Monatszeitschrift des Jahrgangs 1908, die sich «Katholischer Familienfreund» nannte. Als nostalgische Erinnerung besitze ich sie noch immer, weil es damals mein einziges «richtiges Buch» war.

Insbesondere gab es darin, wenn auch unvollständig, weil mehrere Nummern fehlten, aber im Zusammenhang doch verständlich, zwei Fortsetzungsromane. Der eine hatte den Titel «Radislaw» und war eine

hochdramatische Erzählung aus dem Milieu des böhmischen Adels in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges. Die böhmischen Protestanten erschienen da als Bösewichte, die katholischen Adeligen, die viel zu leiden hatten, als die Tugendsamen mit dem Recht auf ihrer Seite, weil sie ja auch den rechten Glauben verteidigten. Zum religiösen Konflikt kam ein emotionaler hinzu: Radislaw, natürlich ein Held, verliebte sich ausgerechnet in ein Mädchen von der protestantischen Gegenseite, das ausserdem noch kapriziös, also seiner eigentlich nicht würdig war, was er aber zunächst nicht erkannte. Erst am Ende entschied er sich für ein anderes, ein katholisches Mädchen, das sich den ganzen Roman hindurch als bescheiden, still und opferwillig erwiesen hatte und deren geduldiges Gebet für den heimlich Geliebten schliesslich doch erhört wurde.

Die andere Erzählung hiess «Die Freiherren von Fillungen» und war eine sentimentale und natürlich erbauliche Geschichte, mit Irrungen und Verwirrungen und Verzeihung am Totenbett der alten Freifrau, alles etwa im Stil der Courths-Mahler-Romane. In diesem Buch gab es ausserdem eine Fülle moralisierender kleinerer Geschichten «aus dem Leben», vor allem in fast jeder Folge ein warnendes Beispiel von den Gefahren, denen fromme katholische Menschen immer ausgesetzt sind, wenn sie mit Protestanten zusammenkommen: die Mischehe als Keim grosser Übel und als dauernde Anfechtung für die Konfessionstreue. In den Geschichten gelang es am Ende dann auch meistens, dass zum Beispiel die katholische Frau ihren evangelischen Partner davon überzeugte, vor allem mit Hilfe ihrer Gebete zur Muttergottes, dass die Kinder vor der Verderbnis gerettet werden mussten, indem sie wenigstens katholisch getauft und erzogen würden.

Vom reinen Leseerlebnis angetan, habe ich das alles sehr unkritisch konsumiert, entsprach es ja doch dem Milieu, in dem man im Dorf schon immer gelebt hatte und das durch den Religionsunterricht und die sonntäglichen Predigten mit oft kindlicher Naivität, aber auch voller Unbarmherzigkeit gegenüber den nicht «Rechtgläubigen» ständig



*Die Schüler der «grossen Schule» am Ende des Schuljahres 1936/37.  
Ich bin in der ersten Reihe links aussen.*

neu gefestigt wurde. Zum selbständigen Denken konnte meine minimale Lektüre verständlicherweise nicht führen.

Nun wäre es natürlich nicht fair, mit heutigen Massstäben und Erkenntnissen die dörfliche Schulbildung in den 20er und 30er Jahren abzuwerten. Zwar war da eine siebenjährige schulische Erziehung in entscheidenden Entwicklungsjahren der Kinder, die nur an wenigen Stellen die jugendliche Neugier weckte, die Phantasie anregte oder gar individuelle Interessen und Begabungen förderte. Aber für das Erziehungsziel des ländlichen gesellschaftlichen Umfeldes schien es ausreichend zu sein, einige Grundqualifikationen einzuüben und Geeignete so weit zu fördern, dass sie den damaligen Ausbildungsanforderungen von Handwerksberufen genügen konnten. Dass diese personell schwach besetzten, in ihrer Ausstattung, ihren Ansprüchen und Zielen bescheidenen Schulen bestehende soziale Schichtungen kaum einmal durchlässig machen konnten und auch nicht wollten, wurde damals wissenschaftlich oder politisch eher nicht thematisiert; die Politik zwischen den beiden Weltkriegen hatte ohnehin ganz andere Probleme.

Als ich diese Schule mit 13½ Jahren beendete, war ich reichlich unwissend, ganz unkritisch, sehr furchtsam und gelangweilt, natürlich auch begierig auf jedes Angebot, das eine Zukunft verhiess, wie sie mir gefallen könnte. Man schrieb das Jahr 1937, es kam Bewegung in die bestehenden Verhältnisse, ich war bereit, jedes Fortbildungsversprechen zu akzeptieren, auch wenn es dann von einer totalitären Ideologie kam. Was man darunter verstand, davon hatte ich ohnehin keine Vorstellung.

## Die Autoritätsstruktur – klare Verhältnisse

*Zu den Erziehungsfaktoren im überschaubaren Gebilde eines damaligen Dorfes, in dem jeder von jedem fast alles wusste, kann man auch die überkommene Autoritätsstruktur zählen. Kinder von Tagelöhnern wussten, dass sie ganz nach unten gehörten und keine Ansprüche zu stellen hatten; und klar wurde auch verdeutlicht, wer oben war und wen man vorbehaltlos zu respektieren hatte.*

Ganz oben stand der Pfarrer, von dem übrigens vor allem ältere Leute nur per «Herra» sprachen: «Dr Herr hot gsait», «dr Herr hot heut guat predigt.» Seine Meinung hatte Geltung, nicht nur in religiösen und moralischen Dingen. Man hätte zum Beispiel eine Kritik an seinen politischen Äusserungen als völlig ungehörig angesehen. Obwohl wir Kinder sieben Jahre lang wöchentlich zweimal bei ihm Religionsunterricht hatten, ihn also gut kannten, gab es zu ihm ein noch viel weniger vertrautes Verhältnis als zum Lehrer, eben weil er ein Geistlicher war. Als Vergleich fällt mir heute eigentlich nur der wahrscheinliche Status eines Zauberers oder Medizinmannes in wenig entwickelten Gesellschaften ein: Der Priester hatte den unmittelbaren und einzigen Zugang zu den wichtigsten, den «heiligen» Dingen. Er allein durfte zum Beispiel die geweihte Hostie, den «Leib Christi», in die Hand nehmen. Als Kind und unter dem Einfluss der Tabuisierung alles Sexuellen hat mich dabei insgeheim die Frage bewegt, ob der Herr Pfarrer denn auch pinkle und wie er «es» dabei halte, weil das doch eigentlich mit der Berührung des «Leibes Christi» gar nicht zu vereinbaren war. Später irritierte mich etwas, was alle beobachteten, worüber man aber höchstens ein wenig schmunzelte: Unser Pfarrer war ein starker, wohl fast süchtiger Konsument von Schnupftabak, was besonders offenkundig wurde, wenn er

mitten in der Messe, wenn gerade die Gemeinde allein betete oder sang, unter sein Chorhemd griff, seine Tabakdose hervorholte, tüchtig schnupfte – und dabei oft genug etliche Krümel Tabak unter seiner Nase hängen blieben, was dann sichtbar wurde, wenn er sich wieder zu den Gläubigen umdrehte. Ich ahnte da erstmals, dass offenbar auch Geistliche «sündigen» können.

Besonders unangenehm empfand ich als Schüler, dass es zu den Geboten gehörte, bei jeder Begegnung mit dem Pfarrer auf der Strasse zu ihm hinzueilen, ihm die Hand zu reichen und dazu «Gelobt sei Jesus Christus» zu sagen, worauf er «In Ewigkeit, Amen» antwortete und uns entliess. Sooft ich konnte, drückte ich mich davor; aber das ging eigentlich nur, wenn kein Erwachsener in der Nähe war und der Pfarrer mich nicht schon aus der Ferne gesehen hatte. Er wohnte im grössten und schönsten Haus im Dorf ganz allein mit seiner Schwester, der Pfarrhaushälterin. Da mein Grossvater Mesner war, musste ich gelegentlich dorthin, um etwas zu fragen, auszurichten oder abzugeben. Immer kam die Haushälterin, eine dicke, stets etwas mürrische, mit einer weissen Schürze bekleidete Frau an die hintere Tür und fertigte mich kurz ab. Die vordere Haupttür des Pfarrhauses wurde nie benutzt. Obwohl die Haushälterin von einem Bauernhof aus Oberschwaben stammte, sprach sie nicht so breiten Dialekt wie wir, sondern bemühte sich um eine Art Honoratiorenschwäbisch; sie schenkte mir auch nie etwas. Kurzum, ich war immer froh, wenn ich wieder wegkonnte.

Die Bauern lieferten bei ihr an der Hintertür übrigens nach dem Schlachten immer ein Paket mit Fleisch und Würsten ab, ausserdem während des Jahres gelegentlich Eier, Obst und Geräuchertes, wohl ein später Nachklang des ehemaligen Kirchenzehnten.

Das Pfarrhaus selbst habe ich später nur ein einziges Mal betreten, als der Pfarrer mich prüfte, ob ich alle Strophen des von ihm verfassten Gedichts zum Jubiläum des Lehrers auch gut auswendig vortragen konnte; ich stand vor seinem Schreibtisch im «Studierzimmer» und staunte über die vielen Bücher in den Regalen ringsum.

Der Rangnächste war der Lehrer, weil er ein «Studierter» war, den Kirchenchor leitete und Generationen von Dorfbewohnern als Schulmeister Respekt eingeflösst hatte. Eigentlich kannte er deshalb alle Leute sehr gut, aber er und auch seine Familie schotteten sich auf eine eigenartige Weise vom sozialen Leben des Dorfes ab. Sie sprachen nicht Dialekt, sondern bemühten sich um eine Art Hochdeutsch, trugen auch an Werktagen Kleider wie andere Leute an Sonntagen, und privat wusste man wenig von ihnen. Ihre vier Buben hatten sie alle in einem Internat oder in einer Klosterschule. Hinten herum hatten einige im Dorf den Mut, die Lehrersfrau «hochmütig» zu nennen. Erst sehr viel später ist mir deutlich geworden, dass es für sie, die nicht aus dem Dorf stammten, nicht immer leicht gewesen ist, zwischen «Autorität» und «Integration» einen gangbaren Weg zu finden.

Im Rang darunter gab es eine Gruppe von Leuten, die sehr differenziert war: Der Bürgermeister – oder bis 1930 wohl der «Schultheiss» –, der sein Amt nebenberuflich ausübte, dann der Maurermeister, dem als grösstem Arbeitgeber im Ort ohnehin Respekt zukam und der später auch für längere Zeit zum Bürgermeister gewählt wurde. Dann die grossen Bauern, die vier oder mehr Gäule vor ihre Wagen spannen konnten, was ein gewisses Statussymbol war, schliesslich der «Fürstlich-Waldburg-Wolfegg'sche», später, als der Fürst die Wälder verkaufte, «staatliche» Revierförster, der Verwalter im Kloster, der unter der Leitung der Schwester Oberin vor allem für die Heil- und Pflegeanstalt zuständig war, aber auch für den grossen landwirtschaftlichen Betrieb. Was diese Leute sagten, respektierte man fast überall als wichtige und wohl auch richtige Meinung, und uns Kindern war klar, dass wir ihnen gegenüber besonders höflich zu sein hatten: grüssen, Mütze abnehmen dabei, nicht negativ auffallen in ihrer Nähe.

Eigentlich gehörte auch die Baronin von Sommershausen aus dem kleinen Schlossgut ein paar Kilometer von unserem Dorf entfernt in die höchste Kategorie, aber da wir mit ihr unmittelbar nichts zu tun hatten, stand sie ausserhalb unseres Vorstellungsvermögens. Wir sahen sie nur, wenn sie manchmal an einem Mittwoch, wenn in der Stadt Markt

war, in ihrer Kutsche, meistens in schnellem Trab, durchs Dorf fuhr. Sie trug fast immer Hosen wie ein Mann und eine burschikose Bubikopfrisur. Wenn wir in der Schule gerade Pause hatten, lüpfte der Lehrer den Hut, wenn sie an uns vorbeirauschte. Man erzählte, sie komme von einem Gut im Osten und habe versucht, die Wirtschaft in Sommershausen zu modernisieren, weil der Baron dazu nicht fähig sei und ihr Sohn ganz andere Interessen habe. Als er in Berlin studierte, versuchte er als 22-Jähriger den so genannten «Hindenburg-Pokal» zu gewinnen, einen mit 10'000 Mark dotierten Preis für den weitesten Flug mit einem Leichtflugzeug. Mit 6,50 Mark in der Tasche startete er im August 1928 in einem Klemm-Kleinflugzeug, das von einem 20-PS-Mercedes-Motor angetrieben wurde, zum Flug von Berlin nach Moskau. Er wollte ein paar Tage später zurück sein, aber weil ihn ein anderer Flieger übertroffen hatte, flog er unter abenteuerlichen Bedingungen weiter über Charkow, Baku, Teheran, Isfahan, Schiras, Karachi, Delhi, Kalkutta, Bangkok, Singapur, Hongkong, Schanghai nach Tokio, fuhr mit dem Frachtschiff nach San Franzisko und flog dann nach New York. Am 22. November 1929 landete er wieder heil bei Hannover. Danach – ich war sechs Jahre alt – landete er auf einer Viehweide neben dem elterlichen Schloss, und am darauffolgenden Sonntag gab es eine richtige Völkerwanderung aus der ganzen Gegend dorthin; zum ersten Mal in meinem Leben sah ich ein Flugzeug ganz aus der Nähe.

Für uns Kinder abhängiger Leute galt es, den wohlhabenderen gegenüber nicht negativ aufzufallen. Die einzige und bekömmlichste Reaktion war Anpassung, natürlich auch für die Eltern. Nur ein einziges Mal, so erinnere ich mich, sagte der Vater ein kritisches Wort über einen «Grosskopfeten», wie er solche Leute insgeheim nannte: In einer Wirtschaft des Dorfes hatte am Sonntagabend einer der grösseren Bauern wohl in angetrunkenem Zustand gerufen, «manchmal tät er die Bettelleut am liebsten naackera», also unterpflügen, damit es sie nicht mehr gäbe. Das fand selbst mein Vater, der eigentlich nach dem Grundsatz



«schaffa und 's Maul halta» lebte oder zu leben gelernt hatte, ungehörig und «nicht besonders christlich».

Ganz allgemein war es für uns Kinder eine der uns anerzogenen Selbstverständlichkeiten, dass wir ältere Leute besonders respektierten. Wir hätten nie gewagt, und es wäre auch handgreiflich geahndet worden, gegen Erwachsene frech oder aufsässig zu sein. Was sie einem Kind im Dorf sagten, oft war es derb und fordernd, galt selbstverständlich. Die Vorstellung, Eltern hätten vielleicht andere Erwachsene, die ihre Kinder schimpften oder auch einmal ohrfeigten, deswegen zur Rede gestellt, war abwegig. Fast einheitlich, auf jeden Fall im Ganzen verlässlich, funktionierte in einer solchen dörflichen Gesellschaft das, was man heutzutage «social pressure» nennt.

## Religion und Kirche

*In meinem Dorf, das in den dreissiger Jahren noch in einer einheitlichen konfessionellen Gemeinschaft lebte, stellte niemand den prägenden Einfluss von Religion und Kirche in Frage. Tradition und kirchliche Feste im Jahreslauf, religiöse Unterweisungen und Seelsorge, das vielfältige Ritual der Gebetsübungen und die kirchlichen Gebote – all das setzte selbstverständliche Normen im Leben des einzelnen und der Gemeinde.*

Mit Ausnahme einer einzigen Familie, die aber nicht im Ortskern, sondern auf einem Einödhof hinterm Wald lebte, gab es im Dorf damals nur Katholiken, und selbstverständlich nur gläubige und praktizierende. Andere hätten es auch sicher schwer gehabt, man hätte sie kaum toleriert. Natürlich gab es «Sünder» genug, und man kannte sie auch, aber wenn sie formal ihren religiösen Pflichten nachkamen und in der Öffentlichkeit als gehorsame Kinder der Kirche erschienen, gab es keine grösseren Anstände.

Der Ablauf des Jahres war ganz stark durch das Kirchenjahr und die damit verbundenen Gewohnheiten und Verpflichtungen bestimmt: In gewisser Weise bewegte man sich von Fest zu Fest, angefangen bei Dreikönig am 6. Januar. Da schrieben die Väter mit Kreide über die Haustür die neue Jahreszahl und die Buchstaben K+M+B (Kaspar, Melchior und Balthasar hiess das für uns; niemand im Dorf wusste, was auch ich erst später lernte, es heisse eigentlich «Christus mansionem benedicat»).

Am 2. Februar feierte man Mariä Lichtmess. Da wechselten nach alter Sitte die Knechte und Mägde ihre Dienstherrn – oder an Martini, dem anderen Verdingtag. Am Tag danach, am St. Blasiusstag, gingen alle Gläubigen nach der Messe in der Kirche nach vorne an den Altar. Der Pfarrer hielt ihnen zwei überkreuzte geweihte Kerzen an den Hals

und gab den Blasiussegen, der gegen Halskrankheiten schützte. Meine Mutter sagte uns immer, er verhindere auch, dass zum Beispiel eine Gräte im Hals stecken bleibe, wenn wir, was ganz gelegentlich geschah, einen Salzhering zu essen bekamen. Auch an Aschermittwoch gingen alle Gläubigen nach vorne an den Altar und erhielten vom Pfarrer ein Kreuz mit Asche, die mein Grossvater aus einem Feuer auf dem Friedhof geholt hatte, auf den Kopf gestreut – als Zeichen der Busse. Man mahnte uns Kinder, es möglichst lange zu erhalten, «damit es besser wirkt».

Die Fastenzeit von Aschermittwoch bis Karsamstagmittag hielt man sehr streng. Der Kaffee am Morgen wurde nicht gesüsst, der Vater gab eine Zeitlang, von der Mutter ermahnt, das Rauchen auf, Fleisch gab es noch seltener als sonst, und wenn wir Kinder eine Arbeit ungern oder sehr nachlässig erledigten, war der Hinweis auf das Leiden Jesu schnell parat, um auch uns den «Leidensdruck» als heilbringend zu preisen. Der Karfreitag war ein besonderer Tag: Auf der einen Seite, und das schätzten wir weniger, fanden den ganzen Tag in der Kirche Betstunden statt. Dazu war das Dorf in Gruppen von etwa zehn nachbarschaftlichen Gebetsgemeinschaften eingeteilt, die einen Vorbeter hatten und in der Kirche zu einer bestimmten Stunde vor dem an diesem Tag mit einem violetten Tuch bedeckten Kruzifix eine Stunde lang Rosenkränze und Litaneien beteten. Manchmal wurden wir Kinder auch noch in eine weitere Gruppe geschickt, als eine Art Aushilfe, wenn dort weniger Leute zur Verfügung standen. Überhaupt brachte eine zusätzliche Stunde Gebet auch mehr Segen, und wir hatten an diesem Tag ja ohnehin nichts Besseres zu tun, weil keine Schule war und nicht gearbeitet wurde und man natürlich auch nicht bei Spielen laut sein durfte. Auf der anderen Seite hatten wir Buben vom Gründonnerstag an auch unseren besonderen Spass. Die Kirchenglocken durften nun nicht mehr läuten, die «stille Zeit» hatte begonnen. Die Zeichen für bestimmte Zeiten und Handlungen im Tages- und Gottesdienstablauf gaben nun so genannte «Rätschen», Holzinstrumente, die wir mit einem Kurbelan-

trieb bedienen mussten: Durch das sehr rasche Klappern verschieden langer Holzhämmer, die von einem Zahnrad auf einem etwa einen Meter langen hölzernen Resonanzkasten bewegt wurden, gab es ein durchdringendes «Rätschgeräusch» ähnlich einem Maschinengewehrfeuer. Immer wieder gab es Streit darum, wer wie lange an der Kurbel drehen durfte.

Karsamstag früh, wenn es noch dunkel war, wurde auf dem Friedhof bei den «armen Seelen», der Fegefeuer-Plastik, das Osterfeuer entzündet. Der Pfarrer weihte es, bevor die Familien ihre mitgebrachten Holzscheite daran entzündeten. Die Scheite sollten möglichst ein Astloch haben, an dem man sie dann später, wenn sie erloschen waren, irgendwo im Haus, am besten auf dem Dachboden, als Schutz gegen Blitz- und Brandgefahr aufhängte.

Ostern war ein Höhepunkt im Kirchenjahr – auch deswegen, weil jeder Katholik mindestens einmal im Jahr zur Beichte und zur Kommunion musste, und zwar auf jeden Fall in der österlichen Zeit. Dem konnten sich wegen der öffentlichen Kontrolle und wegen des häuslichen Drängens auch die sonst Gleichgültigen nicht entziehen. Da man ihnen nicht zumuten wollte, ihre Sünden dem Dorfpfarrer anzuvertrauen, und es ausserdem in dieser Zeit einen Massenandrang auf die Beichtstühle gab, kam für die Karwoche ein Mönch aus einem Kloster ins Dorf. Diese Aufenthalte waren oft mit energischen Busspredigten für die verschiedenen «Stände» (Eheleute, Jungfrauen, Jünglinge, Dienstboten, Jugend) verbunden, die in ihren moralischen Forderungen in der Regel ausserordentlich rigoros waren.

Ein wichtiger Tag für die Jugend war der Sonntag nach Ostern, der «Weisse Sonntag». In der dritten Volksschulklasse kam man zur Erstkommunion. Die ganze Verwandtschaft war eingeladen, die Hausnäherin hatte für die Buben ein meist dunkelblaues Kommuniionsanzügle geschneidert, die Mädchen trugen weisse Kleider und einen Kranz im Haar. Geschenke gab es kaum, allenfalls einmal 50 Pfennige von den Verwandten oder einen besonders schönen Rosenkranz oder ein Gebetbuch mit Goldschnitt. Am Nachmittag dann versammelten sich Hunderte von Schülern aus den Nachbargemeinden im Kloster, zu

dem sie bis zur Säkularisation als Untertanen gehört hatten, zu einem feierlichen gemeinsamen Gottesdienst. Danach wurde der ansonsten nicht zugängliche Kreuzgang des Klosters, der einzige Teil der alten gotischen Reichsabtei aus dem Mittelalter, der nach einem Brand im Jahr 1890 erhalten geblieben war, für die Kinder geöffnet. Zum Teil laut kraakeelend rannten diese nun ausdauernd um dieses grosse Viereck herum. Vom Kreuzgang aus gingen Türen und auch grosse vergitterte Glasfenster in die Krankensäle der am stärksten geistig behinderten Patienten, die normalerweise nie ins Freie kamen. Sie konnten nun das Treiben der Kinder beobachten. Es war eine merkwürdige Tradition, die uns ausgerechnet am «Weissen Sonntag» Einblick in diese düstere Welt gegeben hat.

Nach Pfingsten – auch da gab es ein besonders geweihtes «Pfingstwasser» – war dann das Fronleichnamfest mit einer festlichen Prozession zu vier geschmückten Altären im Ortsbereich und Böllerschüssen beim feierlichen Segen. Ende August kam das Erntedankfest, bei uns meistens «Sichelhenke» genannt, wo man Feldfrüchte zur Weihe an den Altar brachte. Das im Oktober gefeierte Kirchweihfest war gleichzeitig das «Rosenkranzfest» – nach einer in der Barockzeit im Dorf begründeten Rosenkranzbruderschaft genannt – und «das Feschk» schlechthin. Dazu kam die Verwandtschaft auf Besuch. Beim Spritzenhaus gab es ein Karussell und einen Verkaufsstand mit Süssigkeiten.

Weihnachten war natürlich am schönsten. Nicht etwa wegen der Geschenke; solche gab es zu Weihnachten nicht, allenfalls zu Ostern, am Nikolaustag und am Namenstag. Geburtstage wurden nicht begangen. In der heiligen Nacht durften wir lange aufbleiben und gingen, auch schon als Kinder, zur Mitternachtsmette ins Kloster – und es war in der Tat romantisch und ist in meiner Erinnerung immer mit tiefem Schnee verbunden. Wenn wir den Wald auf dem Buchhaldenberg hinter uns hatten, sahen wir auf der gegenüberliegenden Anhöhe schon die Lichter der Leute aus dem Nachbardorf. Viele trugen Stallaternen mit sich, es sah aus wie im Märchen. In der Kirche sangen dann die Nonnen auch

viel schöner als unser Kirchenchor zu Hause – mit einem vielstimmigen «Stille Nacht» als Höhepunkt.

Dieser äussere Ablauf des Kirchenjahres, der auch das weltliche Leben nachhaltig bestimmte, wurde für uns Kinder noch angefüllt mit vielen religiösen Pflichten, deren Erfüllung selbstverständlich war. Meine ganze Schulzeit über war es völlig ausserhalb jeder Diskussion, dass ich jeden Morgen vor Schulbeginn zur Messe ging. Da die Schule früh begann, war es beim Kirchgang vor allem im Winter immer noch dunkel. Unsere Schulranzen legten wir auf einen grossen Haufen ins Erdgeschoss des Kirchturms unter eine Holzterasse und gingen dann in die genau festgelegten Bankreihen, wo wir während des ganzen Gottesdienstes knieten. Hinter den Schülern, allein in einer Bank, wachte der Lehrer darüber, dass nicht geschwätzt und gekichert wurde oder wir uns nach den Erwachsenen umdrehten. Wurde man ertappt, kam dann hinterher in der Schule mitunter die Ahndung in Form einer Strafarbeit; viel üblicher aber waren an Ort und Stelle in der Kirche ein paar Ohrfeigen für das, was man «Unehrebarkeit» im Gotteshaus nannte.

Zum täglichen Gottesdienst kam am Donnerstagabend eine Abendandacht, die so genannte «Heilige Stunde», jeden Freitagabend eine Rosenkranzandacht, und an Sonn- und Feiertagen eine ganze Reihe von Kirchenbesuchen: Frühmesse um sieben Uhr, zu der ich immer dann gehen musste, wenn ich, alle vier Wochen mindestens, gebeichtet hatte und nun nüchtern die Kommunion empfing. Um neun Uhr dann das feierliche Hochamt, das mit Predigt und Gesang der lateinischen Messen etwa eineinhalb Stunden dauerte; manchmal auch länger, wenn ein besonderer Anlass war, deren es etliche gab: Einmal im Monat fand in der Kirche ein «Umgang» der «marianischen Kongregation» statt, einer Gruppe von Männern und Frauen, die sich in besonderer Weise der Muttergottes geweiht hatten. Im Sommer gab es am Ende des Hochamtes immer den Wettersegen mit dem Text: « A fulgere, grandine et tempestate.» Und neben der Fronleichnamsprozession gab

es die «Öschprozession» an Christi Himmelfahrt, bei der die Gemeinde in die Felder hinaus zog und an verschiedenen Wegkreuzen um eine gute Ernte betete. Immer im Mai fanden während einer Woche die so genannten «Bittprozessionen» statt, eine Einrichtung, die wohl auf das Mittelalter zurückging, als man für die Abwendung von Krieg und Pest betete. An je einem Tag in dieser Woche zog die Gemeinde in eine von drei Kirchen der Nachbargemeinden, deren Mitglieder dann ebenfalls unterwegs waren. Früh um sechs Uhr ging es los, bis zum Zielort betete man mehrere Rosenkränze oder sang Lieder. Nach der Messe ging man in gleicher Weise wieder nach Hause. Als älterer Schüler hatte man da bestimmte Funktionen, man trug das Kreuz oder eine Fahne oder war Vorbeter. Gegen neun Uhr war man wieder in der Heimatkirche und ging dann in die Schule. An den Sonntagen war ich während der sieben Jahre meiner Schulzeit übrigens nicht nur am Vormittag mindestens einmal, oft auch zweimal in der Kirche, sondern selbstverständlich auch noch zur Nachmittagsandacht, falls ich nicht das Vieh hüten musste, und oft dann auch noch abends zu einem Rosenkranz. Arbeitete ich zu dieser Zeit mit meinem Bruder in der Kegelbahn, kam oft unsere Mutter an den hinteren Kegelbahnausgang und holte jeweils einen von uns weg, der dann in den Gottesdienst musste.

Zählt man das alles zusammen, dann ergeben sich für meine Schulzeit tausende von Stunden in der Kirche, fast immer kniend, mit oft auch nur heruntergeleiteten Gebeten, ermüdenden Litaneien und nicht enden wollenden Rosenkränzen – «glorreichen», «freudenreichen», und »schmerzhaften», je nach der Endung, die man dem Ave Maria anfügte. Das Singen von Liedern war zwischendurch immer wieder eine Erleichterung. Aber, so war der Glaube vermittelt worden, jede Stunde in der Kirche brachte ja Segen und war ein Verdienst fürs Jenseits.

Für einigermassen gute und «brave» Schüler war es fast eine Selbstverständlichkeit, dass sie Ministranten (Messdiener) wurden. Es war ja auch eine Ehre, am Altar zu dienen. Immer einer war Oberministrant, der die Dienste der anderen einteilte, Anfängern die lateinischen Texte

beibrachte und eben alles mehr oder weniger im Einvernehmen mit dem Pfarrer dirigierte. Über mehrere Jahre war mein älterer Bruder in dieser Funktion, die ein Privileg war. Er schwang das Rauchfass mit dem Weihrauch, schenkte dem Priester den Messwein ein, zündete die Kerzen am Altar an. Der Pfarrer drängte sehr darauf, dass ich seinem Beispiel nachfolgte, zumal ich den Katechismus so gut kannte, dass ich im Religionsunterricht immer alle Fragen beantworten konnte. Auch meine Eltern waren dafür, aber ich weigerte mich hartnäckig und mit Erfolg. Alle waren überrascht, dass sich da mit neun Jahren bei mir so etwas wie ein Widerspruchsgeist offenbarte, der aber wahrscheinlich einer damals argen Schüchternheit zuzuschreiben war; denn natürlich hatte ich keine religiösen Vorbehalte. Ich fand es nur schrecklich, mit Chorröcken im Gottesdienst und bei Prozessionen vor den Leuten herumzulaufen, die Hände stets fromm gefaltet, und vor dem Tabernakel Kniebeugen zu machen. Meine Mutter ging schliesslich zum Pfarrer und sagte, ich sei halt ein «Gspässiger» – was in Oberschwaben so viel heisst wie eine Art Aussenseiter.

Übrigens war ich meistens dabei, wenn mein Bruder die «Neuen» anlernte, weil das oft in der Holzhütte hinter unserem Haus stattfand, und so lernte ich ganz selbstverständlich das lateinische «Suscipiat» und das «Confiteor» und die richtigen lateinischen Erwiderungen in den Mess- und Litaneitexten; ich kann sie heute noch auswendig und in schnellem Tempo aufsagen und habe sogar später in den Seminaren mit mittelalterlichen Texten noch manchmal an ihrem Beispiel nachvollziehen können, welche Präpositionen welche Casus regieren. Meine Lateinkenntnisse waren nämlich, verglichen mit jenen Studenten, die ein normales Gymnasium besucht hatten, doch recht schwach.

In den letzten beiden Jahren meiner Schulzeit bekam ich dann in der Kirche ein Amt, das mir einige Freiheiten liess, wenngleich es auch viel Zeit kostete: Ich wurde «Orgeltramper», musste also immer dann, wenn im Gottesdienst die Orgel gebraucht wurde, dafür sorgen, dass die Pfeifen genügend Luft bekamen. Ich hing dazu an der Schmalseite der Orgel an einem kleinen Gerüst und sorgte durch ständiges Nieder-



treten eines Pedals dafür, dass der Blasebalg immer ausreichend gefüllt war. Dies zeigte ein kleines Bleigewicht vor mir an der Wand an. Wenn ich es nicht immer im Auge behielt, weil ich manchmal vor mich hin träumte oder von meiner hohen Warte aus die Leute unten im Kirchenschiff betrachtete, schlug der Organist schon einmal vergeblich an, kriegte einen roten Kopf und tobte herum. Die Chorsänger machten mich aufmerksam, und ich begann wild zu treten; nach der Messe zog mich der Lehrer zur Strafe an den Ohren. Aber im Allgemeinen war ich verlässlich und immer anwesend, wenn die Orgel benötigt wurde. Diesenjob behielt ich bis zur Schulentlassung.

Die kirchlichen Gebote und Traditionen forderten ständig eine zumindest formale Anpassung. Doch Pflichterfüllung und inneres Einverständnis mit dem Ritual bereiteten auch kaum jemandem grössere Schwierigkeiten, weil die Glaubensinhalte ja nie bezweifelt oder diskutiert wurden. Niemand kam auf den Gedanken, dass hier eigentlich eine permanente autoritäre Bevormundung herrschte, aus der es schon deshalb kein Ausbrechen gab, weil ja nicht nur der Pfarrer, sondern im Grunde auch die Mehrheit der Gemeinde, in der ja jeder jeden kannte, darüber wachte. Nicht nur die Eltern registrierten, ob man tatsächlich zur Kirche ging, auch der Lehrer, die Nachbarn, die Schulkameraden. Wer schwänzte, sollte ein schlechtes Gewissen haben, musste sich rechtfertigen und galt rasch als einer, dem wahrscheinlich auch andere Untugenden und Vergehen zuzutrauen waren.

Aber prägend für Kinder war nicht nur das traditionelle Aussere, das man als unveränderlich hätte hinnehmen können. Dahinter standen als eine fast permanente Zumutung von bewussten und unbewussten Angstsituationen eine Seelsorge und eine höchst einfache, fast primitiv vermittelte Theologie, die in ihrem rigorosen Anspruch, absolute Wahrheit zu sein, von klein an unser Leben dauernd in einen «jenseitigen» Bezug einbettete: «Schuldigwerden», «ewige Höllenstrafe», andererseits auch «göttliches Wohlgefallen» und «ewiger Lohn» bildeten

den unerbittlichen Bezugsrahmen des Systems, auch im Religionsunterricht. Und hinzu kam, dass uns schon früh klar gemacht wurde, dass allein wir Katholiken die «einzig wahre» Religion besaßen. Nicht nur einfach denkende Menschen waren der Überzeugung, dass Lutherische oder gar Heiden in die Hölle kommen, auch Verkündigung und Seelsorge der offiziellen Kirche waren ähnlich holzschnittartig, der verbindliche «Katechismus» liess daran keinen Zweifel.

Wenn man sensibel reagierte, hatte das alles auch seine konkrete Wirkung: Jahrelang habe ich geglaubt, dass 20 Kilometer nördlich, jenseits der Donau, wo auf der Landkarte ein Teil der Schwäbischen Alb als «Lutherische Berge» bezeichnet wird, «koine reachte Leut» lebten. Und wenn die einzigen protestantischen Kinder in unserer Schule, die drei Mädchen vom Hof hinterm Wald, im Winter während des Religionsunterrichts strickend hinten im Klassenzimmer sassen, habe ich sie bedauert, weil sie oft genug anhören mussten, wie wir andern Kinder Katechismus-Fragen beantworteten. Evangelische waren da ohne Anspruch auf die ewige Seligkeit, nur Katholiken konnten, wenn sie ihrem Glauben und den Geboten der allein seligmachenden Kirche folgten, einmal im Himmel jenen Zustand erreichen, der uns in so schönen Farben geschildert wurde.

Auch deshalb, und weil es ein wenig exotisch klang, spielte im Religionsunterricht immer wieder die «Heidenmission» eine besondere Rolle. Wir waren alle Mitglieder im «Kindheit-Jesu-Verein», mit zehn Pfennig Monatsbeitrag aus der Sparbüchse. Dieser Verein von Kindern hatte sich zur Aufgabe gemacht, weltweit dazu beizutragen, dass die «armen Heidenkinder» in Afrika und anderswo, die ja noch Götzenbilder anbeteten oder von bösen Zauberern beherrscht wurden und von Jesus nie gehört hatten, durch Missionare bekehrt wurden. Denn ohne Taufe drohte ihnen ja nicht nur nach der seelsorgerischen Aussage unseres Dorfpfarrers und der Afrikamissionare, die gelegentlich in unserer Kirche predigten, sondern, wie ich später lernte, auch nach der Meinung der grossen Theologen – damals noch – die ewige Höllenstrafe oder doch das ewige Verbleiben in einer «Vorhölle» oder etwas Ähnli-

chem. Also mussten sie zum katholischen Glauben bekehrt und damit «erlöst» werden. Irgendwer hatte es geschickt auf einen pragmatischen Nenner gebracht, wie wir Kinder da helfen könnten: Ein Betrag von 21 Mark, so rechnete der Pfarrer uns vor, würde ausreichen, um jeweils ein Heidenkind aus der Verstrickung im Unglauben zu befreien und zum lieben Gott zu führen. So sammelten wir überall zum Beispiel die Silberfolien aus den Zigarettenschachteln, brachten alles Gesammelte zur Schule, wo man daraus einen grossen Ball fertigte, für den man von irgendeiner Firma 21 Mark bekam, die dann dem Päpstlichen Werk für die Heidenmission überwiesen wurden.

Das Missionswerk gab jeden Monat ein kleines illustriertes Heftchen heraus, das in der Schule verteilt wurde. Daraus ist mir eine eindringliche Seriengeschichte Erinnerung, die Geschichte von Jumbo und Wambo, mit denen ich sehr mitgelitten habe. Die beiden Negerbuben, noch nicht getauft und deshalb arme Geschöpfe, waren ständig den Nachstellungen der heidnischen Zauberer und Götzenanbeter ausgesetzt. Die Serie war gezeichnet, eine Art Comic Strip mit spendenwerbendem Hintergrund: Am Ende waren Jumbo und Wambo glücklich, weil sie nach vielen Auseinandersetzungen in ihrem Stamm, mitunter auch bedroht vom Menschenfresser Haro, endlich getauft werden konnten und von der Missionsstation betreut wurden. Sie durften jetzt in die Kirche und zu den Sakramenten und dies alles dank unserer Hilfe! Das, was Jumbo und Wambo sonst gedroht hätte, die Hölle, war in unserem Denken, in unserer Phantasie und in unseren Ängsten sehr lebendig.

So wenig unsere Phantasie im normalen Schulunterricht angeregt wurde, umso nachhaltiger wurde sie in der religiösen Erziehung beschäftigt. Eines der wenigen Bilder, die ich immer wieder lange betrachtete, war im Katechismus eine Darstellung des Hölleneingangs. Über einer Art Höhlen- oder Kellereingang stand geschrieben «Lasset, die ihr eintretet, alle Hoffnung fahren!», der berühmte Satz aus der Dante'schen Göttlichen Komödie, wie ich viel später lernte. Ganz oben, in der ewigen Anbetung, waren in wallenden weissen Gewändern die

Gerechten dargestellt, darunter das Fegefeuer, in das man gelangte, wenn man beim Sterben nur «lässliche» Sünden hatte oder gar keine. In den Reinigungsort musste man ja einfach deswegen, weil man als Mensch fehlbar und sündhaft war und den lieben Gott erzürnt hatte. Die Strafen im Fegefeuer waren handfest als ständiges Leiden der Körper im Feuer gezeichnet, das Wochen, Monate oder Jahre dauern konnte. Das konnte man aber immerhin abkürzen, wenn man während seines Lebens Ablässe gewann, «zeitliche» oder «vollkommene». Die möglichen Gewinne waren auf der Rückseite von frommen Bildchen verzeichnet oder wurden bei besonderen Anlässen vom Pfarrer in der Kirche verkündet. Ganz schlimm ging es auf dem Bild dann in der Hölle zu, und zwar ewig und unveränderlich, wie im Dante'schen Inferno eben.

In der Seelsorge, die uns zuteil wurde, war ganz konkret von Feuer und Hitze und Qualm und Gestank und folternden Teufeln die Rede, vom ewigen, aber eben vergeblichen Geheule und viel zu späten Schreien der Seelen um Gnade. Für die Verdammten, zu denen wir alle nach Begehen einer «Todsünde» gehören konnten, war der Gott da droben vor allem ein unbarmherziger Rächer, eine Überfigur an Autorität. Wir sollten ihn lieben, anbeten, aber eben stets auch fürchten. Was mir bald Schwierigkeiten bereitete, war, dass von der Liebe Gottes zu uns vor allem dann die Rede war, wenn der eigentliche Glaubensinhalt verkündet wurde – aus Liebe zu den sündigen Menschen habe dieser Gott seinen Sohn am Kreuz auf grausame Weise sterben lassen, um uns alle zu erlösen.

Wir waren noch recht klein, als wir schon ganz anschaulich und alltäglich mit entsprechenden Bildern und Geschichten konfrontiert wurden, positiv und negativ: Da begleiteten uns ständig Schutzengel mit grossen weissen Flügeln, die uns vor Gefahren schützten und vor Verführerischem bewahrten, die uns aber auch bei Nichtwohlverhalten denunzierten: «Der Schutzengel weint, wenn du lügst, er sagt es dem lieben Gott, wenn du einem Mädchen unter den Rock guckst, er ist ganz traurig, wenn du auch nur eines der vorgeschriebenen Gebete vergisst,

das Morgengebet, das Tischgebet, das Ave Maria beim Abendläuten, das Nachtgebet vor dem Einschlafen, das Kreuzeszeichen mit Weihwasser vor dem Verlassen des Hauses, das Kreuzeszeichen mit Stossgebet beim Vorbeigehen an einem Feldkreuz ...»

In der zweiten Schulklasse begann der Beichtunterricht, wo man zunächst den «Beichtspiegel» auswendig lernte, eine Art systematischer Aufreihung möglicher Sünden, abgeleitet aus den zehn Geboten. Dieser Unterricht wurde für die Achtjährigen zum detaillierten Herumbohren in allen Möglichkeiten des menschlichen beziehungsweise kindlichen Schuldigwerdens. Wir wurden erst richtig gewahr, wie erfindungsreich die Menschen sein konnten, wenn sie gegen den göttlichen Willen handelten. Man kann das an einzelnen Geboten beispielhaft verdeutlichen: «Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben und ehren!» Dieses erste Gebot faltete man, im Unterricht und im Beichtspiegel, aus in «Habe ich den Namen Gottes oder Jesu oder andere heilige Namen unehrerbietig ausgesprochen? Habe ich, wenn auch nur in Gedanken, geflucht?» (Wenn ich beim Viehhüten meine Rindviecher, wie das schwäbisch üblich war, mit «ihr Heilandsäck» oder «ihr Sakramentsboscha» anschrie, hätte ich das eigentlich am Samstag im Beichtstuhl sagen müssen.) «Habe ich den lieben Gott beleidigt, wenn ich an einem Feldkreuz vorbeigegangen bin und es mir zu dumm war, jedesmal die Mütze abzunehmen und das Kreuzeszeichen zu machen?»

Besonders erfinderisch war die Seelsorge beim sechsten Gebot, wo uns eine ganze Palette möglicher sexueller Verfehlungen vor Augen geführt wurde. Selbstverständlich hatten wir keine Vorstellung davon, was gemeint war, wenn wir lernten «Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib!», aber mit dem Satz «Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!» beschäftigten wir uns intensiv, im Unterricht und in unserer Phantasie. Da waren Zusatzfragen zu beachten und im Gewissen akribisch zu erforschen, bevor man sich im Beichtstuhl hinkniete: «Habe ich Unkeusches getan, berührt, an mir selber, bei oder mit andern? Wie oft, absichtlich oder unabsichtlich? Habe ich unkeusche Gedanken gehabt, Unsittliches geredet, angehört, an schlüpfrigen Reden anderer,

auch Erwachsener, vielleicht sogar Gefallen gehabt, bei einem unanständigen Witz nicht widersprochen?»

Wenn das alles erörtert wurde, sassen wir mit aufgeregtem Innern und wahrscheinlich hochroten Köpfen im Religionsunterricht, und die äusserlich prüde Welt des Dorfes, wo es schon zum Donnerwetter des Pfarrers von der Kanzel führte, wenn er erfahren hatte, dass vielleicht ein Mädchen aus der Stadt irgendwann zusammen mit Buben im Luxenweiler Weiher gebadet hatte, verwirrte und ängstigte uns, zumal alle Sünden wider dieses sechste Gebot «Todsünden» waren. Wenn nicht gebeichtet und vom Priester nachgelassen, führten sie im Falle unseres plötzlichen Todes zur ewigen Verdammnis. Also quälte man sich, vor allem als man älter wurde. Muss ich in der Ohrenbeichte bekennen, dass ich neulich, als die Base mit dem grossen Busen zu Besuch war und sich über den Tisch beugte, ihr mit aufgeregter Neugier in den Ausschnitt geschaut habe? Eine Frage, mit der ich deswegen Probleme hatte, weil diese Situation vom Pfarrer zwar nicht ausdrücklich erwähnt worden war, er aber den Mädchen ständig sagte, es sei sündhaft, den Oberkörper nicht züchtig völlig zu bedecken. Also war der Busen doch ein Gegenstand der sündigen Lust. Würde ich also in die Hölle kommen wegen dem gewissen Vergnügen, das ich ja da zweifelsohne gehabt hatte, oder konnte ich das unter dem allgemeinen Bekenntnis, ich hätte Unkeusches angeschaut, zusammenfassen und dann beruhigt sein?

Die Selbstinquisition ging manchmal ins Detail: Habe ich meine Geschlechtsteile beim letzten Baden oder Umziehen absichtlich oder nur unabsichtlich berührt? Dies wurde im Unterricht eingehend erörtert, weil es ja «juristisch» wichtig war. Das Absichtliche führte zur Hölle, falls nicht gebeichtet, das andere brauchte man nicht zu bekennen. Ich entschied mich schliesslich dafür, zunächst einmal viele Möglichkeiten aufzuführen und jeweils dazu zu sagen «mehrmals», dann blieb das Nachfragen des Beichtvaters beschränkt und für mein Seelenheil konnte nichts schiefgehen.

Die leibfeindliche Art dieser Unterweisung und Erziehung mit der offensichtlichen Absicht, den Menschen die Sündhaftigkeit des Kör-

pers und des Lusterlebnisses nachhaltig zu vergegenwärtigen, musste auf das kindliche Seelenleben verwirrende Auswirkungen haben, auch weil es niemanden unter den Erwachsenen gab, der mit Kindern überall das einmal offen gesprochen hätte. Ich habe zum Beispiel lange gebraucht, Gleichgültigkeit zu entwickeln gegenüber dem Problem, wie denn das Kinderzeugen zu vergleichen sei mit dem, was wir im Bullenstand auf dem Nachbarhof oft genug heimlich beobachteten, und ob das Nachdenken darüber und das Vergleichen beider Vorgänge im Beichtstuhl als «unkeusches Denken» zu bekennen und zu bereuen sei.

Für den Tag unserer ersten Beichte lernten wir dann, unseren Sünden katalog nach dem Muster des «Beichtspiegels» auf einen so genannten «Beichtzettel» säuberlich, systematisch und natürlich vollständig niederzuschreiben. Beim ersten Mal stand da unser ganzes bisheriges Leben unter der Erforschung des Gewissens, denn wir waren ja, seit wir in der Taufe Gott sei Dank von der Erbsünde befreit worden waren, immer wieder «schuldig» geworden. Man durfte keine Sünde vergessen, weil ja das Nichtbekennen einer Sünde wiederum eine schwere Sünde war und die Nichtverzeihung aller anderen Sünden zur Folge hatte. So schrieb ich mehrere « Fassungen » und trug die endgültige sorgsam eine Weile in meiner Hosentasche herum, damit sie nicht verloren ging oder gar von jemand anderem gelesen wurde, was mich vielleicht dessen Gespött ausgesetzt hätte. Ich besorgte mir Streichhölzer, um den Beichtzettel nach Gebrauch hinten in unserem Garten zu verbrennen, lernte von nun an mein Sündenregister auswendig, um es im Beichtstuhl wohlgeordnet nach der vorgeschriebenen Eingangsformel «Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes,... ich habe das letzte Mal gebeichtet vor ... Wochen ...», aufzusagen, am Ende den Schlusssatz anfügend «Herr, sei meiner armen Seele gnädig.»

Den Beichtvorgang empfand ich schon beim ersten Mal, und eigentlich auch die vielen Male danach, als eine Qual. Da stand man in der Kirche in einer Reihe mit anderen und wartete, bis man dran kam. Dann

kniete man auf die Stufe am Beichtstuhl und erkannte hinter einem Holzgitter den Pfarrer, der zunächst schaute, wer da kam. Dann sah man aus kürzester Entfernung in ein grosses, rosarotes Ohr und flüsterte, damit die hinter einem Stehenden nichts verstanden, seine Bekenntnisse hinein. In Zweifelsfällen gab es noch ein paar bohrende Nachfragen, am Ende dann, wohl je nach Schwere der Verfehlungen, die Auferlegung der so genannten «Busse», in der Regel etliche Gebete. Schliesslich erhielt man die von allem befreiende Absolution, beginnend mit der Formel «Ego te absolvo ...» Ich will nicht verkennen, dass der Spruch eine befreiende Wirkung hatte, man sah sich wieder «im Stand der Gnade».

Für Schüler war es Pflicht, mindestens alle vier Wochen zur Beichte zu gehen, zusätzlich dann auch vor hohen kirchlichen Feiertagen. Wenn man dann zur Kommunion ging, musste man in «reinem « Zustand erscheinen. Auch da hatten manche Seelsorger Geschichten auf Lager, in der Schule und in Predigten, die von Menschen handelten, die «den Leib des Herrn» in unwürdigem Zustand empfangen hatten und danach tot umfielen. Überhaupt gehörte es zu den Praktiken mancher Seelsorger, Beispiele zu erzählen, wie die strafende göttliche Gerechtigkeit nicht erst nach dem Tod ihre Urteile vollstreckte. Zum ersten Mal hörte ich in solchen Geschichten auch von berühmten Ungläubigen aus Geschichte und Literatur, die Gott schon in dieser Welt für ihre Spöttereien über die Kirche gestraft hatte – Heinrich Heine ist mir da in Erinnerung geblieben.

Sehr viel später, als ich in den Semesterferien manchmal acht bis zehn Wochen lang mit Waldarbeitern in Oberschwaben arbeitete, erlebte ich, dass die Ohrenbeichte offenbar nicht nur bei Kindern ein Zuchtmittel ersten Ranges war. Dort kam es unter einfachen Männern immer wieder zu erregten Gesprächen über den Einfluss der «Beichtväter» auf die Ehefrauen und den Ehefrieden. Offensichtlich rechneten manche Priester im Beichtstuhl den Frauen vor, dass sie eigentlich längst mehr Kinder haben müssten, wenn sie das Gebot befolgt hätten, dass geschlechtlicher Verkehr auch in der Ehe nur dann erlaubt sei, wenn er mit der Absicht der Zeugung verbunden sei. Und es gebe eben



nur die Wahl zwischen der absoluten Enthaltsamkeit und dem unbeeinflussten Ablauf des natürlichen Vorgangs. Kamen solche Frauen aus dem Beichtstuhl, gab es häufig genug Konflikte mit ihren Männern, denen sich die Frauen verweigerten. Wenn wir im Wald zum Mittagessen beim Feuer saßen und man keine Scheu hatte, auch vor mir über alles zu sprechen, ging es immer wieder um dieses Thema: «Du bischd doch a Schdudierter, jetzt sag amol, was mr doa sollet.»

Solche und andere Konflikte traten häufig auch dann auf, wenn im Dorf so genannte «Missionen» stattfanden. Da kamen eine ganze Woche lang ein oder zwei Prediger in die Pfarrei und beschäftigten sich mit gesonderten Gruppen – Eheleuten, Verlobten, Jugendlichen. Besonders ausgeprägt wurde da die Angst vor der «Schande» eines unehelichen Kindes geschürt und vor dem Eingehen einer «Mischehe». Mich interessierte aber vor allem, was die Prediger meinten, wenn sie vor der Lektüre «freigeistiger Bücher» warnten. Es gab ja in den Familien weder solche noch andere; ich war also sehr gespannt auf sie.

Das merkwürdig unnatürliche Verhältnis der traditionellen katholischen Theologie zum Sexuellen fand seinen Niederschlag auch in einem herkömmlichen Ritual, das ich erst viel später, als mein erster Neffe geboren wurde, richtig zu begreifen begann. Wenn eine Frau ein Kind bekommen hatte, war sie ja mit dem Geschlechtlichen, dem an sich Unreinen, in Berührung gekommen. Das war in diesem Fall zwar keine Sünde, aber es bedurfte einer Art Reinigung, der so genannten «Aussegnung». Wenn die Frau zum ersten Mal nach dem Wochenbett wieder in den Gottesdienst ging, meldete sie das beim Pfarrer an. Sie blieb dann vor dem Betreten der Kirche an der Pforte stehen, bis der Priester ihretwegen herauskam und einige zeremonielle Gebete sprach. Erst dann nahm sie wieder in der Gemeinde ihren Platz ein. Den Ehemännern wurde so etwas übrigens nicht zugemutet.

Das «Irrationale», durch naive Religionsbindung und unreflektierte kultische Übungen ohnehin zur Gewohnheit geworden, erfuhr in mei-

ner Jugend noch eine weitere Dimension durch das Einbeziehen ehemals wohl «heidnischer» Relikte: Geister, Hexen und Hexer und Gesundbeter waren eine unmittelbare Wirklichkeit neben den Engeln und Heiligen.

Gesundbetelei war für die meisten selbstverständlich und auch wichtig, man ging ohnehin nicht wegen geringerer Beschwerden zum Arzt. Wir Kinder lernten von den Erwachsenen eine Reihe von «Ritualen» gegen irgendwelche Beschwerden: Wenn man Seitenstechen hatte, musste man rasch einen Stein vom Weg aufheben, ihn auf der Unterseite dreimal anspucken und wieder an die alte Stelle legen, dann wurde man beschwerdefrei. Gegen Warzen an den Fingern – damals bei uns Kindern, vielleicht auch wegen mangelnder Hygiene, weit verbreitet – halfen zwei Verfahren: Am Bach wuchs ein Kraut, aus dessen Stengeln nach dem Abschneiden kurz gelber Saft floss, den man auf die Warzen strich; aber besser war, auf einen Faden so viele Knoten zu knüpfen, wie man Warzen hatte, dann den Faden in die Hosentasche zu stecken, einen alten Besen zu nehmen und dreimal um die kleine Kirche in W. herumzugehen, den Besen wieder an den Kirchturm zu stellen und nach Hause zu gehen. Jetzt brauchte man nur noch auf das sichere Verschwinden der Warzen zu warten.

Vor allem aber gab es bestimmte Frauen, die eine Art «weisse Magie» beherrschten, besonders bei Krankheiten. An zwei davon kann ich mich lebhaft erinnern: Die alte «Knöllerin» im Oberdorf «konnte» gegen die «englische Krankheit», das heisst, sie beugte gegen die Rachitis vor. Ich denke, so wie meine Geschwister und ich wurden alle Dorfkin- der in frühester Kindheit zu ihr gebracht. Sie legte einem die Hand auf den Kopf und sprach abwechselnd Gebete und murmelte unverständliche Sprüche. Damit war alles gut. Allerdings trank man in der Regel später doch noch zusätzlich den scheusslich schmeckenden Lebertran. Die andere Frau aus der Nachbarschaft war Expertin für bestimmte Hautkrankheiten. Meine Mutter litt einmal an einer Art Gürtelrose, und wir mussten dabei sein, als die Frau kam, sich ans Fussende des Bettes kniete und ganz rasch merkwürdige Gebete immer wiederholte, in denen das Wort «rot» besonders hervorgehoben wurde. Zur Abrun-

dung beteten wir dann noch einen Rosenkranz. Da feierte also wohl eine magische Symbiose von Heidentum und Christlichem einen Zauber, der übrigens half.

Ganz berühmt als eine Art Wunderheiler war ein Mann aus dem Nachbardorf, der sogar so etwas wie eine Praxis eröffnet hatte. Zu ihm ging man mit allen möglichen Anliegen, wenn das Vieh nicht trächtig wurde, wenn die Kinder in der Nacht nicht schliefen, wenn man glaubte, eine böse Frau habe irgendwo ihr hexerisches Unheil getrieben und Unglück in den Stall gezaubert ... Später hat man den Mann auch hoffnungsvoll konsultiert, wenn der Traktor nicht anspringen wollte, weil man glaubte, Neider hätten ihn «verhext». Auch meinem Neffen wurde, als er ein Baby war, Hilfe zuteil: Er wollte nachts nicht schlafen, quängelte und heulte häufig herum. Da ging meine Schwester mit ihm ein paarmal zu dem Mann ins Nachbardorf. Der holte ein altes Buch, legte ein Messer zwischen die Seiten und fand eine Passage zum Lesen, dann brannte er noch ein paar Kräuter ab. Von da an war der nächtliche Haussegen gerettet.

Hexen gab es angeblich ganz leibhaftige, in unserem Dorf zwei, und alle kannten sie. Weil sie vor allem das Vieh und Säuglinge verhexten, erhielten wir unsere festen Verhaltensregeln. Wenn wir «Kindsmagd» waren, dann mussten wir den Kinderwagen ganz schnell wegfahren, wenn die «Hexe» in Sichtweite kam, damit sie ja nicht neugierig in den Wagen guckte. Und als ich Hütebub war, mahnten mich meine Bauern auch immer, ja nicht eine der beiden Frauen in den Stall schauen zu lassen und die Viehherde an ihrem Haus entweder gar nicht oder höchstens ganz schnell vorbeizutreiben. Die Kühe würden sonst keine Milch geben, denn diese Frauen sässen manchmal in ihren Wohnungen am Tisch und melkten aus den Zipfeln der Tischtücher die Milch der Herde in die eigene Kanne.

Bauern, die den Verdacht hatten, ein Unglück im Stall rühre von solchen Machenschaften her, forderten denn auch den Pfarrer an, der mit Weihwasser und mit wohl speziellen Gebeten für die Austreibung von Dämonen und Ähnlichem «exorzierte».

Hinten in unserem Dorf wohnte ein Landwirt; er war besonders geschätzt und wurde später im Nebenberuf Amtsbote und Polizeidiener. Nach 1933 trat er früh in die Partei ein und war dann Ortsgruppenleiter. Aber auch da blieb er als «Heiler» gefragt, vor allem bei grossen Schmerzen und Fieberanfällen. Die Patienten brauchte er nicht zu sehen – vor dem Morgengebetläuten ging er hinunter an die Dürnach, die an seinem Garten vorbeifloss, schöpfte Wasser «gegen den Strom» und sprach geheime Gebete, in die er die Kranken einschloss. Offensichtlich konnte diese Mischung aus Heidentum und christlicher Gläubigkeit auch im «Dritten Reich» recht lebendig bleiben. Dass sie heute noch an vielen Orten im Oberland praktiziert wird, erfahre ich bei meinen Besuchen nach vielen Jahrzehnten immer wieder.

## Das Dorf, «der Mittelpunkt der Welt»

*Bis zum Ende meiner Schulzeit hatte ich, wie die meisten Kinder im Dorf, weder das Ulmer Münster noch den Bodensee gesehen, beide nur einen Tagesausflug entfernt. Unser Leben blieb fast ausschliesslich auf den Bereich des ländlichen Ortes beschränkt. Einen ersten, aber ganz seltenen Blick in die grosse Welt gab es, als ich acht oder neun Jahre alt war: Der erste Tonfilm kam in den Saal eines Gasthauses im Nachbardorf, und wir durften hin. Die beiden ersten Filme meines Lebens waren wie aufwühlende Paukenschläge. Zuerst zeigte man «Die Männer von Aran», einen Bericht über das Leben von Fischern inmitten tosender Stürme an der Küste einer irischen Insel, und dann den schon erwähnten Verdun-Film über die Kämpfe um das Fort Douaumont im Ersten Weltkrieg. Tagelang sprach man dann über die Tonfilme; die ehemaligen Soldaten waren jetzt gefragt und konnten allen, die es wissen wollten, vom Trommelfeuer seinerzeit erzählen. Und wir Kinder konnten nun ahnen, was die Erwachsenen meinten, wenn sie vom Krieg redeten.*

*Aber nachhaltiger und wichtiger war natürlich das, was sich im Dorf unter den Menschen im täglichen Leben abspielte, was die Gespräche der Erwachsenen und die Gedanken und die Phantasie von uns Kindern bewegte. Vieles hat sich mir eingeprägt und wird, wenn ich heute wieder einmal ein paar Tage im Dorf bin, beim Gang durch die Strassen, Wege und Felder langsam auch wieder lebendig. Die meisten Leute, die mir begegnen, kenne ich zwar nicht mehr; im Zweiten Weltkrieg schon waren Evakuierte gekommen und nach dem Krieg Heimatvertriebene, eine Vermischung von Familien, auch der Konfessionen in Grenzen, hat inzwischen stattgefunden. Manche der Jüngeren kann ich allerdings gelegentlich dem Aussehen nach noch einer Familie zuordnen. Aber die*

*Häu-ser an der Dorfstrasse rühren Dutzende von Geschichten auf die zu erzählen wären.*

Wenn ich aus dem Elternhaus trete, sehe ich steil oberhalb das Anwesen «am Berg»; die Wirtschaft ist längst aufgegeben, ebenso die Zimmerei, und die Kegelbahn dient als Lagerraum für allerlei «Kruscht». Durch die Holzlatten sehe ich meinen alten Arbeitsplatz, die neun Eisenplatten, auf denen die Kegel standen, die nun teilweise noch in einer Ecke liegen. Der frühere Abbindeplatz der Zimmerleute daneben erinnert mich an den «Damme», der eigentlich Damian hiess und ein «zünftiger» Zimmermann war. Er trug einen breitkrempigen Hut und unten weit ausgestellte Manchesterhosen und über dem Bauch eine silberne Kette. Zwischen meinem fünften und zehnten Lebensjahr war er eine beliebte Auskunftsource dafür, wie es draussen in der Welt wirklich aussah. Er mag damals schon 50 gewesen sein, und in jedem Frühjahr, wenn die Bautätigkeit anlief, war er auf einmal da und fragte den Zimmermeister um Arbeit. Er schlief dann meistens im Heu, versoff den Lohn umgehend wieder bei seinem Arbeitgeber in der Wirtschaft, war aber im Übrigen ein geschätzter Fachmann. Ich lungerte oft auf dem Abbindeplatz herum und bewunderte den Damme, wie er mit dem Zimmermannsbeil die Balken geschickt behaute, mit dem Stechbeitel die Nuten und Zapfen ausstemmte und mit seinem Winkeldreieck hantierte.

Aufregend wurde es aber, wenn der Damme ins Erzählen kam. Merkwürdige, manchmal auch unglaubliche und phantastische Geschichten von seinen Reisen, aus dem Bayerischen, aus Österreich, der Schweiz, sogar aus Italien gab er zum Besten, manche sicher erfunden oder arg aufgebauscht. Aber für mich waren sie alle wahr, die Erzählungen von den riesigen Ozeandampfern, von den gigantischen Bauten, an denen er mitgewirkt hatte, von seinen Bräuten im halben Europa, von dem vielen guten Wein, den man im Süden trinke – und ich mochte es gar nicht, wenn mein Vater am Abend sagte, der Damme sei doch ein unglaublicher «Lügenbeutel».



*Maselheim von oben im Jahr 1932*

Wo der Abbindeplatz in den kleinen Kiefernwald am Talhang übergeht, steht noch immer, wenn auch verfallend, die «Liegehalle», wie man das kleine Holzhäuschen damals nannte. Eine Tochter des Hauses erkrankte an Schwindsucht, was man aber bei besseren Leuten zu meiner Überraschung «Tb» nannte. Nach der Rückkehr aus dem Sanatorium sollte sie Liegekuren in der frischen Luft bekommen, wofür man das kleine Häuschen mit Terrasse errichtete. Damit sie sich gut ausruhen konnte, durften wir Kinder bei unseren Spielen dann nicht mehr so laut sein.

Den Damme habe ich auf dem Zimmerplatz auch einmal gefragt, wie ich denn selber eine Gitarre oder Zither bauen könnte. Damit habe ich dann meine Familie eine Weile verrückt gemacht. Mit Säge, Beil und Taschenmesser bastelte ich aus Holzbrettern, die da überall herumlagen, eine Art «Klangkörper», schlug an den beiden Enden Nägel in einer Reihe ein und suchte Kupferdrähte, die ich schliesslich in einer Abfallgrube in einem alten Elektrogerät fand. Ich erzeugte auf meinem Musikinstrument auch verschiedene Töne, aber als mich die Familie auslachte, habe ich alles wieder weggeworfen.

Auf dem Zimmerplatz arbeitete auch mein Firmpate, der schon etwa 40 war und oft zu uns am Abend ins Haus kam. Er wusste nicht recht, wie er zu einer Frau kommen konnte. Irgendwann hat dann der Steinhauer, ein Freund meines Vaters, eine Lösung gefunden. Er kam viel im Land herum – auch in viele Wirtschaften, weil man sich an ihn erinnern sollte bei einem Todesfall, denn er machte ja die Grabsteine. Da gab es auf einem Einödhof, 15 Kilometer weg, ein heiratsfähiges Mädchen, das einen Mann brauchte und einiges Geld «mitkriegte». Auf die setzte man den Patenonkel an, der dann auch am Sonntagmorgen hinfuhr und mit seinem Fahrrad auf dem Feldweg, der von der Kirche zum Hof führte, auf Posten stand. Als das Mädchen mit ihren Geschwistern kam, schloss er sich einfach an und ging nebenher, ohne zu reden. Das wiederholte sich ein paarmal, und dann sagte man ihm wohl, er soll «reinkommen und einen Most trinken» – und dann gab es schliesslich eine Hochzeit.



In dem kleinen Bauernhof neben dem Zimmerplatz gibt es längst keine richtige Landwirtschaft mehr. Der Done, einige Jahre älter als ich, züchtet Norwegerpferde, sitzt im Sommer gerne mit seinem Hund im Hof und freut sich, wenn er mit mir über die «alte Zeit» reden kann, die viel besser war als das, was die Bauern heute auf den Feldern anrichten. Er ist ein überzeugter «Grüner» und wettet gegen das übermässige Düngen auf den Feldern, wogegen niemand zu widersprechen wagt. Gelegentlich spannt er seine Norweger vor einen Planwagen und kutschiert über ein Dutzend Enkel durch die Wälder. Vor meinem letzten Besuch im Dorf hatte ich erfahren, dass einer der Söhne sich gerade hat scheiden lassen. Auf meine Bemerkung dazu, früher habe es das in unserer katholischen Gemeinde nicht gegeben, bekam ich von ihm eine überraschende Erklärung für die verderbliche weibliche Emanzipation: «Do ischd bloss dr Papst schuldig! Wo du no en d’Kirch ganga bischd, hot mr beim Ave Maria betet ,gebenedeit seist du unter den Weibern’. Jetzt hoisst des ,gebenedeit seist du unter den Frauen’, ond seit se koine Weiber meh send, folget se de Mannsbilder nemme.»

Unserem Haus gegenüber steht das kleine Ausgedinghäuschen, in dem damals der Anton mit seiner Familie lebte, ein langjähriger Arbeitskollege des Vaters. Seine Frau war die «Krauthoblerin». Mit ihrem grossen Hobel, den sie auf dem Rücken trug, kam sie nach der Ernte in die Häuser und sorgte für das Einmachen des Sauerkrauts, das eines der wichtigsten Lebensmittel war und in grossen Zubern konserviert wurde. Ihre drei Kinder, unsere Spielkameraden damals, hat der Krieg gefressen: Die Söhne in Russland, die hübsche und intelligente Lydia aus meiner Klasse kam im Januar 1944 ums Leben, als beim Bahnhof Warthausen der Schmalspurzug, voll mit Rüstungsarbeiterinnen, vom Schnellzug aus Ulm erfasst wurde. Eine meiner Cousinen war ebenfalls tot, meine Schwester blieb unverletzt, weil sie in einem anderen Wagen sass.

Im Stüble-Anbau des nächsten kleinen Hofes wohnte der «helle» Hess, einer der wenigen im Ort, die aus der Stadt «hereingeheiratet»

hatten und der nun als Hilfsarbeiter oft zusammen mit meinem Vater auf Baustellen arbeitete. Er galt als «ganz Gscheiter», was aber im Dorf abschätzig gemeint war, und ein «Hallodri» war er auch. Vor allem aber predigte er überall den Fortschritt der Technik – und dieser Spinner hatte auf einmal einen Detektor-Apparat. Das muss etwa 1928 oder 1929 gewesen sein; ich durfte zum erstenmal das Radio erleben. Es handelte sich um einen so genannten Kristalldetektor: An einem kleinen Gerät war eine Stelle, auf der man mit einer Art Stift so lange herum-suchte, bis man eine Sendung des Rundfunks entdeckte und festhielt. Es gab keinen Lautsprecher, sondern Ohrhörer, und wenn man Glück hatte, bekam man immer wieder für eine Weile unter vielen Nebengeräuschen Musik- und Wortsendungen mit. Die Klangqualität war miserabel, aber ich empfand es als sensationell, als ich zum ersten Mal «die weite Welt» aus dem Rundfunk hörte. Dass der Hess bis nach Stuttgart hören konnte, glaubten ihm die meisten Leute nicht, aber dann tauchten allmählich die ersten Lautsprecherradios auf. Das allererste im Dorf stand in der Wirtschaft am Berg bei uns nebenan, aber das war erst 1933 und gerade rechtzeitig, um politische Bedeutung zu erlangen. Zuhause kauften wir 1939, kurz vor Kriegsbeginn, einen «Volksempfänger».

Weiter hinten im Dorf wohnte einer, der mir sehr imponierte, den die Leute aber einen «Gspässigen» nannten; er war etliche Jahre älter als ich, hatte nach der Schulentlassung die Bücher nicht ein für alle Mal in die Ecke geworfen, sondern besorgte sich immer wieder Lesestoff, versuchte auch Bilder zu malen, die er uns manchmal zeigte, aber er war zum «Schaffen» auf dem väterlichen Hof nicht zu gebrauchen und, was am unverzeihlichsten war, er liess sich an Sonntagen nie im Wirtshaus sehen. Irgendwann ist er in die Stadt verschwunden – ein Beispiel, wie die so genannte «Natürlichkeit» des Umgangs miteinander oft genug eine Kehrseite in der Intoleranz der gewachsenen, kaum veränderbaren Gewohnheiten und in der gelegentlichen Borniertheit des engen, oft eindimensionalen Denkens und Moralisierens hatte. Erscheinun-

gen, die den Aussenseiter entweder auf manchmal brutale Weise anpassten oder als eigentlich nicht recht brauchbar ausgrenzten.

Wenn ich über die «hintere» Brücke gehe, komme ich an der Stelle vorbei, wo einmal das «Spritzenhaus» stand. Da war die Feuerwehrspritze untergestellt, die uns Kinder natürlich vor allem interessierte, wenn die Männer mit ihr übten. Aber noch aufregender war ein kleiner Eckraum in dem Gebäude, dessen Fenster vergittert war. Man konnte, wenn man sich auf einen Holzklotz stellte, in dieses «Ortsgefängnis» hineinschauen, einen kahlen Raum mit einem Strohsack in der Ecke.

Für die Ordnung im Dorf war «der Bolezei» zuständig, der Amtsdienner und damals ein Original – ein etwas beschränkter Mann mit ungeheurer Wichtigtuerei. Als alter Soldat trug er einen Schnurrbart wie Wilhelm II. und im Dienst stets eine blaue Uniform mit rotem Besatz und goldenen Knöpfen, auf dem Kopf eine Schirmmütze, wenn es ganz wichtig wurde, an hohen Festtagen und bei Prozessionen, eine Pickelhaube. Dann hing auch ein grosser Schleppsäbel an seiner Seite, der uns mächtig imponierte, besonders wenn er sich herabliess, uns Kindern die Klinge zu zeigen. Eine seiner wichtigsten Aufgaben war das «Ausschellen», also das öffentliche Verkünden von amtlichen Nachrichten, auch von Verlautbarungen der Darlehenskasse und von Veranstaltungen. Da ging er durchs Dorf, hielt etwa alle 100 Meter, schüttelte eine Weile seine Glocke, bis die Leute aus den umliegenden Häusern versammelt waren. Dann rief er laut «Bekanntmachung», strich seinen Bart zurecht und las das Neueste vor. Zum Schluss schwang er wieder seine Glocke, beantwortete vielleicht noch die eine oder andere Frage und ging dann mit gewichtigen Schritten zum nächsten Ausschellplatz.

Arbeit hatte der «Kante», wie man ihn nannte – er hatte den schönen Vornamen Candidus –, vor allem beim folgenden: Gegen Ende der 20er Jahre, als es Millionen Arbeitslose gab, wurden die so genannten «Handwerksburschen» mitunter eine Landplage. Es war zwar noch Sitte, dass Handwerksgesellen «auf die Walz» gingen, also eine Wanderzeit von Meister zu Meister unternahmen, bevor sie sich endgültig

niederliessen, vor allem für Zimmerleute und Maurer, auch für Tischler, Gerber, Maler und Schmiede. Aber in der Not der Arbeitslosigkeit gingen jetzt Tausende auf die Landstrassen. Unter dem Vorwand, Handwerksgesellen zu sein, bettelten sie, denn Arbeit fand sich kaum einmal. Sie gingen in den Dörfern von Haus zu Haus, klopfen an die Tür und sagten immer den gleichen Spruch: «Armer Handwerksbursch bittet um ein Almosen.»

Manchmal sahen sie abenteuerlich aus, wenn sie wohl über Wochen in Heustadeln genächtigt hatten. Wir Kinder mussten an die Haustür und den Männern jeweils einen Pfennig aus dem Topf, der extra zu diesem Zweck im Küchenschrank stand, in die Hand drücken. Wir taten dies ungern, weil sie dann oft über den kleinen Betrag schimpften. Wenn wir Kinder, was oft der Fall war, allein im Haus waren, hielten wir die Tür immer geschlossen und waren gehalten, niemandem aufzumachen. Die Bettler klopfen dann häufig ans Fenster, gingen ums ganze Haus oder suchten jemanden im Stall, und wir versteckten uns aus Angst unter dem Tisch oder in einer Rumpelkammer. In der ganz schlimmen Zeit der Depression zwischen 1929 und 1933 kamen manchmal an einem Tag zehn bis fünfzehn Bettler an die Tür. Manche dieser Burschen musste nun «der Bolezei» gelegentlich auch einsperren, wenn sie betrunken randalierten oder auf einem Hof ein Huhn geklaut hatten und erwischt wurden. Dafür gab es das Gefängnis im Spritzenhaus. Wenn der «Kante» nicht in der Nähe war, wurden wir stark und mutig, warfen auch manchmal Gegenstände hinein oder lachten die Männer da drinnen aus, wenn sie betrunken waren. Einer musste immer Schmiere stehen, denn «der Bolezei» schimpfte gewaltig, wenn er uns erwischte.

Da war auch noch ein Landjäger für die Ordnung zuständig, er versorgte mehrere Dörfer, aber in unserm Dorf wohnte er – ein «Rein-gschmeckter» und schon deshalb eigentlich eine Respektsperson; aber der Landjäger meiner frühen Jugend war wohl Alkoholiker. Oft kam er von seinen Kontrollgängen erst bei Anbruch der Dunkelheit nach Hau-

se, und dann konnte er oft nicht mehr auf seinem Fahrrad sitzen. Er schob es schwankend durchs Dorf, redete dauernd hochdeutsch vor sich hin, wie er allen schon noch zeigen werde, was Ordnung und Recht bedeuten. Einmal, im Winter bei Glatteis, stolperte er an dem kleinen Berg bei der Mühle und kam eine Weile nicht mehr auf die Beine, und grausam, wie Kinder sein können, feixten wir um ihn herum. Da brüllte er: «Ich kenne euch alle, aber das Auge des Gesetzes wacht!» Von da an hiess er nur noch «das Auge des Gesetzes».

Kommt man heute auf dem Gang durchs Dorf in den Ortsmittelpunkt, zum so genannten «Johannes», steht man an einer verkehrsreichen Strassenkreuzung, ohne den Charme des alten Dorfes auch nur erahnen zu können. Die Johannes-Nepomuk-Statue gibt es längst nicht mehr. Sie stand einst an der Brücke über den kleinen Dorfbach, der einmal offen an der Strasse entlang geflossen ist. Da traf man sich bei Verabredungen, da stand immer der Maibaum und von da konnte man die Eingänge zu drei der sechs Dorfwirtshäuser sehen; vor allem auch den des Gasthauses «Zum Adler», der auch am Sonntagmorgen geöffnet hatte. Das war wichtig für jene jungen Männer, die da schon Durst hatten und den Besuch des Hochamtes mehr oder weniger nur andeuten. Bei Gottesdienstbeginn standen sie in der Kirche beim Haupteingang oder auf den untersten Stufen der Treppe zur Empore, wurden gesehen und schlichen dann zum «Adler», tranken ihr Bier, und wenn sich das Ende der Messe durch das Läuten zum Segen abzeichnete, waren sie rechtzeitig wieder da, wurden gesehen und vertieften sich auf dem Friedhof dann als erste ins Gebet an den Familiengräbern.

Die bescheidenen Gräber von früher sind alle verschwunden, aufwendiger Marmor überall, Namen, die ich nicht mehr kenne und die so gar nicht oberschwäbisch klingen. Nur die auf dem Kriegerdenkmal werden mir wieder vertraut: 32 Tote im Ersten Weltkrieg, 36 Gefallene und zwölf Vermisste im letzten Krieg. Ich überlege, wie sie ausgesehen haben und aus welchen Anwesen sie kamen. Mancher Freund aus den Hütebuben-Jahren ist darunter.

Im Oberdorf ist das Haus mit der Wagnerei verschwunden, aber die Erinnerung an die Werkstatt, die dem Vater meines Schulfreundes Karl gehört hat, wird schnell lebendig. Er fertigte unsere Schlitten, einsitzige, ganz niedrige «Bodenrutscher». Der Wagner war ein sehr lieber Mann, der uns half, unseren Traum zu verwirklichen. In einer kirchlichen Jugendzeitschrift war eine verführerische Anleitung zum Eigenbau von Skiern erschienen, die wir umsetzen wollten. Man nahm von einem ausgemusterten Güllenfass eine Fassdaube, die ja schon eine Krümmung für die Skispitzen aufwies, und sägte sie auf die erforderliche Länge zu. Der Wagner half uns dann, eine Leitnute in die Lauffläche zu stemmen, und auf die Bretter nagelten wir alte, ausgediente Erwachsenen-Schnürstiefel, in die wir entweder mit normalen Schuhen oder mit dicken Wollsocken hineinschlüpften. Die Produktion beschäftigte uns tagelang. Zum Wachsen schmolzen wir über einem offenen Feuer Kerzenreste, vermischten sie mit etwas Schusterpech aus Grossvaters Nachlass und schmierten die Mixtur auf die Laufflächen. Dann gingen wir auf den Haldenberg und versuchten unser Glück: die ersten Schiläufer im Dorf! Doch es war eine Katastrophe – weder gab es im tiefen Schnee ein Gleiten, noch hielten unsere «Bindungen». Wir kehrten reumütig zum Schlittenfahren zurück.

Vom Wagner, den wir wegen seiner Hilfsbereitschaft mochten, wusste kaum jemand, dass er Alkoholiker war und einen Weg gefunden hatte, nachts in den Bierkeller des benachbarten Wirtshauses einzubrechen und seinen täglichen Bedarf zu decken. Als man ihn erwischte, musste er ins Gefängnis, die Familie verarmte rasch und zog weg, weil die Schande nicht zu ertragen war.

Am Berg im Oberdorf gab es damals den einzigen Bauern, der statt Pferden oder Kühen ein Paar Ochsen als Zugtiere hielt, auf die er sehr stolz war. Ständig sprach er mit ihnen, lobend und tadelnd, nannte sie «meine Buben» oder, wenn sie störrisch waren, biss er sie auch kräftig in die Schnauze. Weil er mit seiner Frau keine Kinder hatte, adoptierten sie ein Mädchen aus der Verwandtschaft, eine temperamentvolle Schönheit, die mit mir in die Klasse ging. Als sie heiratsfähig wurde,

fand man einen möglichen Ehepartner auf einem der Nachbarhöfe, der dort nicht erben konnte. Da die Familie sehr fromm war, hatte er eigentlich Priester werden sollen. Wenn wir an Winternachmittagen dort in der grossen Bauernstube Karten spielten, ermunterte er uns auch gelegentlich, mit ihm als «Pfarrer» zwischendurch eine Andacht zu halten. Aber die Lateinschule in der Stadt bereitete ihm Schwierigkeiten, man versuchte es dann mit Nachhilfeunterricht: Jeden Nachmittag, nachdem er von der Stadt zu Hause war und gegessen hatte, ging er mit seiner Schultasche an unserem Haus vorbei zum Pfarrhaus, wo der Pfarrer mit ihm vor allem Latein paukte – allerdings vergeblich. Er musste die Schule verlassen und arbeitete von da an bei seinem Bruder auf dem Hof. Ich habe in den Internatsferien oft mit ihm gesprochen. Er war schliesslich froh, die schulische Belastung los zu sein, und leitete mit viel Einsatz eine katholische Jugendgruppe. Der Umgang mit den Buben gefiel ihm. Dann erfüllte er schliesslich den Wunsch der beiden Familien und heiratete auf den Hof des Mädchens. Einen Tag nach der Hochzeit verliess er das Haus und ging wieder heim. Eine solche Katastrophe hatte das Dorf noch nie erlebt. Nach einem langen Verfahren wurde die Ehe von der Kirche annulliert, das Mädchen konnte, wenn auch verspätet, einen andern heiraten.

Im letzten Haus im Oberdorf wohnte damals unser Taufpate, zu dem wir am Namenstag und an Neujahr gehen mussten, um zu gratulieren, immer mit dem gleichen Spruch: »I gratulier Ui (Euch), dassr gsond bleibed ond lang leabed ond wennr schderbed en Hemmel kommed.« Dieser Besuch beim «Gödde» hatte, als ich noch klein war, einen besonderen Reiz: Hinter dem Ledersofa, auf das wir uns eine Weile brav setzen mussten, hing ein grosser Farbdruck, auf dem eine Schlacht im Krieg von 1870/71 dargestellt war. «Wir zeigen es den Franzmännern», stand da drunter, wo fliehende Franzosen mit roten Hosen und Käppis über einen Zaun kletterten und unsere deutschen «Helden» sie von hinten mit den Bajonetten in den Po stachen, der teilweise entblösst war. Zunächst stellte ich mir den Krieg natürlich so ähnlich vor!

Dorfeinwärts dann das kleine Häuschen des ehemaligen Dorf-Baders, jetzt ist es renoviert. Noch Anfang der 20er Jahre soll der Bader mit der Kutsche übers Land gefahren sein, um die Leute bei fast allen Gebrechen zu behandeln. Ich habe nur noch seine Tochter erlebt, «das Fräulein Berta», die noch bis ins hohe Alter das Geschäft ihres Vaters in kleinem Umfang fortführte. Sie zog auch Zähne, wenn die Schmerzen zu schlimm wurden, natürlich ohne Betäubung, aber mit viel Kamillentee danach zum Spülen, sie behandelte Wunden und vor allem Ekzeme. In allem liess man sich von ihr beraten, wenn die Krankheit nicht so schlimm war, dass man zum Doktor in die Stadt musste. Wenn man am Haus vorbei ging, roch es irgendwie seltsam nach Kräutern – es war und blieb geheimnisvoll.

Neben der Berta, nur durch einen Obstgarten getrennt, stand einmal «der Käser», die Molkerei, an den Abenden ein beliebter Treffpunkt der Hütebuben. Unsere Handwägelchen mit den vollen Milchkannen stauten sich da manchmal, und so hatte man Zeit zum Schwätzen und um Verabredungen für den nächsten Tag zu treffen. Cillys Laden daneben gibt es nicht mehr. Nicht weit davon, unten am Mühlbach, verfällt langsam die alte Dorfmühle aus dem 16. Jahrhundert, in der jetzt eine Familie aus Anatolien lebt. Aber das Mühlrad im Anbau ist noch da, wahrscheinlich auch der grosse Mühlraum mit den vielen Truhen und den hölzernen Leitungen für das Mehl, das dann unten in die angehängten Säcke rieselte. Ob da irgendwo auch noch das grosse Kontobuch liegt, in dem der Müller Sepp, ganz weiss mit Mehlstaub überzogen, immer aus unserem Ährenlese-Guthaben die Mehlmenge abbuchte, die wir in einem kleinen Säckchen abholten?

Weiter unten am Bach fällt mir ein, dass die Bäuerin, die da wohnte, zwar immer als etwas «komisch» galt und kaum mit jemandem sprach, aber sehr fromm war. Der Schreck und die Aufregung waren gross, als sie während meiner Schulzeit eines Sonntags, mit einer Mistgabel bewaffnet und wirre Reden führend, durch die Kirche in Richtung Altar stürmte. Bevor sie den Pfarrer bedrohen konnte, überwältigte man sie und brachte sie in eine Anstalt.



Als sie nach einer Weile wieder zurückkam, lebte sie fortan noch zurückgezogener. «Sie hat den religiösen Wahn», sagte man.

Ein Stück weiter steht noch der Hof, in dem es viele Kinder gab, mit denen wir oft gespielt haben, immer mit der Auflage, zwischendurch die gelähmte Grossmutter aus ihrem Sessel hochzuziehen und dann wieder langsam zurücksinken zu lassen. «Lupfet au d'Oma oft gnuag!», hiess das für die Enkelinnen.

Auf dem Weg zu unserem geliebten Weiher komme ich an einem Haus vorbei, das da seit je abweisend und etwas unheimlich steht. Schon immer war es so, weil man selten einen Bewohner sah. Wohl durch Vererbung verursacht, hatte die Familie mehrere geistig behinderte Kinder. Der Jüngste begann und beendete mit mir die Volksschule, aber er blieb, wie bereits erwähnt, sieben Jahre lang in der ersten Bank sitzen, guckte vor sich hin, murmelte ein paar Worte; kaum jemand kümmerte sich um ihn, aber er kam fast jeden Tag pünktlich. Vor einiger Zeit ist er verstorben. Ihn und seine älteren Geschwister hat man in der Nazizeit zwangssterilisiert. Jetzt stirbt der Rest der Familie vor sich hin, fast unbemerkt und ohne Aussenkontakte, von der Entschädigung können sie kaum das Notwendigste bestreiten.

Es geht jetzt hinunter zum Weiher, unserem wahrscheinlich erlebnisreichsten Aufenthaltsort. Der Weiher gehörte zum Kloster. Jedes Frühjahr liessen die Nonnen das Wasser vollständig ab, weil man am Hauptausfluss die eingesetzten Karpfen für das Essen in der Karwoche fing. Wenn diese spät im Jahr lag, war auch bereits die Paarungszeit von tausenden von Fröschen. Sie sassen aufeinander, hatten mit sich selber zu tun und liessen sich leicht fangen. Da zogen wir mit Säcken über den Boden des abgelassenen Weihers und durch den Schilfstreifen am Ufer und sammelten einige hundert Frösche ein, schleppten sie in den Bauernhof oberhalb des Weihers, wo wir sie schlachteten, die Schenkel abtrennten und enthäuteten, sozusagen in Fliessbandarbeit. Alles Essbare kam dann in grosse Pfannen, die Bäuerin schlug noch 20 Eier hinein, die wir aus dem Hühnerstall von zu Hause mitgebracht hatten, und anschliessend verspeisten wir das Ganze im Freien. Eigent-

lich war alles recht grausam, aber eine der Merkwürdigkeiten des ländlichen Lebens beteht ja unter anderem darin, dass das Verhältnis zu Tieren fast ausschliesslich auf deren Nützlichkeit bezogen ist.

Im Sommer war das Schwimmen im Weiher unser Hauptvergnügen. Wir hatten unsere eigene Art, es zu erlernen: Da es weder Auto-schläuche noch Kork noch Schwimmringe gab, suchten wir alte blecherne Ölkannen. Je zwei banden wir mit einem Strick zusammen und legten uns im Wasser dazwischen, sodass die Büchsen hinter unserem Rücken zusammenkamen und uns trugen. Später schwammen wir uns langsam frei. Die Probe war bestanden, wenn man vom Ufer aus das so genannte «Rädle» auf der gegenüberliegenden Seite erreichte. Das war ein ehemaliger Abfluss, der unterhalb des Dammes einmal eine Schleiferei und eine kleine Pfeifenfabrik betrieben hatte, in der sich einer meiner Onkel die Schwindsucht geholt hat und dann jung gestorben ist. Beim ersten Mal begleitete ein guter Schwimmer den Anfänger, so wurde der allmählich sicher. Im Alter von etwa acht Jahren konnten die Buben im Dorf mit wenigen Ausnahmen ganz gut schwimmen; die Mädchen waren ausnahmslos Nichtschwimmer, weil ihnen das Baden im Weiher wie im Bach vom Pfarrer und von den Eltern wegen der möglichen sittlichen Gefährdungen nicht erlaubt war.

Einmal, ich war noch sehr klein, ist einer aus einer Gruppe von Städtern, die am Sonntag am Weiher vorbeikamen und ins Wasser sprangen, ertrunken. Es gab eine grosse Aufregung. Als man den Leichnam suchte, stand ich mit vielen Leuten am Ufer: Man hatte rasch zwei Göllefässer mit Brettern und Balken zu einem Floss zusammengebunden, von dem aus junge Männer mit den grössten Eisenrechen, die es im Dorf gab, den Weiherboden absuchten. Nach langem Bemühen fanden sie den Leichnam; als er ans Ufer gebracht wurde, hat man uns nach Hause geschickt.

Manchmal wagten wir nicht, am Weiher vorbei zu gehen. Dann lagerten Zigeuner mit ihren Planwagen ein paar Tage lang am Ufer. Die Männer gingen als Scherenschleifer, manchmal auch als Pferdehändler über die Höfe, wo man in dieser Zeit besser auf die Hühner aufpasste und die Haustüren abschloss. Die Warnungen, Zigeuner hätten auch

schon einmal kleine Kinder entführt, ängstigten uns doch sehr und siegten über die Neugier, mit der wir die buntgekleideten Mädchen und Frauen mit ihren langen, zotteligen schwarzen Haaren aus der Ferne betrachteten.

Am Rückweg ins Elternhaus liegt, lange schon geschlossen, die alte Schmiede. Im Hof stelle ich mich auf die runde Steinfläche, auf der einst die Eisenreifen auf die hölzernen Wagenräder gezogen wurden. Oft habe ich dabei zugesehen, wie der Schmied «Baste» und der Wagner gemeinsam, mit Hilfe von Feuer und Wasser, schnell arbeiteten. Am gleichen Platz wurden auch die Pferde beschlagen, auch jene Kühe, die man als Zugtiere brauchte. Der Schmied Sebastian, Vorsitzender des Kriegervereins und «Herr der Böller» bei Prozessionen und auch bei grösseren Bauern-Hochzeiten, trug einen Spitz- und Schnauzbart und hatte Ähnlichkeit mit den Propheten auf den Bildern in unserer «Biblischen Geschichte». Er war ein sehr frommer Mann und Mitte der 20er Jahre – als einziger aus dem Dorf – mit einer Pilgerreise in Rom gewesen. Davon liess man sich nun immer wieder erzählen, denn andere «Weltreisende» kannte man ja nicht, schon gar nicht solche, die vom Papst persönlich auf dem Petersplatz den Segen erhalten hatten. Mein Vater wollte die Geschichten schliesslich nicht mehr hören und vermied im Wirtshaus die Nähe zum Schmied.

Seine drei älteren Söhne wurden, da sie nicht weit von uns wohnten, die wichtigsten Freunde meiner Schulzeit, vor allem der gleichaltrige Ernst, mit dem ich viel freie Zeit verbrachte. Wenn wir nicht arbeiteten, rannten wir gerne mit den von seinem Vater für uns geschmiedeten Eisenreifen, die wir an einem etwa 50 cm langen Eisenstab führten, um die Wette durchs Dorf oder stromerten durch die Wälder jenseits des Weihers und des Klosters. Einmal war der mitten im Wald gelegene Bierkeller der Klosterbrauerei geöffnet, der dicke Braumeister sass davor. Er fragte uns, ob wir Durst hätten, und holte dann in Krügen ganz kaltes Bier aus dem Keller. Später lagen wir wohl eine Stunde lang am Waldrand und schliefen den ersten Rausch unseres Lebens aus. Zwei Söhne des Schmieds, auch der Ernst, sind im Osten gefallen, der mittle-

re, der Albert, in einem U-Boot im Atlantik; er hatte immer eine Sehnsucht nach dem Meer gehabt. Danach war der Schmied nicht mehr vital genug, um zu arbeiten wie bisher. Erst als der vierte Sohn mit seiner Lehre fertig war, lang nach dem Krieg, ging es in der Schmiede noch eine Weile weiter, aber da gab es dann weder Pferde zu beschlagen, noch Wagenräder, die exakt aufgezogen werden mussten. Traktoren und Gummireifen brauchten keinen Schmied.

Steil aufwärts gelange ich wieder zum Anwesen «am Berg». Diesen Anstieg schaffte das erste Lastauto, das wir erlebten, das Bierauto einer Ulmer Brauerei, nur mit äusserster Mühe. Als es die prächtigen Kaltblütergespanne erstmals Ende der 20er Jahre ersetzte, liess uns das Heulen des Motors und das Krachen beim Schalten in den ersten Gang schnell hinlaufen. Bis zum Wirtshaus rannten wir dann nebenher. Das Bierauto war ein Ungetüm mit Vollgummireifen und einer Art Kette, die von vorne, vom Motor, an der Seite entlang bis zu den Hinterrädern führte und diese antrieb. Besonders spannend war, ob der Fahrer nach dem Abladen der Bierfässer den Motor wieder in Gang brachte. Dazu musste sein Beifahrer vorne am Kühler eine Kurbel drehen, er selbst am Steuer mit Hebeln die Zündung betätigen.

Der Bergwirt, der verhältnismässig wohlhabend war, besass dann auch als Erster privat ein Auto. Auf einmal stand es im Hof und wir sofort staunend drum herum; viele Leute aus dem Dorf kamen am Abend, um es zu betrachten. Es hatte ein zurückklappbares Verdeck, die Steuerung war rechts und die Hebel für die Gangschaltung und die Handbremse ausserhalb der Karosserie, sodass der Fahrer alles mit der rechten Hand bedienen konnte, wenn er sie aus dem Fenster streckte. Den Tag, an dem wir ein Stück mitfahren durften, werde ich nie vergessen. Aber dieses Auto blieb bis zum Zweiten Weltkrieg das einzige im Dorf.

Die Pferde- und Kuhwagen waren viel wichtiger, und der «Karresalbma», ein richtiges Original, kam auch weiterhin mit einem Leiterwagen ins Dorf. Er war ein alter Mann aus einem Nachbardorf, mit langem Vollbart und wildzerzaustem Haar, einem breitkrepigen Hut

und einem langen blauen Fuhrmannskittel. Vor seinen kleinen Wagen spannte er, je nach Belastung, zwei oder vier Schäferhunde, die er mit seiner Peitsche antrieb. Ständig redete er mit ihnen ganz unverständliches Zeug und die Hunde veranstalteten ein solches Gebell, dass man sein Kommen schon von Weitem hörte. Vor jedem Hof hielt er an, band die Hunde fest und rief: «Brauchet ihr koin Karrasalb?» – Wagenschmiere war gemeint.

Wenn ich mit diesem «Erinnerungsgang» zunächst Abschied vom Dorfleben meiner Schulzeit nehme, fällt mir ein, dass ich vor etwa 65 Jahren einmal wirklich so bedächtig an einem Sonntagmorgen durch alle Strassen und Winkel gegangen bin. Unmittelbar vor Beginn des Krieges war ich, 16-jährig, aus dem Internat in die Ferien gekommen. Eigentlich wollte ich am Sonntag, um niemanden zu irritieren, in die Kirche gehen, aber da stellte am Abend zuvor ein Nachbar den «Spiess» vor unsere Tür. Mein Vater war an der Reihe mit einer alten Dorftradition: Jeden Sonntag während des Hochamtes ging einer, den altertümlichen Spiess in der Hand, durchs ganze Dorf, schaute nach eventuellem Gesindel und hätte bei Brandgefahr alarmieren müssen. Da der Vater lieber im Kirchenchor sang, übernahm ich gern seine Pflicht. Alle waren in der Kirche, so still und verlassen hatte ich meinen Heimatort noch nie erlebt, als ich eine Stunde lang mit dem Spiess in der Hand durch alle Winkel des Dorfes ging und schliesslich auf dem Haldenberg innehielt, von wo aus man alles überblicken konnte.

Nehmen wir an dieser Stelle zunächst Abschied vom Dorfleben. Ein wenig Sehnsucht ist dabei, aber nicht jener nostalgische Gefühlsüberschwang mancher heutiger Alternativer, der aus Frustrationen des Grossstadtlebens und aus den beruflichen Zwängen der Arbeitswelt entsteht und in eine Sehnsucht nach vermeintlicher «Idylle» mündet. Viele träumen da von «heiler Welt» und vom «natürlichen kommunikativen Miteinander» der Familien, der Berufe und der Generationen. Von all dem gab es vor Jahrzehnten noch eine Menge: Alle haben einander gekannt, haben auch in der täglichen Arbeit einander selbstverständlich geholfen.

Die Frauen besuchten gewohnheitsgemäss die Kranken in andern Häusern, die Gesprächsthemen drehten sich vertraut um Familie, Glück und Sorgen, wenig verbarg man voreinander, es gab so etwas wie Gemeinschaft. Aber da war auch das andere, was das Zusammenleben manchmal nicht so harmonisch sein liess: Dass es im Dorf «Klassen» gab, die von «etwas haben» und «nichts haben» herrührten, dass jene, die ohne «Eigenes» an Grund und Boden lebten, Mühe hatten und vor allem Anpassung üben mussten, um geachtet zu sein, das ist aus dem bisher Beschriebenen vielleicht ein wenig sichtbar geworden.

Ein besonderes Kennzeichen dieses Lebens im vorindustriellen Dorf war der fast völlige Mangel an Privatheit. Jeder kannte jeden genau, man wusste, wer wieviel Morgen Land besass und wieviel Geld man der heiratsfähigen Tochter als Mitgift gab, man wusste vielfach auch um die Höhe der Schulden bei der Darlehenskasse, wenn zum Beispiel ein Bauer Geschwister oder Kinder auszahlen musste; man besprach hinten herum, aber wegen der Nähe aller zueinander damit auch fast öffentlich, die Kräche in den Familien und die Schwierigkeiten in den Ehebetten, und man wusste auch ziemlich genau, welche Zuträger alle Neuigkeiten ins Pfarrhaus trugen. Man wusste von allen Krankheiten bei Vieh und Mensch, von jedem Rausch und von jeder Äusserung, die im Suff gefallen war. Alle Liebesbeziehungen wurden durchgehechelt, und ob ein Mädchen noch Jungfrau war, wurde zum Gegenstand eingehender Mutmassungen, genau so wie die wuchernden Disteln im Getreide des Nachbarn, des «Faulenzers», die Grösse der Kartoffeln, die unzureichende Düngung und der Zeitpunkt der Aussaat. Hatte einer eine originelle Idee, etwa beim Bau einer Scheune, bei der Schweinezucht oder beim Veredeln der Obstbäume, dann wurde er kritisch beobachtet, und wenn etwas schief ging, blieb hämische Schadenfreude nicht aus. Kurzum, die so genannte «Gemeinschaft» des Dorfes, die «Natürlichkeit» des Umgangs miteinander fand oft genug unerbittliche Grenzen in kaum veränderbaren Traditionen und einem sozialen Druck, dem man sich halt in der Regel anpasste, wenn man nicht als «komisch» gelten wollte.

## Politik und Politisches im Dorf

*Die Geschichtsbücher nennen die 20er Jahre eine politisch und kulturell hektische und aufregende Zeit, aber was sich in Berlin und in anderen Grossstädten abspielte, hatte natürlich zunächst keinerlei Auswirkungen auf Oberschwaben. Darüber las man im «Anzeiger vom Oberland», der äusserst konservativen, einzigen Zeitung, oft Abstossendes, wenn der Verfall der Sitten und der Streit der Parteifunktionäre beschrieben wurde. Im Dorf war der Pfarrer gleichzeitig auch der Repräsentant der katholischen Zentrumspartei, und damit waren die Entscheidungen der Einwohner bei den vielen Wahlen in der Weimarer Republik im Wesentlichen vorgegeben. Es gab auch zunächst kaum jemanden, der gewagt hätte, eine andere Partei zu wählen. Der Gemeindebeschreibung ist zu entnehmen: 1920 wählten über 90 Prozent «Zentrum», und das blieb im Wesentlichen so. Bei den Reichspräsidentenwahlen entschied man sich selbstverständlich national, also für Hindenburg. Allerdings hatte vor der Wahl 1932 jemand auf die Rückseite der Waldhütte im Gemeindewald ein Gedicht geschrieben, das ich gleich auswendig lernte: «Hindenburg ist mir zu alt, bei Hitler mach ich auch nicht Halt, Thälmann geht auf Moskau zu, Düsternberg lass' ich in Ruh ...», aber das war wohl nur der Ausdruck der Verdrossenheit eines «Reingschmeckten» angesichts so vieler Kandidaten.*

An den Wahlsonntagen verlas der Pfarrer von der Kanzel jeweils einen richtungsweisenden Hirtenbrief des Bischofs, und am Nachmittag warteten wir schon auf die zwei Heuwagen, von Rappen gezogen, aus dem Kloster, mit denen alle Wahlberechtigten zum Rathaus gefahren wurden, um ihre Stimme so abzugeben, wie es die kirchlichen Oberen angemahnt hatten. (Wenn es bei Wahlen um die Gemeinderäte ging, hörte

ich dann, dass der eine oder andere Alkoholisierter im Wirtshaus am Abend bei politischen Streitigkeiten auch gerufen habe, wenn ein Gemeinderat überheblich wurde: «Halt Dei Gosch, di hend doch de Narrete gwählt!») Im Übrigen war allen klargemacht worden, dass linke und rechte «Sozialisten» es nur darauf anlegten, den Menschen neben ihrem Eigentum auch noch ihre Religion zu nehmen.

An politische Gespräche meines Vaters mit seinen Freunden und Arbeitskollegen kann ich mich erst aus der Zeit erinnern, als die Arbeitslosigkeit das beherrschende Thema überhaupt wurde. Vor allem in den Wintern von 1929 bis 1932 traf den Vater dieses Schicksal immer, und auch noch ein paar andere im Dorf. Manchmal kamen sie an den Nachmittagen zu uns in die Stube zum Kartenspiel. In den Pausen gab es dann auch politische Diskussionen, die mich gleich sehr interessierten, denn jetzt las man die Zeitung ausführlicher, um über die Lage und die Zukunftsaussichten einigermaßen im Bilde zu sein. Der Name «Hitler» fiel dann öfters: Neben dem vor allem von den ehemaligen Frontsoldaten immer noch sehr verehrten Hindenburg war da also einer, der kein Drückeberger, sondern sogar ein Kriegsfreiwilliger gewesen war und der nun versprach, alles zum Besseren zu wenden, nachdem die Regierenden, vor allem Brüning, es offensichtlich nicht schafften, auch mit Notverordnungen nicht. Wegen des Pfarrers wagte man zwar gegen den Zentrumsman Brüning laut nichts zu sagen, aber die Notsituation verschlimmerte sich doch so sehr, dass man erörterte, ob man gegen den Hitler religiöse Bedenken haben müsse, schliesslich war er, wie man las, katholisch. Man fragte sich, ob er wirtschaftlich und sozial eine Wende bringen könne und ob man es ihn und seine Partei einmal versuchen lassen müsse. Sein politisches Programm der nationalen Stärkung Deutschlands fanden diese ehemaligen Kriegsteilnehmer ohnehin akzeptabel, weil sie den Vertrag von Versailles als eine Schande betrachteten, vor allem auch die so genannte Anerkennung der deutschen Alleinschuld. Ob Hitler die Demokratie abschaffen wollte, interessierte eigentlich nicht, denn diese unterschied sich für die einfachen Leute ja nur darin von der ehemaligen Monarchie, dass die Streitigkeiten der



Parteien ihnen angesichts ihrer eigenen Lage als üble Zeitverschwendung erschienen. Politiker waren in ihren Augen doch alle mehr oder weniger «Lumpen.» In ihrer Schulzeit hatte es so etwas Ähnliches wie «politische Bildung» nicht gegeben, und so fiel es ihnen schwer, ein eigenes Urteil zu treffen und etwa mit einem Begriff wie «persönliche Freiheit» umzugehen. In einer vagen Vorstellung sehnte man sich nach «Ordnung» und «Autorität» und nach einer «starken Führung». Im Übrigen hielt man sich an lokale Autoritäten, an den Pfarrer, an ein paar Zentrumsführer, die manchmal im Saal des Wirtshauses sprachen, und an das, was Hindenburg meinte. Aber vor allem wartete man darauf, dass man endlich wieder Arbeit bekam.

Während dieser Zeit, es war wahrscheinlich im Winter 1932, sah ich zum ersten Mal einen SA-Mann. Wir Kinder waren am Berg beim Schlittenfahren und hatten ihn schon eine Weile beobachtet, wie er von Haus zu Haus ging und Flugblätter verteilte. Nun folgte ich ihm in unsere Stube, wo er mit den Arbeitslosen eine Diskussion anfang. Mir ist nicht sehr viel in Erinnerung geblieben, weil ich vor allem neugierig seine Mütze, sein Braunhemd, sein Koppel und seinen Schulterriemen anguckte, aber die Frage, ob der Hitler eigentlich gegen die Religion sei, wie immer in der Zeitung stehe, spielte eine grössere Rolle. Der SA-Mann war wohl darauf vorbereitet und hatte entsprechende Äusserungen seines Parteichefs parat, die beruhigend wirkten.

Bald ging das Gerücht durchs Dorf, unter den Einwohnern gebe es ebenfalls ein paar SA-Leute, sie wagten es nur nicht, sich offen zu zeigen. Aber jemand habe sie in der Stadt gesehen, wo sie Parteiversammlungen besuchten. Es stellte sich heraus, dass es vier waren: an der Spitze der Sepp, ein Sohn des Bergwirts, unser Vetter also, der in der Stadt in einem Büro arbeitete und ein Motorrad hatte, und dann drei arbeitslose junge Männer, die zusammen eine Weile «auf der Walz» gewesen waren und wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit unterwegs in irgendeiner Stadt angeworben worden waren. Sie traten aber erst nach dem 30. Januar 1933, dem Tag der Hitler'schen Machtübernahme, öf-

fentlich und in Uniform auf – erstmals am 1. Mai 1933, den ich gut in Erinnerung habe. Da wurde nämlich vorher mit Handzetteln und einigen Plakaten zu einer Feier des «Tags der Arbeit» geladen, mit einem Redner aus der Stadt. Die so genannte «Kundgebung», ein neues Wort, an das wir uns noch gewöhnen sollten, fand auf der Treppe unseres Schulhauses statt, wo die SA-Leute eine Art Podium aufgeschlagen hatten, mit einer Hakenkreuzflagge drapiert, der ersten im Ort. Am Abend, als es losging, standen auf einmal die vier einheimischen SA-Männer in Uniform mit Fackeln in den Händen neben der Fahne. Ich fand das unheimlich aufregend: Endlich passierte einmal etwas in unserem Nest, in dem es ja immer so gleichförmig und so langweilig zugegangen war. Aber noch schimpften die meisten Leute auf dieses «neumodische politische Zeug» und liessen dabei nicht unerwähnt, dass es sich bei diesen SA-Leuten doch um «nix Rechtes» handle, weil alle vier aus unserem Ort doch gern in Wirtshäusern herumsässen.

Aber es veränderte sich in der folgenden Zeit doch allmählich eine ganze Menge; in dieser ländlichen Gegend aber nicht etwa gewaltsam oder revolutionär, wie Geschichtsbücher manchmal etwas pauschal berichten. In den sechs Jahren bis zum Kriegsbeginn blieben die alten Gewohnheiten vorherrschend, niemand wagte auch, die vertraute und immer noch beherrschende Position der Kirche in Frage zu stellen.

Für uns war am wichtigsten, dass der Vater bald eine dauernde Arbeit bekam, vor allem bei Bauvorhaben in Ulm und am Bodensee. Er war dann die Woche über weg und kam nur zum Sonntag nach Hause. Wirtschaftlich ging es uns dadurch allmählich besser, und wahrscheinlich wählten die Eltern von da an jeweils das «neue System». Im Lauf der Jahre traten mehr junge Leute der SA bei, auch angesehene Mitbewohner, der Lehrer der «kleinen» Schule zum Beispiel und der Lehrer des Nachbardorfes. Bald gab es auch etliche Parteigenossen, den Bergwirt zum Beispiel und ein oder zwei besonders angesehene Bauern, die man überall schätzte. Einer der beiden Ärzte, die seit Jahren regelmässig ins Dorf kamen, erschien einmal zu aller Überraschung in SS-Uni-

form. Es wurden auch geschickt gemachte Werbe- und Aufklärungsaktionen veranstaltet. So wurden zum Beispiel manche Bedenken beseitigt, als an einem Sonntag ein ganzer SA-Sturm, rund 50 bis 60 Uniformierte, in der Nähe unseres Dorfes eine Übung mit Exerzieren und Geländespielen veranstaltete. Das Überraschende dabei war, dass sie am Vormittag geschlossen mit ihrer Fahne zum Hochamt in die Kirche gingen. Das war eine Art Signal, Partei und Religion schlossen sich also gegenseitig nicht aus, und in der grossen Politik wirkte ja auch das mit dem Vatikan abgeschlossene Konkordat beruhigend.

Einer der neuen Parteigenossen wurde dann Ortsgruppenleiter und bekam ein entsprechendes Schild an sein Häuschen draussen am Weiher. Sobald die finanzielle Förderung der Landwirte durch die neue Regierung einsetzte, ernannte man auch einen Ortsbauernführer. Diese Rolle übernahm der sehr angesehene Rechner der Darlehenskasse. Zuschüsse gab es vor allem zu kleineren Bauvorhaben, an denen auch das Bauunternehmen im Ort verdiente und Arbeitsplätze sicherte – so betonierte man auf einmal die Misthaufen ein und verschönerte das Ortsbild. Die Bauernstellen wurden klassifiziert nach «Erbhöfen», die nicht mehr geteilt werden durften, und anderen.

Nachdem die Waldungen ringsum vom Fürsten von Waldburg-Wolfegg an den Staat verkauft worden waren, zog im Forsthaus ein neuer Revierförster ein. Seine Frau, die sehr «fortschrittlich» gesinnt war, gründete eine NS-Frauenschaft, als deren Hauptfunktion mir die Verleihung der «Mutterkreuze» an Kinderreiche im Adlersaal mit Kaffee und Kuchen in Erinnerung ist. «Jetzt tut man für uns Weiber endlich auch einmal etwas», sagten manche Frauen, für die es ja vorher nie ein Ereignis gegeben hatte, bei dem ihre Männer nicht im Vordergrund gestanden hatten.

Jetzt, wo man zunehmend auch über mehr Kaufkraft verfügte und häufiger in die Stadt kam, wurden auch die Folgen bestimmter Gesetze des neuen Regimes kaum noch als besonders abträglich empfunden. Die jüdischen Kaufleute kamen nämlich nicht mehr wie gewohnt ins

Dorf, weder der Viehhändler Friedberger aus Laupheim noch der Textilhändler Siessegger aus Ehingen, bei dem früher fast alle Bauern die Aussteuer für ihre Töchter gekauft hatten. Man war mit ihnen immer zufrieden gewesen, aber jetzt nahm man die vagen Informationen einfach hin, aus der grossen jüdischen Gemeinde in Laupheim würden viele auswandern.

An den so genannten «nationalen Feiertagen» hissten zunächst wenige, schliesslich vielleicht die Hälfte der Familien oft selbst gefertigte Hakenkreuzfahnen. Leute, die keine «Hitler» sein wollten, zeigten eben eine schwarz-weiss-rote Fahne. Nach einiger Zeit gab es eine zweite Tageszeitung, die parteifreundlich war und den schwarzen «Anzeiger vom Oberland» schliesslich ablöste, nachdem beide Zeitungen eine Weile noch nebeneinander erschienen waren. Die Einführung der Arbeitsdienstpflicht und später der Wehrpflicht holte die jungen Männer in die Kasernen, von wo sie mitunter als «belebendes Element» zurückkehrten. Nicht ohne Stolz zeigten sie sich in der Uniform der verschiedenen Waffengattungen und wurden interessiert befragt von den «alten Soldaten»; manche verpflichteten sich auch als Längerdienende. Es gab auf diese Weise in den paar Jahren bis zum Krieg neben den wenig radikalen politischen Neuerungen auch so etwas wie eine «Öffnung nach aussen», an die man sich allmählich gewöhnte und bei der die jüngere Generation an Gewicht gewann.

Schliesslich gründeten Gymnasiasten aus der Stadt auch bei uns das «Jungvolk» als Organisation für die Zehn- bis 14-Jährigen. Später gab es dann auch die «Hitlerjugend», die aber wenig Bedeutung erlangte, weil die Älteren nach der Schulentlassung auf dem Dorf schlecht zu organisieren waren.

Beim «Jungvolk» war ich selbst an der Reihe. Die Mitgliedschaft war am Anfang ganz freiwillig, aber mein Bruder und ich wollten möglichst von Anfang an gleich dabei sein und zu denen gehören, die «modern» waren und eine «neue Zeit» repräsentierten. Auch das Militärische, durch Uniform und straffe Ordnung gekennzeichnet, konnte uns nicht abschrecken; das Gegenteil war der Fall, weil hier ja die Aussicht bestand, dass endlich etwas «passierte». Als ich mich anmelden wollte,

gab es indessen eine arge Enttäuschung, ich glaube sogar Tränen, denn man musste bei der Aufnahme zehn Jahre alt sein. So beneidete ich halt meinen Bruder und wartete bis zum Oktober 1933. Zunächst benötigten wir Uniformen, die unsere Mutter wie gewohnt selber nähen wollte. In den Geschäften gab es jetzt genug braunen Stoff für die Hemden. Dazu brauchte man eine schwarze Cordhose, möglichst weisse Kniestrümpfe, die, mit Zopfmuster, handgestrickt waren. Den Rest gab es im Laden in der Stadt: ein schwarzes Halstuch mit Lederknoten, das besonders wichtige Lederkoppel und den Schulterriemen, schliesslich die «nordische» Siegrune, die auf den linken Ärmel genäht wurde. Als ich im Winter 1933/34 erstmals in Uniform zu einem Heimabend ging, war ich wohl arg stolz. Natürlich gab es mit den Eltern Krach, als wir darauf bestanden, mitten im Winter in Kniestrümpfen, also mit nackten Knien, loszuziehen, wenn «Dienst» angesetzt war. Ein Jungvolkjunge fror zwar auch, so hatte man uns beigebracht, aber er härtete sich ab und jammerte nicht. Der Spruch von der Jugend, die «flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl» sein müsse, leuchtete uns offensichtlich sehr ein.

In einem Zimmer beim Schneidermeister, einem frühen Parteimitglied, richtete man nun ein so genanntes HJ-Heim ein, mit Hitlerbild und gerahmten Führersprüchen an der Wand und einer Jungvolkfahne, schwarz mit weisser Siegrune, in der Ecke. Daneben ein Spruch des Dichters Will Vesper, über den ich viel nachgedacht habe: «Gottes sind Woge und Wind, aber das Steuer, dass Ihr den Hafen gewinnt, ist Euer.» Markige Sprüche lernten wir bald in Fülle, und wenn wir sie, wie das üblich wurde, im Sprechchor brüllten, kamen wir uns wahrscheinlich auch sehr stark vor gegenüber den Alten und Vorgestrigen.

Unsere Führer waren Gymnasiasten aus der Stadt, die zu wöchentlichen Heimabenden und an manchen Sonntagen, wenn «Dienst» angesetzt war, mit dem Fahrrad ins Dorf kamen. Sie imponierten uns nicht nur, weil sie schon länger bei der «Bewegung» waren, sondern weil sie uns natürlich in allem, was wir jetzt lernen sollten, überlegen waren: eine Menge Liedtexte, vor allem Soldatenlieder, Landsknecht-

lieder, aber noch mehr das «Liedgut» der jetzt aufgelösten «hündischen Jugendbewegung» und das, was im «Zupfgeigenhansel» und im «Kilometerstein» – kleinen Büchlein mit lustigen Scherzliedern und Kanons zu allen möglichen Gelegenheiten – stand. Und ohne zu wissen, was wir da taten, sangen wir bald auch Texte wie «O Herr schick uns den Moses wieder, damit er seine Glaubensbrüder heimführe ins gelobte Land ...» Und nach der Strophe mit dem Roten Meer, dessen Wasser sich teilt, um den Durchzug nach Palästina zu ermöglichen, hiess es «lustig» weiter: «Und wenn das Judenpack ist drinnen, dann, Herrgott, mach die Klappe zu, und alle Menschen haben Ruh», und wahrscheinlich fühlten wir uns dabei grossartig, wie wir da gedankenlos im Propagandastrom der offiziellen Parteimeinung mitgeschwommen sind.

Wir veranstalteten Geländespiele, eigentlich mehr oder weniger eine Art Räuber- und Gendarm-Spiele, bald aber dann doch mit einem quasimilitärischen Hintergrund: Man nahm eine «Feindlage» an, bildete Spähtrupps und sah sich in Gedanken schon in einem heldenhaften Kampf, den wir uns merkwürdig romantisch vorstellten; die Liedtexte, die wir bei Feiern und auch beim Marschieren sangen, waren entsprechend «heroisch». Übrigens stammten die meisten noch aus der «hündischen Jugendbewegung», also aus der vor-nationalsozialistischen Zeit, und auch von Autoren und Komponisten, die von der Jugendbewegung relativ problemlos und freiwillig in die Hitlerjugend übergetreten waren. Singend wurden wir mit einer Sprache vertraut, die wir wahrscheinlich gedankenlos aus den Liedern übernahmen, obgleich die Texte eigentlich mit unserer normalen Sprech- und Denkweise nichts zu tun hatten. Aber Ähnliches praktizierten wir ja auch oft genug in den altertümlichen, oft schwülstigen Texten der gewohnten Kirchenlieder. Wir wechselten ja auch zunächst noch problemlos von den Heimabenden der Hitlerjugend in den Gottesdienst und umgekehrt. Jetzt waren wir halt in einer Art «neuer Religion» gelandet, «Glaube» war ein Wort, das wir auf Gott wie auf das Vaterland und dann auch

auf den «Führer» anwenden konnten, vielleicht auch, weil Texte nie besprochen oder auf ihren tieferen Gehalt abgeklopft wurden. Da war die Rede von der «Fahne» und der Treue zu ihr, von «Kameraden» und natürlich «Soldaten», vom «Ritt ins Morgenrot»; und das Morgenrot war ja im Osten («nach Ostland geht unser Ritt») und reimte sich schon auf «tot», und der «Tod fürs heilige Vaterland» hatte da ständig seinen Platz. Texte, die wir bis zum Krieg tausende Male hörten, auswendig lernten und sangen, prägten sich so ein, dass wir sie nach Jahrzehnten auch heute noch mit allen Strophen nur abzurufen brauchen, um über ihre Hohlheit und unsere damalige Dummheit beschämt zu lachen oder angesichts ihrer bitteren Konsequenzen einige Jahre später zu erschauern.

Beispiele sind erhellend: «Jetzt müssen wir marschieren, ich und mein Kamerad in langen Reihen zu vieren, denn ich bin Soldat! Wissen wir auch nicht, wohin es geht, wenn nur die Fahne vor uns weht».

«Wer jetztig Zeiten leben will, muss han ein tapfres Herze, es hat der argen Feind so viel, bereiten ihm gross Schmerze ...» – «Nun lasst die Fahnen fliegen in das grosse Morgenrot, das uns zu neuen Siegen leuchtet oder brennt zum Tod ...» – und es geht mit dem «Opfertod» so weiter: «Denn mögen wir auch fallen, wie ein Dom steht unser Staat, ein Volk hat hundert Ernten und geht hundertmal zur Saat. Deutschland, sieh uns, wir weihen dir den Tod als kleinste Tat, grüsst er einst unsere Reihen, werden wir die grosse Saat.»

Und schliesslich das Lied von Hans Baumann, der zum wichtigsten «Barden» der Hitlerjugend wurde, aus dem bereits die Hybris der Bewegung zu spüren ist, das wir aber wohl noch ohne Nachdenken brüllten (Baumann hatte es übrigens schon vor 1933 für eine katholische Jugendgruppe geschrieben): «Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem roten Krieg, wir haben den Schrecken gebrochen, für uns war's ein grosser Sieg. Wir werden weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt, und heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt! Und liegt vom Kampfe in Trümmern die ganze Welt zuhauf, das soll uns den Teufel kümmern, wir bauen sie wieder auf. Wir

werden weiter marschieren, wenn alles ...» In diesem Lied wurde in einer Strophe vor allem auch der Jugend als «Träger der neuen Zeit» geschmeichelt: «Und mögen die Alten auch schelten, so lasst sie nur toben und schreien, und stemmen sich gegen uns Welten, wir werden doch Sieger sein.»

Mit dem «roten Krieg» in der ersten Zeile war natürlich der Bolschewismus gemeint, der gemeinsame Feind von Nationalsozialismus und Kirche. Dieses Feindbild blieb dann bis weit in den Krieg gegen die Sowjetunion eine auch für die Armee verbindliche Gemeinsamkeit.

Auch bei uns im Dorf ging in einer merkwürdigen und heute wohl kaum noch verständlichen Weise zumindest ein paar Jahre lang beides nebeneinander her, was sich beim Nachdenken eigentlich nicht vertrug: die aufgeblasenen Heldenposen in den Lieder- und Sprechchor-texten der Hitlerjugend und der viel stärkere Einfluss dessen, was wir aus Kirche, Volksschule und Elternhaus an Wertvorstellungen weiterhin mit gleicher Bindungskraft täglich praktizierten. Die Partei verstand es, zumindest in unseren ländlichen, von kirchlichen Traditionen bestimmten Verhältnissen, Empfindlichkeiten zunächst nicht unnötig herauszufordern. Mir ist das vor einiger Zeit nochmals klar geworden, als ich mit dem 96-jährigen Hans Dangel, dem ehemaligen Freund meines Vaters, darüber sprach. Er war ein wichtiges Mitglied des Kirchenchors vor allem deswegen, weil man ihn mit seiner Stimme häufig als Solisten brauchte. Gleichzeitig aber war er SA-Führer geworden und Parteigenosse, und er bestätigte, was ich noch vage in Erinnerung hatte: «Manchmal hatte ich am selben Tag SA-Verpflichtungen und Kirchenchoraufgaben. Da bin ich immer in Uniform in die Kirche gegangen, damit ich mich nicht mehr umzuziehen brauchte. Der Pfarrer hat nie etwas dagegen gehabt.» Die «paramilitärischen» Aktivitäten im Jungvolk, auch wenn sie sehr spielerisch aussahen, gefielen uns doch sehr, vor allem die in grösserem Massstab. Wir waren in so genannte «Jungbanne» eingeteilt. So gehörten wir zum Beispiel zum Bann «Bus-



sen», genannt nach Oberschwabens «heiligem Berg», einem alten Wallfahrtsort. Unser «Bann» erklärte nun einem Nachbarbann aus der Ulmer Gegend die «Fehde». Dazu zogen offenbar Trupps mit Fahrrädern zuerst in das fremde Banngebiet und hefteten grosse, auf Pergament geschriebene «Fehdebriefe» mit allerlei «Schmähungen» an die Anschlagtafeln, mit der Herausforderung zu einer grossen Schlacht. Die fand dann, mit vielen hunderten von Jungvolkjun gen, irgendwo in der Nähe des Bussen, der zweithöchsten Erhebung Oberschwabens, statt, mit Raufereien und Einkesselungen und Flankenangriffen und Stosstrupps, einen ganzen Sonntag lang. Jeder von uns hatte einen roten beziehungsweise blauen Wollfaden um den linken Oberarm, den es abzureissen und zu erobern galt. Am Abend wurden Verluste und «Überlebende» gezählt und der Sieger ermittelt.

Einmal durfte ich auch für eine Woche in ein Zeltlager. Die Zelte standen auf einer grossen Wiese hinter dem Warthäuser Schloss. Für mich war dies das grösste Erlebnis meiner Schulzeit. Zum ersten Mal kam ich aus dem Dorf, was mich in Gemeinschaft mit ganz fremden Jugendlichen brachte. Es waren vor allem solche aus der Stadt, die uns so viel voraus hatten, aus gutbürgerlichen Familien stammten und mit denen wir nun, in Gruppen zu zehn, eine Woche lang das Lager teilten. Ich glaubte nun, endgültig zu begreifen, was mit dem Spruch gemeint war, den man überall lesen konnte: «Gemeinnutz geht vor Eigennutz»; die Vokabel «Volksgemeinschaft» hatte in meiner Vorstellung auf einmal einen konkreten Inhalt bekommen.

So geschah die vielgenannte «Indoktrination», von der nach dem Ende des «Dritten Reiches» so viel die Rede war, ganz allmählich, setzte vor allem geschickt dort an, wo wir am empfänglichsten waren, im Erlebnisbereich. Da brauchte man uns nicht zu zwingen, da waren wir schnell begeistert. Wir bekamen dafür auch einige Sonntage im Jahr Befreiung von der Arbeit, und anschliessend konnten wir zu Hause etwas erzählen.

Anderes kam hinzu: Der Lehrer musste jetzt den Schultag statt mit «Guten Morgen!» mit «Heil Hitler!» beginnen, worauf wir im Chor

«Heil Hitler, Herr Lehrer!» brüllten. So lange hatte der Lehrer die Hand zum «Deutschen Gruss» erhoben, aber das Zeremoniell ging, sozusagen neutralisierend, unmittelbar in das immer noch viel wichtigere Religiöse über. Die ausgestreckte Hand des Lehrers wanderte ohne Zwischenpause gleich an seine Stirn und er machte mit «Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes» das Kreuzeszeichen und eröffnete das Schulgebet. Und das dauerte ja viel länger als der Hitler-Gruss, und vorher waren wir ja wie eh und je ohnehin in der Morgenmesse gewesen.

Eine schon eher systematische politische Unterweisung sollten die Heimabende des Jungvolks bringen. Bald schon gab es, zumindest theoretisch, einen für alle Heimabende im ganzen Reich verbindlichen Plan, wonach an bestimmten Abenden ein Katalog von Themen auf der Basis von so genannten «Schulungsbriefen» zu behandeln war. Da gab es feste Termine, an die zu erinnern war, den 20. April, den 1. Mai, den 9. November, den 30. Januar. Es gab das immer wiederkehrende Thema des «Schandvertrags von Versailles», auch das bäuerliche Thema von «Blut und Boden», Erinnerungen an die deutsche Kolonialgeschichte und im Zusammenhang damit die Parole vom «Volk ohne Raum». Aber das alles hat uns so sehr noch nicht interessiert, denn angesichts der allgemeinen politischen Nicht-Bildung auf dem Land blieb das eher ein Formalismus. Die Heimabende wurden auch, vor allem im Sommer, sehr lasch geführt, alle Buben wurden doch auf den Höfen auch am Abend gebraucht, der Ortsbauernführer war eher für das Gewohnte anstatt des Neumodischen. Angriffe auf die Kirche und ganz allgemein auf die Religion blieben ganz aus, weil wohl allen klar war, dass man damit auf Widerstand stossen würde. So kam es, dass sich auch die Kirchen geschickt arrangierten, vor allem nach dem Konkordat. In einem regelmässig nach der Messe verlesenen Gebet schloss man ausdrücklich den «Führer und Reichskanzler» in die Fürbitten ein, so wie früher einmal eben den Kaiser und den König.

Im Übrigen begannen zunächst fast alle von den neuen Verhältnissen zu profitieren, sowohl die Landwirte wie die Arbeiter. Der «Frei-

willige Arbeitsdienst», eine uniformierte Organisation, die einmal dafür gedacht gewesen war, einen Beitrag gegen die riesige Arbeitslosigkeit zu leisten, indem sie junge Männer für Gemeinschaftsaufgaben organisierte, unterhielt ein Lager in der Kreisstadt. Mitte der 30er Jahre kamen nun jeden Morgen zwischen 50 und 80 junge Männer auf Fahrrädern ins Dorf und begannen die Dürnach, die in weiten Bögen durch das Tal mäanderte, zu begradigen. Die Bauern begrüßten das, da danach die nassen Talwiesen sinnvoller genutzt werden konnten und die Hochwasser im Frühjahr ausblieben. Und überhaupt fand man es allgemein in Ordnung, dass junge Leute, militärisch diszipliniert, etwas Vernünftiges und Gemeinnütziges arbeiteten. Auch als die Arbeitsdienstpflicht und die Wehrdienstpflicht für alle eingeführt wurden, meinten die Älteren, dadurch werde der Jugend doch eine anständige Erziehung vor allem zu Ordnung und Disziplin zuteil. Uns Jüngeren imponierte damals alles Militärische ohnehin.

In Baltringen, wenige Kilometer entfernt, wurde nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ein Militärflugplatz angelegt, zunächst als landwirtschaftliches Anwesen getarnt. Aber bald landeten dort die ersten Kampfflugzeuge. Wir gingen immer wieder zu Fuß dorthin, uns schon insgeheim als Piloten sehend, die einen «gerechten» Krieg gegen die Franzosen führten, gegen die unsere Väter verloren hatten – und die ja auch an der «Schmach» von Versailles schuld waren.

An ein wichtiges Ereignis erinnere ich mich besonders gut, an die so genannte «Röhm-Revolution» im Juni 1934. Dass in der SA, die man ja vom Sehen und von ihrem «Dienst» kannte und in der jetzt doch schon eine ganze Reihe junger Männer aus dem Dorf mitmarschierte, eine Revolte gegen die Staatsführung angezettelt worden sein sollte, das war für alle ein Vorgang, den man sich schlecht zusammenreimen konnte. Auch kannte niemand etwas von den Rivalitäten zwischen SA, SS und Reichswehr. SS-Leute gab es so gut wie nicht auf dem Land. Man bekam nun über die Zeitungslektüre hinaus zusätzliche Informationen, weil es seit neuestem in der «Wirtschaft am Berg», dann aber auch in

anderen Wirtschaften, die ersten Radios mit Lautsprecher gab. Bei Hitler-Reden stellte man sie dann in die Wirtsstuben. Trotz der Heuernte kamen nun doch ziemlich viele Leute in das Wirtshaus bei uns nebenan zu der berühmten Reichstagsrede Hitlers, in der er verkündete, er habe sich als «oberster Gerichtsherr» des Reiches empfunden und seine bisherigen Freunde aus der SA erschiessen lassen. Ich hatte mich in die Wirtschaft hineinschleichen können, hörte atemlos, auch ziemlich verständnislos zu. Nach der Rede sprachen alle durcheinander, ich hörte zum ersten Mal, dass es da in der SA-Führung «warme Brüder» gegeben habe, ohne zu erfahren, was die Erwachsenen damit meinten. Schliesslich erhob sich ein pensionierter Polizeibeamter aus der Stadt, der sich auf seine alten Tage im Dorf niedergelassen hatte und in politischen Dingen als eine Art Autorität galt, vielleicht deswegen, weil er wie Hindenburg einen weissen Bart trug und Hochdeutsch sprach. Er sagte in etwa, er sei bisher nicht für den Hitler gewesen, sondern als alter Soldat für die Deutsch-Nationalen, aber jetzt sehe er, dass der neue Kanzler, wenn es um Ordnung und Sauberkeit gehe, auch die «alten Kämpfer» und seine Freunde nicht schone, sondern nur das Wohl des Vaterlandes verfolge. Jetzt sei er auch für den Hitler. Ich denke, das imponierte ringsum. Von jetzt an hörte man öfter: «Der ist doch auch dafür!»

## Die nationalsozialistische Internatsschule

*Während meines letzten Volksschuljahres, in dem mich die Schule nicht mehr forderte, wurde die Frage, was beruflich werden könnte, immer dringlicher. Inzwischen hatte mein älterer Bruder nach einigen Schwierigkeiten bei einem Schuhmacher zwei Dörfer weiter eine Lehrstelle gefunden; Grossvaters Vorbild wirkte da wohl nach. Er verdiente dort nichts, sondern musste froh sein, dass ihn der Meister nahm, ohne dass, wie es noch oft üblich war, die Eltern Lehrgeld zu bezahlen hatten. Meine eigenen Vorstellungen entsprangen mehr der Phantasie, als dass sie Realitätsbezug hatten, denn niemand, auch nicht der Lehrer in der Volksschule, gab einen Rat. Von einer Berufsberatung hatten wir nichts gehört, sie wäre ohnehin nie in eine Schule auf dem Land gekommen. Einmal gab es einen vagen Hinweis des Pfarrers, man könne mich vielleicht in eine Klosterschule schicken, an die sich dann eine Priesterausbildung anschliessen würde. Begabt dafür, so meinte er, sei ich genügend, aber der Wunsch, Priester zu werden, sei halt eine wichtige Voraussetzung. Ich hatte mich ja schon geweihert, Ministrant zu werden, und meine Vorbehalte waren geblieben; trotz aller nachhaltigen religiösen Erziehung und trotz des engen katholischen Milieus war ich nie ein «frommer Bub» geworden, wahrscheinlich zum Bedauern meiner Mutter. Eigentlich blieb nur die Überlegung, ob es für mich einen Büroberuf geben könnte, denn für die Landwirtschaft war ich auf die Dauer wohl weder geeignet noch zu gewinnen. Man wusste allerdings nicht, wohin man sich nun wenden sollte. Der Zufall – und für mich der Glücksfall meines Lebens – half*

An einem Sonntag im Spätherbst 1936, als ich wie gewohnt mit meinem Bruder in der Kegelbahn arbeitete, kam am Abend ein Trupp von SA-

Leuten, die eine Übung gehabt hatten, zum Kegeln, darunter ihr Führer, der Unterlehrer aus dem Nachbardorf, den ich aber nur vom Sehen kannte. In der Pause zwischen zwei Spielen sprach er mich an. Einer der Kegelbrüder hatte ihm erzählt, ich sei in der Schule immer ganz gut gewesen und müsse jetzt die letzte Klasse wiederholen. Er liess mich meine Schulhefte holen, fragte mich das eine oder andere und meinte dann, er werde sich informieren, ob es da neuerdings nicht eine Möglichkeit zum «Weiterlernen» gebe. Eine Woche später kam er zu uns nach Hause und half mir bei einer Bewerbung um einen Platz in einer «nationalsozialistischen Aufbauschule», einer erst seit zwei Jahren bestehenden staatlichen Internatsschule, die geeignete und aus sozial schwachen Familien stammende Volksschüler in fünf Jahren zum Abitur führen sollte. Die Nationalsozialisten förderten solche Einrichtungen zum Einen deswegen, weil eine ihrer programmatischen Forderungen ja auch «sozialistisch» klang in dem Sinne, mehr Chancengleichheit im Bildungswesen anzustreben; im Parteiprogramm nannten sie das, wie ich lernte, «Brechen der Bildungsprivilegien». Zum Andern gründeten sie solche Einrichtungen natürlich auch mit der Absicht, durch intensive pädagogische Einflussnahme eine Art «elitären «Nachwuchs für spätere Führungskräfte des Systems heranzubilden. So gab es zum Beispiel schon die «Nationalpolitischen Erziehungsanstalten» (Napolas), die bereits die Zehnjährigen in Internate holten, später dann noch, speziell für den Führungsnachwuchs der Partei, die «Adolf-Hitler-Schulen». Die NS-Aufbauschulen für Jungen und in wenigen Einrichtungen auch für Mädchen waren besonders eine württembergische, auch bayerische Variante für Kinder vom Lande und unterstanden zunächst dem Kultusministerium wie alle Schulen; etwa 1939 übernahm die SA-Führung die Inspektion, kurz danach aber schon eine besondere Abteilung in der SS-Führung, wie bei den Napolas.

Im Dezember 1936 wurde ich zu einer Ausleseprüfung nach Ulm bestellt, zunächst zu einer umfassenden schriftlichen Prüfung, die zwei Tage dauerte. In Ulm war ich noch nie gewesen, obgleich der höchste

Kirchturm der Welt nur 30 Kilometer von zu Hause entfernt war. Jetzt zog ich mein bestes Gewand an und fuhr mit dem Vater am frühen Morgen dorthin.

Im Prüfungssaal waren schätzungsweise 70 bis 80 Buben in meinem Alter, die meisten vom Lande und ebenso aufgeregt wie ich. Wir übernachteten im «Wilden Mann», einem einfachen Wirtshaus, das mein Vater von den Arbeitsaufenthalten her kannte. Als wir nach dem zweiten Tag entlassen wurden, sagte man uns noch, wer das Schriftliche bestanden habe, werde in wenigen Wochen erneut geladen werden. Dazu kam es dann im Januar 1937 in der Aufbauschule in Saulgau. Hier ging es zunächst vor allem einen halben Tag lang um Sport. In einer Turnhalle machten wir eine Menge von Übungen wie Bockspringen, Hechtrollen über andere Bewerber, Klettern an Seilen, Mutübungen und viele andere. Die Geräte, die es dort gab, hatte ich noch nie gesehen, ich war ja auch noch nie in einer Turnhalle gewesen. Aber ich hatte den Eindruck, dass ich mit den andern ganz gut mithalten konnte. Da war übrigens schon deutlich, dass der Sport in dieser Schule, man nannte ihn in dieser Zeit «Leibesertüchtigung», ein ganz elementares Fach sein würde; ohne hier überdurchschnittlich leistungsfähig zu sein, hatte man wohl keine rechte Chance. Schliesslich gab es in einem Gremium von Lehrkräften für jeden Schüler eine Art Kolloquium, wo Fragen aus etlichen Wissensgebieten, auch aus der aktuellen Politik und zum persönlichen Hintergrund gestellt wurden.

Der Tag, an dem der Briefträger den Aufnahmebescheid brachte, war wahrscheinlich der glücklichste Tag meines bisherigen Lebens: Wenn ich nun im April 1937 ins Internat einrücken sollte, würden herbeigesehnte Jahre des Lernens und der Erfahrung in einer ganz anderen Welt als der des Dorflebens vor mir liegen. Ich lebte in einem Hochgefühl von Erwartungen. Indessen – der Bescheid eröffnete ein Problem, das wir fast nicht bewältigt hätten und das zunächst die Stimmung wieder sinken liess: Da stand, dass ich doppelte Bettwäsche, eine Wolldecke zum Einknöpfen und eine dreiteilige Matratze mitbringen müsse, ausserdem ausreichend Unterwäsche und dass auch Schulgeld zu bezahlen sei.

Zwar war dieses gestaffelt nach den Einkommensverhältnissen der Eltern, aber die geringste Summe betrug 120 Mark im Jahr, damals etwas mehr als einen Monatslohn des Vaters. Dies führte aus finanziellen Gründen zur nochmaligen Überlegung, ob ich überhaupt hingehen könne, denn die Kosten waren für die Familie nicht aufzubringen, auch wenn man die unregelmässigen Verdienstmöglichkeiten meiner Mutter günstig einschätzte. Allerdings hiess es in dem Schreiben auch noch, je nach Leistungen des Schülers könne später eine halbe oder auch eine ganze Freistelle gewährt werden. (Im ersten Halbjahreszeugnis bekam ich bereits einen Preis, der Betrag wurde auf 60 Mark ermässigt, und im Jahr 1938 und in der Folgezeit hatte ich dann eine Freistelle.)

Zunächst blieben vor allem die Anschaffung der Matratze, die Bettwäsche und noch einige Kleinigkeiten, an die man denken musste und die Geld kosten würden. Da half wieder der Lehrer aus dem Nachbardorf mit seinem Rat und seinen Beziehungen. Er wandte sich mit einem Schreiben an die Kreisleitung der Partei und bat, dort zu prüfen, ob wir nicht besonders bedürftig seien und eine finanzielle Beihilfe beantragen könnten. Mein Vater musste daraufhin mit mir beim Kreisleiter in der Stadt vorsprechen. Er sass in Uniform hinter einem grossen Schreibtisch, vor dem wir zunächst eine ganze Weile standen, bis er sich uns zuwandte. Es begann eine militärisch knappe Befragung nach Beruf, Arbeitsplatz, Lohnhöhe, dann nach Politischem. Aber letzteres ergab überhaupt nichts: Weder war der Vater in der Partei noch in einer sonstigen politischen Organisation, er war auch politisch kaum informiert oder interessiert. Das Gespräch lief gar nicht zu unseren Gunsten, bis die Frage kam, ob er denn Soldat gewesen sei. Da war's dann gut, er war ja im Weltkrieg Unteroffizier gewesen, hatte vier Jahre lang bei der Infanterie in Frankreich gekämpft und einige Auszeichnungen erhalten. Das imponierte offenbar, sodass man uns am Ende einen Bezugsschein für ein Bettengeschäft gab: Ich konnte meine Laufbahn als «höherer Schüler» beginnen.

Zum Schulanfang brachte mich der Vater nach Saulgau in die grossen Gebäude eines ehemaligen Lehrerseminars. Mit mir zusammen



rückten 35 weitere Anfänger aus ganz Württemberg, vor allem aus Dörfern Oberschwabens und der Schwäbischen Alb, in die erste Klasse ein. Man brachte uns zunächst in einen grossen Schlafsaal mit 35 Betten, wo wir die in Rupfen eingenähten Matratzen, die wir lange vorher mit der Bahn geschickt hatten, auspackten, das Bett herrichteten und unsere in einer grossen Schachtel mitgebrachten Sachen in einen Schrank räumten. Ich lernte die Schlafnachbarn für die nächsten Jahre kennen, der Vater fuhr wieder nach Hause. Auf einer Kleiderkammer gab es an diesem Tag noch die Schuluniform, in einem Arbeitsraum bekam jeder ein Arbeitspult zugewiesen. Dann gab es den ersten Stundenplan meines Lebens, denn am nächsten Morgen begann die Schule. Über diese Internatserziehung, die ich in den folgenden vier Jahren erhielt – zwei Jahre in Saulgau, ein halbes Jahr in Nagold, etliche Monate in Nürtingen und den Rest in Künzelsau (Hohenlohe) – wäre sehr viel zu sagen; einige Skizzen sollen genügen.

Jeder Tag war präzise eingeteilt. Um 6.30 Uhr betrat ein «Lehrer vom Dienst» den Schlafsaal und weckte mit einer Trillerpfeife. Innerhalb weniger Minuten mussten wir dann in Sportkleidung, die griffbereit auf einem Schemel neben dem Bett lag, im Schulhof angetreten sein. Es begann der Frühsport, zunächst mit einem ziemlich schnellen Lauf von zwei bis drei Kilometern Länge, daran schloss sich Gymnastik im Hof an. Unter Aufsicht des Hausmeisters standen wir dann fünf Minuten lang unter der ganz heissen und eine Minute unter der eiskalten Dusche. Im Waschraum machten wir uns fertig und betraten gegen 7.15 Uhr den Hof. Alle Klassen, wir waren etwa 150 Schüler, wurden nacheinander dem jeweils aufsichtführenden Lehrer gemeldet, eine Art Vollzähligkeitsappell. Dann sangen wir ein Lied und gingen zum Frühstück in den Speisesaal. Bevor um acht Uhr der Unterricht begann, hatten wir noch Gelegenheit, im Arbeitsraum unsere Schulsachen zu ordnen. In der grossen Pause am Vormittag gab es ein Glas Milch und Brot. Diese Pause war im Übrigen ausgefüllt mit «Bettenbauen» nach strenger Vorschrift und Beteiligung an den eingeteilten «Diensten». Einige fegten den Speisesaal, andere den Schlafsaal und die Waschräume. Für

jede dieser Tätigkeiten gab es einen von Woche zu Woche wechselnden Verantwortlichen, der alles beaufsichtigte, über die Ordnungsmässigkeit ein Buch führte und vom «Lehrer vom Dienst» wieder kontrolliert wurde.

Zum Mittagessen erschienen alle Schüler nach vorheriger Versammlung im Hof wieder im Speisesaal und stellten sich hinter ihren Stühlen auf, bis das Zeichen zum Sitzen gegeben wurde. Jeder Tisch war mit einem Lehrer und neun Schülern besetzt. Es gab einen Tischdienst, der das Essen auftrug. Mit dem Essen durfte man erst auf ein Zeichen hin beginnen. Während der Suppe war Sprechen verboten, ein Lehrer oder ein älterer Schüler las in dieser Zeit eine längere Passage aus einem Buch vor. Je nach dem Geschmack des Lehrers wurden wir auf diese Weise zum Beispiel mit Schäfers «Büchern der deutschen Seele» (pathetischen Anmerkungen zur deutschen Geschichte) oder mit dem Testament Friedrichs des Grossen, aber auch, wenn der zuständige Lehrer Fliegerfreund war, mit Ernst Udets «Mein Fliegerleben» in Fortsetzungen vertraut gemacht. An nationalen Gedenktagen gab es einschlägige Geschichten, und als der Krieg begonnen hatte, las man auch aus Artikeln von Kriegsberichterstattem. Das Vorlesen während des Essens erinnerte an ähnliche Gewohnheiten aus dem mittelalterlichen Klosterleben, nur dass bei uns das Neue Testament natürlich keine Rolle spielte. Beim Hauptgang durften wir wieder sprechen.

Über Tischsitten wachte der Lehrer am Tisch, aber sie wurden am Anfang auch «trainiert». Die meisten von uns kamen vom Land und hatten keine rechte Vorstellung von Umgangsformen. Schon gar nicht hatten wir zu Hause gelernt, korrekt mit Messer und Gabel umzugehen. Also wurden wir Neuen gleich am Anfang im Speisesaal versammelt. Der Tisch war mit Tellern, Tassen, Messern, Gabeln und Löffeln gedeckt, erstmals erfuhr ich auch den Zweck einer Serviette. Unter Anleitung übten wir nun in einem Trockenkurs ohne Speisen und Getränke, wie man das Besteck zu halten hatte, dass man den Finger nicht abpreizt, wenn man die Tasse zum Mund führt, dass man überhaupt

die Hand zum Mund und nicht den Kopf zum Teller bewegt und dergleichen mehr. Am komischsten fand ich, dass jeder zwei Schulhefte unter die Arme klemmen und mit Gabel und Löffel zum Mund gelangen musste, ohne diese fallen zu lassen, was uns angewöhnen sollte, die Ellbogen während des Essens ständig am Körper zu halten.

Nach dem Mittagessen war bis 14.15 Uhr Ausgang. Das bedeutete, dass eine Stunde lang kein Schüler im Haus sein durfte; ob es regnete, schneite oder bitterkalt war, spielte keine Rolle. An Sonntagen dauerte der Pflichtausgang übrigens von 14 bis 16.30 Uhr. Da es uns nicht gestattet war, etwa ein Lokal aufzusuchen, wozu wir auch kein Geld gehabt hätten, gingen wir meistens die Wege, die wir schon hunderte Male gegangen waren, und es bildeten sich Cliquen, die sich immer wieder begegneten. Viel später, als wir in der Stadt unsere ersten Freundinnen hatten, wurde diese Zeit im Gegensatz zu den Anfangsjahren sehnlich erwartet: Die Treffen mit einer Mädchenclique oder auch der Spaziergang mit einem angebeteten Mädchen wurden dann natürlich zum emotionalen Höhepunkt des Tages.

Um 14.30 Uhr waren wir wieder in unseren Arbeitszimmern, falls am Nachmittag nicht noch Unterricht war, zum Beispiel Sport: mindestens vier Sportstunden gab es in der Woche, zusätzlich zwei Stunden Spiele, also unter anderem Fussball und Handball. An unseren Arbeitspulten erledigten wir bis zum Abend die Hausaufgaben und bereiteten den Unterricht für den folgenden Tag vor. Man durfte während des ganzen Nachmittags nicht laut sprechen, konnte allenfalls mit seinem Nachbarn flüstern, um die andern nicht zu stören. Musste man raus, meldete man sich beim Stubenältesten ab, denn wenn ein Lehrer hereinschaute, was häufig vorkam, rief einer «Achtung», alle standen auf, der Lehrer erhielt Meldung, mit wievielen Schülern der Raum belegt war, wieviele gerade anwesend waren, wer auf der Toilette war, wer gerade seine Übungsstunde auf dem Klavier oder der Geige in einem der Übungsräume im obersten Stockwerk absolvierte. Dass die Lehrer uns besuchten, hatte den unschätzbaren Vorteil, dass wir Probleme mit Hausaufgaben ausführlich besprechen konnten.

Die Arbeitszeit endete um 17 Uhr, doch auch danach musste im Arbeitsraum Stille herrschen. Man konnte aber jetzt ins Lesezimmer, wo eine Reihe von Zeitschriften auslagen, oder zum Tischtennis oder vielleicht auch Billardspielen. Die Älteren konnten in der Regel nochmals bis zum Abendessen Weggehen, manchmal auch noch danach. Um 21 Uhr trompetete dann einer von unserem Spielmanszug eine Viertelstunde vor Torschluss, was man «das Locken» nannte. Dann war es Zeit, sich auf den Heimweg zu machen. Der Stubendienst hatte den Arbeitsraum zu reinigen und gegen 21.30 Uhr waren wir alle in den Schlafsälen. Wenn der aufsichtführende Lehrer hereinkam, lagen alle im Bett mit Ausnahme desjenigen, der zu melden hatte, dass alle da waren.

Nach den sieben Schuljahren auf dem Dorf genoss ich jetzt jeden Schultag wie ein grosses Geschenk. Wir hatten in der Regel junge und, auch aus heutiger Sicht, hervorragende Lehrer, die teilweise im Internat wohnten und eigentlich immer zur Verfügung standen, wenn man ein Problem hatte. Natürlich gehörten sie ausnahmslos der Partei oder einer ihrer Gliederungen an, aber es war offensichtlich, dass fast alle aus einem offenbar stark ausgeprägten pädagogischen Impetus an unsere Schule gekommen waren. Es kam ja darauf an, dass wir in fünf Jahren den ganzen Stoff eines Gymnasiums schafften, wobei der «Unterbau» sehr unterschiedlich und oft auch dürftig war, da wir in der Regel aus dörflichen Zwergschulen kamen. Zwar waren viele der Lehrer promoviert, aber Titel und Dienstränge spielten nie eine Rolle und wurden in Anreden auch nicht verwendet. Den Direktor, der selbstverständlich Oberstudiendirektor war, redeten wir mit «Schulleiter» an, die Lehrer mit «Kamerad» und dem Namen; später, als das so genannte «Führer-Prinzip» in alle Bereiche drängte, wurden die Lehrer «Hauptführer». Wir Aufbauschüler wurden auch nie als «Schüler» angesprochen, sondern als «Jungmann», eine Bezeichnung, die wir zumindest am Anfang doch recht merkwürdig fanden, weil wir noch reichlich entfernt vom Status eines «Mannes» waren.

Indessen: die Jugendzeit ging allzu rasch zu Ende, und als wir 17 Jahre alt waren, hatten wir keinerlei Schwierigkeiten oder Bedenken, uns ganz rasch freiwillig in den Krieg zu melden. Dass die Lehrer nicht nur der Anrede nach, sondern auch in ihrem Verhalten «Kameraden» waren, empfanden wir in vielerlei Hinsicht als sehr wohltuend. Sie haben unendlich viel Freizeit für uns geopfert und mit uns verbracht; sie machten alles mit, was uns Freude machte oder begeisterte: Sportveranstaltungen, Wettkämpfe, Wanderungen, auch bei Nacht, grosse «Fahrten», wie man Unternehmungen im Klassenverband mit Übernachtungen in Jugendherbergen oder auf Hütten oder in Strohschobern nannte.

Der Erziehungsprozess war, der Zeit entsprechend, selbstverständlich total, wie schon an den geschilderten Ordnungsprinzipien abzulesen ist. Weder zeitlich noch inhaltlich gab es einen Ausweg, aber das wollten wir auch nicht anders. Schon deswegen waren wir alle sehr motiviert, weil wir uns als «Auslese» fühlen durften, als Rest von vielen hundert Bewerbern. Kaum einer war unter uns, der ohne dieses Internat noch irgendwo anders eine Chance für eine höhere Schulbildung erhalten hätte. Und unseren Eltern fühlten wir uns ohnehin besonders verpflichtet. Dass man zum Beispiel Hausaufgaben peinlich genau erledigte, war eine Selbstverständlichkeit. Disziplinprobleme in den Klassen gab es überhaupt nie, weder im Unterricht noch in der freien Zeit. Allerdings erlebten wir auch kaum einmal das, was man in Berichten aus normalen «Pennern» über Streiche von Schülern las: Nie war es im Unterricht unruhig, wir hatten auch nie Lehrer, bei denen der Gedanke nahegelegen hätte, sie zu reizen oder zu hänseln. Kurz: die Atmosphäre war nicht nur spartanisch-streng und oft militärisch diszipliniert, sondern wohl auch ein wenig unjugendlich-ernst. So wurde uns zum Beispiel als eine der ersten, unabdingbaren Regeln genannt, dass «Abschreiben» bei Klassenarbeiten ein Betrug sei, auch deshalb sinnlos, weil wir ja die Gewähr haben dürften, auf jeden Fall gerecht beurteilt zu werden. Man sei ja auch so ausgesucht, dass Durchfallen kaum ein Problem sein dürfte. Es blieb auch niemand sitzen, obgleich die Anforder-

derungen ungewöhnlich hoch sein mussten. Abschreiben sei, so sagte man uns, eben «unehrenhaft». Der Begriff «Ehre» hatte für uns damals nicht ein bisschen den Hauch des Pathetischen. Wir hielten es zwar für übertrieben, dass Abschreiben in einer Arbeit den sofortigen Ausschluss aus der Schule nach sich ziehen sollte, aber als ich das in einem einzigen Fall erlebte – Heiner Schönau fuhr noch am selben Tag nach Hause – gingen wir «Jungmannen» mehr oder weniger ungerührt zur Tagesordnung über, fast unglaublich, wenn wir von heute aus daran zurückdenken. Wenn ich an dieser Stelle noch einmal in den «Eisernen Sätzen» lese, die uns schriftlich in die Hand gegeben wurden und deren Sinn wir damals nicht in Frage stellten, wird mir klar, dass wir doch wohl schon eine Art «religiösen Raum» betreten hatten. Da hiess es zum Beispiel unter anderem:

«Unsere Schule ist eine Lebensgemeinschaft. Beispiel und gute Sitte vermögen bei uns mehr als anderswo strenge Gesetze.»

«Gegenseitiges Vertrauen und Verantwortungsgefühl, bedingungslose Einordnung, unbedingte Wahrhaftigkeit und erlebte Kameradschaft kennzeichnen unseren Geist.»

«Erziehung ist Selbstzucht und Beispiel. Wer sich selbst besiegt und erzieht, mag wohl dereinst zum Vorbild und Führer taugen.»

«Anordnungen werden befolgt, Ausreden sind verpönt. Scheinbare Ungerechtigkeit wird schweigend ertragen. Gelobt sei, was hart macht!»

«Verachte Hohlheit und Angebertum. Habe Ehrfurcht vor der Vergangenheit, dem Lebensalter und den letzten Dingen.»

«Sei selbstsicher, aber bescheiden, dankbar und hilfsbereit. Vergiss nie dein Elternhaus und sei stolz auf deine Schule ...»

Diesen «hehren» Ton hielt die Schule bis zum Ende übrigens durch. Die letzte Zeile im Rundbrief an die «Jungmannen» an der Front aus dem Jahr 1944 lautete: «Schola haec cum patria statque caditque tua.» (Diese Schule steht und fällt mit dem Vaterland.)

Andererseits wurde im täglichen Schulbetrieb viel gepaukt, aber es gab auch viel pädagogisch Originelles und Anregendes, beispielsweise

Hilfen zum selbständigen Arbeiten in den Bereichen, die uns besonders interessierten. Im Fach Englisch hatten wir immer bis zum Krieg neben einem deutschen auch einen englischen Lehrer, der zwei Wochenstunden Konversation mit uns trieb. Natürlich war das stets ein Anhänger der englischen Faschisten (Mosleys «British Union»), deren Parteiprogramm wir da auch besprachen, aber wir sangen auch eine Menge lustiger englischer Lieder, diskutierten britische Alltagsgewohnheiten und erlebten bei einem Lehrer aus Wales am laufenden Band Beispiele für selbstkritischen englischen Humor. Im Fach Biologie gab es neben dem Unterricht Arbeitsgemeinschaften, in denen wir im Arbeitsraum oder im Schulgarten Pflanzen züchteten, täglich über ihre Veränderungen Buch führten und Zeichnungen anfertigten. In Geschichte wurden wir nicht nur angeleitet, Fakten und Abfragbares zu lernen, es gab auch Aufgaben für jeden Einzelnen über einen längeren Zeitraum hinweg. Ich erinnere mich, dass ich in einem Halbjahr eine etwa 50-seitige Abhandlung über «Ulm im Dreissigjährigen Krieg» aus der Sekundärliteratur erarbeitete.

Ganz wichtig war, dem Geist der Zeit und der Schule folgend, der Sportunterricht. Es gab zusätzlich, vor allem am Samstag, Sportnachmittage mit Wettspielen, an den Abenden zum Teil Arbeitsgemeinschaften: Boxen war selbstverständlich, wir lernten Säbelfechten, ich war mehrere Jahre lang in einer Musterriege für Geräteturnen, die sich stets an den württembergischen Jugendmeisterschaften beteiligte. Andere betrieben Paddelsport, es gab eine Segelfliegergruppe und viele andere Angebote. Eine der Folgen dieser zusätzlichen Aktivitäten war, dass jedes Jahr, wenn überregionale Wettkämpfe stattfanden, die Sieger zu einem beträchtlichen Teil aus solchen Internatsschulen kamen.

Neben dem Sport, der einen grossen Teil unserer Freizeit einnahm, boten die Internate, die ich besuchte, noch eine Menge anderer Möglichkeiten. Da gab es beispielsweise in Saulgau einen Schachraum mit einem grossen Demonstrationsbrett an der Wand, und ein Lehrer förderte für Interessierte das Schachspiel systematisch. In einem Internat gab es im Keller einen Billardtisch, es gab Bastelwerkstätten, Flugmo-

dellbau, auch die Möglichkeit, über den Kunstunterricht hinaus zu malen oder zu modellieren. Natürlich war eine grosse Bibliothek da und ein Zeitschriftenzimmer, in dem neben den lokalen und überörtlichen Zeitungen auch ideologisch «linientreue» Publikationen auslagen wie die Zeitschrift der SS, das «Schwarze Korps», und der «Völkische Beobachter», aber auch die anspruchsvollste Zeitschrift der NS-Zeit, «Das Reich». Antisemitische Publikationen, wie z.B. den «Stürmer», gab es nicht. Kenntnis von den dort abgedruckten Illustrationen und Hetzartikeln bekamen wir nur, wenn wir beim Gang durch die Stadt vor den Schaukästen der Parteiorganisationen stehen blieben.

In den ersten Jahren war Instrumentalmusik-Unterricht für jeden Pflicht. Die Musiklehrer erteilten ihn nach einem festen Plan für Übungsstunden und Vorspiel, Kabinen mit Klavier waren im Internat in Künzelsau im Dachgeschoss des Schlosses eingerichtet. Dort versammelten sich Cliques an den Abenden übrigens auch zu Aktionen, die gar nicht erwünscht, ja eigentlich verboten waren, die aber unsere Lehrer wohl schliesslich resignierend ignorierten: Mein Freund Heps, der aus Ulm stammte, übrigens der einzige aus einer grösseren Stadt, hatte zu Hause einen Plattenspieler und war begeistert das, was wir einen «Jazz» nannten. Aus den Ferien brachte er einschlägige Noten mit, hatte auf seiner Geige auch schon entsprechend «geübt», fand in einem anderen Mitschüler, einem guten Pianisten, einen Gleichgesinnten. Es ging um Texte, die nicht etwa verboten waren, sondern die im Dritten Reich von den Rundfunksendern und bekannten Unterhaltungsschlechtern oder Pianisten gespielt wurden, aber natürlich nicht der Musikpädagogik unserer Schule entsprachen. Das alles aber bildete einen, vielleicht doch den einzigen Weg zum «Ausbruch» aus dem gewohnten und fast alltäglichen «politisch Korrekten». Wir spürten dabei eine Spur von selbst ergriffener Freiheit, wenn wir die Texte von Peter Kreuder oder Peter Igelhoff sangen und die mit Synkopen durchsetzten Melodien von Barnabas von Géczy oder George Boulanger «jazzten». Mit





*Klassenfahrt nach Tirol im Sommer 1939*

«Widerstand» hatte das gar nichts zu tun, höchstens mit pubertären Regungen gegen die Erwachsenenwelt und den Ernst der meisten Betätigungen in unserer «Anstalt». Den gab es auch in einer Einrichtung, die wir mit zunehmendem Alter richtig lieben lernten, im Madrigalchor. Wir empfanden die polyphonen Sätze von Meistern wie Orlando di Lasso oder Hans Leo Hassler als eine willkommene Abwechslung gegenüber den üblichen Marsch-, Landsknecht- und Politliedern. Aber natürlich war viel wichtiger, dass auch Mädchen aus der Stadt mitwirkten, die zu den Übungsabenden ins Internat kamen und mit denen wir danach auch reden und albern konnten, sie vielleicht sogar vors Tor begleiten durften, wenn es dann schon dunkel war. Die alljährlichen Sommerkonzerte für die Bevölkerung der Stadt im Renaissance-Schlosshof sind mir eine bleibende Erinnerung.

Schulwanderungen in kleinerem oder grösserem Umfang waren selbstverständlich, grössere «Fahrten» fanden immer kurz vor den grossen Ferien statt und schlossen auch einen Teil der Schulferien ein. So wanderte ich zum Beispiel als 14-Jähriger mit meiner Klasse in einer Woche das ganze nördliche Bodenseeufer entlang, ein Jahr später die Donau hinauf bis zur Versickerung bei Tuttlingen, dann über Spaichingen, Rottenburg und Tübingen nach Stuttgart, wo sich ein Aufenthalt mit Besuch von Museen und Theaterstücken anschloss. Wir waren etwa zwei Wochen unterwegs, zu Fuss natürlich und mit Tornister. Im nächsten Sommer, kurz vor Kriegsausbruch, fuhr unsere Klasse mit zwei Lehrern im Zug nach Oberstdorf, von wo wir dann über das Mädelejoch nach Tirol und weiter nach Garmisch wanderten, mit Wolldecken auf den Tornistern für die Übernachtungen in Heustadeln und Jugendherbergen. Als wir auf einem Schneefeld Blödsinn trieben und einer sich das Bein brach, trugen wir ihn viele Stunden lang in einer selbst gefertigten Trage ins Tal in ein Krankenhaus.

Im Bregenzer Wald unterhielt die Schule ein Schullandheim, das wir im Winter klassenweise zum Schilauf nutzten. Meine Klasse war im Winter 1938/39 da, kurz nach dem «Anschluss» Österreichs. Die Ski und die Stiefel bekamen wir gestellt, es gab einen einheimischen Schi-

lehrer, der uns den veralteten Telemark ab- und den modernen Parallelschwung angewöhnte; am Schluss gab es ein Abfahrtsrennen und Preise. Danach veranstalteten wir für die Bewohner des Dorfes Ebnit einen Dorfabend mit Musik und Theater, den wir vorher in der Schule vorbereitet hatten. Die Österreicher waren damals ja, was manche später nicht mehr recht wahrhaben wollten, ziemlich begeistert Deutsche geworden. Da der Bregenzer Wald ein noch relativ rückständiges Gebiet war ohne grösseren Fremdenverkehr, kamen wir «aus dem Reich» uns an diesem Abend fast als so etwas wie «Kulturbringer» für die «befreiten Volksgenossen» vor.

Im Internat in Künzelsau gab es für die älteren Schüler noch eine ganz besondere Einrichtung: Im Winterhalbjahr fuhr jeweils eine Klasse mit Lehrer und Schulleiter für ein verlängertes Wochenende nach Stuttgart. Wir wurden in einem Hotel untergebracht, wobei mit der Hotelleitung vereinbart war, dass wir bei den Mahlzeiten nicht geschlossen zusammensassen, sondern uns auf verschiedene Tische zu anderen Gästen verteilen sollten. Man wollte uns wohl ein wenig «weltmännisches Auftreten» beibringen. An den Abenden gingen wir in die Oper oder ins Staatsschauspiel, besuchten tagsüber Museen oder eine besondere Sportveranstaltung. Ein Erlebnis, das uns auch ein wenig «Friedenszeit» und «Normalität» vorspielte, obgleich ja inzwischen der Krieg bereits auf uns wartete.

Wir trugen übrigens eine Art Schuluniform, die aber sehr zivil aussah. Zwar hatten wir im Schrank auch eine braune Hitlerjugend-Uniform mit einem speziellen Armeistreifen, der uns als Angehörige des Internats auswies, aber diese Uniform trugen wir eigentlich nur, wenn wir bei Anlässen und Feiern politischer Art ausserhalb der Schule auftraten, zum Beispiel an so genannten «nationalen Feiertagen». Unsere Schulkleidung, in der wir natürlich auch die «Fahrten» machten, bestand im Sommer aus kurzer Lederhose, grauen Kniestrümpfen, braunen Halbschuhen und einer leichten, blousonähnlichen grauen Jacke. Im Winter trugen wir zur grauen Jacke einen ebenfalls grauen Pullun-

der und dunkelblaue Schihosen nach damaliger Mode, so genannte «Überfallhosen». Darüber gab es einen dunkelbraunen Wintermantel, für Regentage einen weiten Regenumhang, unter dem man bei Wanderungen und Gepäckmärschen auch einen Tornister verstecken konnte. In den Internatsstädten erkannte uns also jeder sofort an unserer Kleidung, sodass wir es uns nicht leisten konnten aufzufallen. Selbstverständlich hielten wir unsere Kleidung selber sauber: An manchen Samstagen gab es «Putz-und Flickstunden», danach einen Appell, zu dem wir mit allen unseren Sachen im Hof antraten oder uns neben dem einheitlich eingeräumten Schrank aufstellten und alles vorzeigten.

### *Keine Zweifel am System*

*Diese letzten Seiten meiner Aufzeichnungen können zwar begreiflich machen, dass wir Schüler, wissbegierige 14- bis 16-Jährige vom Land, unsere Schule liebten und uns für ihre Zielsetzung begeisterten. Warum und in welcher Totalität wir uns aber mit der ideologischen Zielsetzung der Nationalsozialisten zunächst vorbehaltlos identifizierten, ist heutigen jungen Menschen schon deshalb kaum verständlich zu machen, weil ihr Leben in einem Übermass von vielfältigen Informationen stattfindet, die zumindest theoretisch ganz persönliche Entscheidungen ermöglichen. Wir selbst, die wir nun Jahrzehnte lang Gelegenheit hatten, darüber nachzudenken, wissen das immer noch nicht recht, wenn wir ehrlich sind. Erschreckend erscheint ja vor allem, dass meine Jahrgänge im unmittelbaren Anschluss an die Schule in der Regel bedingungslos bereit waren, in den Krieg zu ziehen, Gesundheit und Leben zu «opfern». Unsere Zeitgenossin Carola Stern meint in ihren Erinnerungen resignierend: «Nichts ist unerklärlicher als eine verschwundene Begeisterung». Natürlich war sie, zumindest in einer ausgesprochen «nationalsozialistischen Schule für Jungen», auch das Ergebnis einer sehr einseitigen «politischen Erziehung», aus der es wegen fehlender anderer Informationen in unserem Internat keinen Ausweg gab. Da wir in der Regel nur zweimal im Jahr nach*

*Hause kamen und es nicht üblich war, dass Eltern uns im Internat auch besuchten, war eine pädagogische Beeinflussung von sonst irgendwo her nicht gegeben. Wäre dies versucht worden gegen die Schule, hätten wir uns wahrscheinlich auch entschieden dagegen gewehrt: Wir fanden, dass wir jetzt unser Leben in die eigenen Hände nehmen sollten, an das oberschwäbische Dorf blieb allmählich allenfalls noch eine emotionale Bindung. Lehrer, die ein Gegengewicht zu den staatlich verordneten Erziehungsprinzipien geschaffen hätten, gab es ohnehin nicht, also auch keine anderen Orientierungshilfen.*

Alles erschien uns eigentlich als ganz selbstverständlich, und wir waren überzeugt, alles geschehe zu unserem Besten. Nie hatte ich das Gefühl des Zwanges, wir meckerten höchstens über den einen oder anderen Erzieher, wenn uns seine Methoden nicht passten, wir hatten aber nie Zweifel am System. Zwar hatten die militärische Ordnung und Disziplin und die oft spartanische Strenge auch ihre Unbequemlichkeiten, und dann und wann liess vielleicht einer auch seine sadistischen Neigungen an uns aus. So passierte es durchaus, dass ein Sportlehrer im Schwimmunterricht uns eine halbe Stunde lang ständig hintereinander vom Drei-Meter-Brett springen liess, weil einige unter uns waren, auch ich zum Beispiel, die zeigten, dass sie da freiwillig nur ganz selten runterspringen würden. Und es geschah auch das eine oder andere Mal, dass ein Lehrer bei der Auffälligkeit eines einzelnen nach dem blöden Prinzip «einer für alle, alle für einen» die ganze Klasse um Mitternacht weckte und im Laufschrift auf den Nagolder Burgberg hetzte. Aber wir nahmen es dann auch wieder als völlige Selbstverständlichkeit hin, dass die Klasse mit Teil-Essensentzug, Ausgangsverbot und Strafarbeiten belegt wurde, weil einige von uns unten im Duschaum, als die Frau des Hausmeisters badete, die Gelegenheit wahrnahmen, endlich einmal eine Frau nackt zu sehen. Sie holten die andern herbei, nacheinander stiegen wir auf einen Schemel und erlebten durch ein Oberlicht unsere Sensation – und danach die kollektive Strafe.

Den normalen «Dienst» in der Hitlerjugend brauchten wir mit Eintritt ins Internat nicht mehr mitzumachen. Wir bildeten eine in sich geschlossene Einheit in der örtlichen HJ, aber als Organisation hatte die HJ uns nichts zu sagen. Wenn wir in HJ-Uniform gelegentlich in der Öffentlichkeit auftraten, wurden die Führerpositionen rotierend vergeben, niemand wurde «formal» befördert, keiner von uns bekleidete jemals einen Dienstrang, was manche nach 1945 nicht recht glauben wollten. Es gab auch keine Heimabende mehr, unsere «weltanschauliche Schulung» erhielten wir ja in der Schule eindringlich genug.

Das Fach «Erdkunde» war eben von einer bestimmten Stufe an im Wesentlichen «Geopolitik», wozu auch immer eine intensive Beschäftigung mit dem gehörte, was deutsche Auswanderer im Lauf der Jahrhunderte vor allem im europäischen Osten begründet und bewirkt hatten; die «Inseln» deutscher Sprache und Kultur auf dem Balkan, in Ungarn und Rumänien und der Tschechoslowakei und Russland wurden uns dabei sehr vertraut. In der Oberstufe wurde Biologie in weiten Teilen als «Rassenkunde» und «rassenhygienische Erziehung» verstanden. Zu den normalen Sport- und Spielstunden kam mit zunehmendem Alter das Vormilitärische hinzu: Orientierungsmärsche mit Karte und Kompass, Gepäckmärsche mit Ziegelsteinen im Tornister, regelmässige Schiessübungen zum Erwerb entsprechender Leistungsabzeichen, Geländefahrten mit kleinen Motorrädern, Motorenkunde, Führerscheinprüfung Klasse 4, gelegentliche Vorträge von Wehrmachts- und SS-Offizieren, beispielsweise auch über Waffensysteme.

Ganz am Anfang, etwa ein Jahr lang, gab es im Stundenplan auch noch einmal in der Woche Religionsunterricht, nach Konfessionen getrennt. Der Schulleiter in Künzelsau, der früher an einer protestantischen Schule in Palästina unterrichtet hatte, ermöglichte auch noch 1940 und 1941 den evangelischen Schülern die Konfirmation, wenn die Eltern es wünschten. Aber der Religionsunterricht wurde Mitte 1938 ganz plötzlich abgeschafft. An den Tag, an dem der katholische Pfarrer zum letzten Mal kam, erinnere ich mich deswegen ganz gut, weil ich

es damals peinlich fand, dass er selbst uns mitteilen musste, er sei nun zum letzten Mal bei uns. Er war ein älterer Herr, und er weinte, als er uns das sagte, und meinte nur noch, wir sollten «trotzdem brav bleiben».

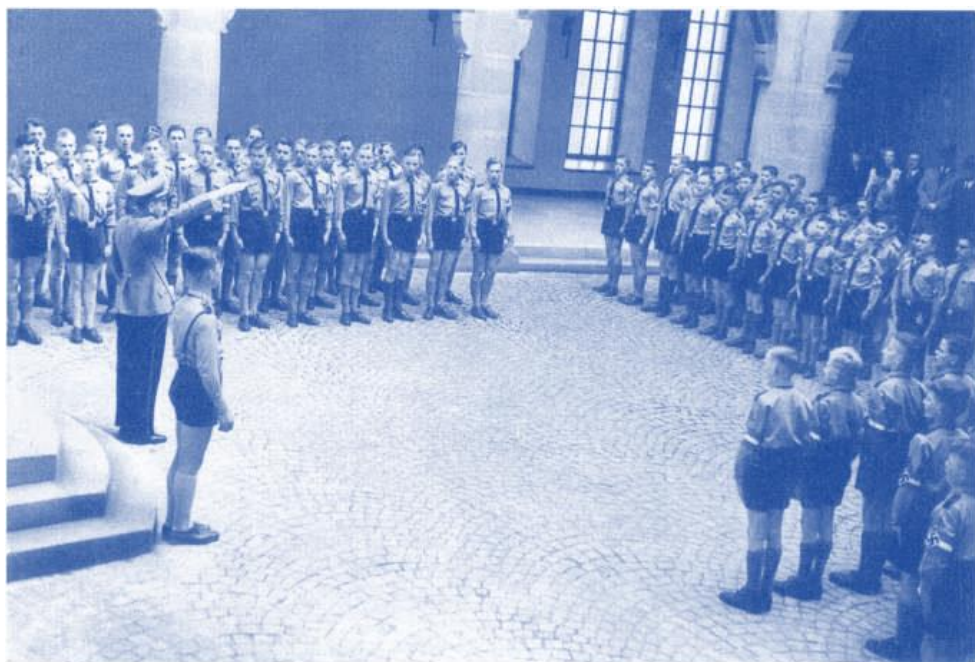
An die Stelle dieser Stunde trat dann das Fach «Weltanschauliche Schulung», was zunächst sehr stark nach blosser Indoktrination klingt. Indessen zeigte sich hier doch ein Stück relativer Freiheit, vielleicht auch Unsicherheit, innerhalb dieses Schulsystems, denn wir erlebten in den folgenden Jahren drei sehr unterschiedliche Lehrer in diesem Fach. Einer machte daraus eine Art «philosophisches Propädeutikum» und diskutierte mit uns Texte von den Vorsokratikern bis zu Aristoteles, ein anderer las mit uns moderne, nicht nur nationalsozialistische Literatur, übrigens nicht ohne kritische Anmerkungen. Es gab dann allerdings auch einen schon älteren Lehrer, der seine Aufgabe darin sah, jene Kapitel aus den «Grundlagen des 19. Jahrhunderts» von Houston Stewart Chamberlain, dem Schwiegersohn Richard Wagners, und aus dem «Mythos des 20. Jahrhunderts» von Alfred Rosenberg zu erörtern. Darin war nachhaltig und einseitig von der führenden Rolle der «Arier» in der Weltgeschichte, vor allem in der Kulturgeschichte die Rede, unter anderem auch davon, dass Jesus von Nazareth wohl nach allem, was man von indogermanischen Völkerschaften im vorderen Orient und im Umfeld des damaligen Palästina wisse, auf keinen Fall ein Jude gewesen sein könne. Ich kann mich jedoch nicht daran erinnern, dass es auch nur bei einem dieser drei Lehrer einmal tatsächlich antisemitisch zugegangen wäre, selbst von den einschlägigen Hetzkampagnen in der Zeit der «Reichskristallnacht» hat man uns verschont. Wir lasen davon nur in den Tageszeitungen.

Es gibt allerdings Indizien dafür, wie stark die «funktionale» Erziehung – heute würde man «Sozialisation» dazu sagen – uns nach ein paar Jahren bereits doch geprägt hatte: Mit 16 oder 17 Jahren, es war ja bereits Krieg, kamen die ersten beruflichen Überlegungen. Zunächst war klar, dass wir demnächst in den Krieg gehen würden, falls er bis

zu unserem Abitur nicht bereits «gewonnen» wäre; und dann, nach dem Krieg, würde uns die Welt ja offenstehen. Im Sommer 1940 erschienen im Internat für mehrere Tage etliche SS-Spezialisten, einige auch vom SD, vom Sicherheitsdienst der SS. Sie hielten bei den älteren Schülern Vorträge über eine mögliche Karriere in diesen Organisationen, vor allem auch über die Aufgabe des SD in der Abwehr von inneren und äusseren Staatsfeinden, in der Auslandsspionage zum Beispiel und ähnlichen, notwendigerweise «geheimen» Aktivitäten. Es wurden dabei auch abenteuerliche Geschichten erzählt, wie man sich in diesen Organisationen ganz besonders ums Land verdient machen könne, und dass man dafür besondere Intelligenz und eine lange Ausbildung brauche. Spannend waren besonders Berichte, wie als Archäologen, Techniker oder Wirtschaftsfachleute getarnte SD-Angehörige im Vorderen Orient oder in den USA tätig seien, um Informationen zu sammeln oder, wenn nötig, auch Sabotageakte auszuführen. Das roch nach dem Besonderen und auch dem Abenteuerlichen.

Natürlich handelte es sich zunächst um eine Werbe-Aktion, aber dann, wie sich zeigte, noch um mehr: Wir wurden während dieser Tage alle hinsichtlich unserer «rassischen Merkmale» von SS-Ärzten analysiert, durch Vermessung der Schädelform, mikroskopische Untersuchung der Haare, Fotos von allen Seiten. Für einen professionellen Dienst und eine Laufbahn in der SS konnte sich danach nur melden, wer diese Art von «Tests» erfolgreich Überstand. Als man mir wie manchem anderen in der Klasse mitteilte, ich könne sicher anderswo einiges leisten, aber in diese Organisation könne ich wegen mangelnder Grösse und wegen «sonstiger Merkmale» nicht kommen, da gab es zunächst doch enttäuschte Gesichter. Wir entsprachen also nicht dem Typ, der, wie wir gelernt hatten, das «Salz der Erde» war – die «Nordischen» würden die Führungspositionen der Zukunft einnehmen. Die in den Untersuchungen «Erfolgreichen» empfanden auf der anderen Seite wohl so etwas wie Stolz und Überlegenheitsgefühl. Gewissermassen hatten sie schwarz auf weiss und «wissenschaftlich» bestätigt bekommen, dass sie zur «Elite» gehörten.





*Appell im Schlosshof in Künzelsau, 1940*

Wir konnten nach allem, was wir bisher immer wieder gehört hatten, die Sache nicht einfach mit einem «alles Quatsch» abtun. Die positive Gestaltung überall in der Welt, so hatte man uns glauben gemacht, hatten die grossen Kulturen vor allem von diesem «nordischen» Menschentyp erfahren. Alles, was uns prägte und was für uns Autorität war – Schule, Radio, Zeitungen, Bücher, Pädagogen – hatte in gleicher oder ähnlicher Weise argumentiert, zum kritischen Nachdenken hatte uns niemand ausgerüstet. Allerdings sind, als wenige Wochen später unsere Freiwilligenmeldungen erfolgten, schliesslich von 33 Schülern nur drei bei der SS gelandet, wie wir auf Umwegen erfahren haben, vor allem deswegen, weil unser Schulleiter Dr. Schütz in einem persönlichen Gespräch den einen oder anderen davon abgehalten hat.

Wie stark vor allem in den späteren Internatsjahren sich zum Schulunterricht ausserschulische Aktivitäten und die Beschäftigung mit dem Politischen und Militärischen insgesamt hinzugesellten, entnehme ich einem Tagebuch, das ich im Oktober 1940 begonnen habe, weil ich im pubertären Überschwang meinte, ich müsse mein Seelenleben und anderes zu Papier bringen, nachdem ich das Erlebnis des ersten Kusses verarbeitet. Für die Monate Mai und Juni 1941 fasse ich einiges der Anschaulichkeit halber knapp zusammen:

11. Mai: Strassensammlung in Morsbach (einem hohenlohischen Dorf). Zusammen mit Heps verkaufen wir 70 Abzeichen, in der Büchse sind 15,79 Mark.

12. Mai: Filmvorführung im Internat: «Der Sieg im Westen» (Frankreich-Feldzug).

18. Mai: Film «Bismarck». Kommentar im Tagebuch: Der eiserne Kanzler überstrahlt mit seiner Persönlichkeit alle anderen.

Am gleichen Tag Eintragung: Ilse (meine Freundin) ist heute daheim, denn es ist Muttertag, wo sich das so gehört.

22. Mai: Orientierungsmarsch mit Handgranatenzielwurf, Entfernungsschätzen, Schiessen, Überschreiten des Kocher mit einem selbstgebauten Floss.

24. Mai: Reichssportwettkampf (ein im ganzen Reich durchgeführter Leistungswettbewerb mit Abzeichen in Gold, Silber und Bronze).

28. Mai: Wir gestalten bei der NS-Frauenschaft der Stadt einen Eichendorff-Abend mit Liedern, Gedichten und Lesungen.

31. Mai: Über die Pfingstfeiertage gehe ich ins Zeltlager.

2. Juni: Für die Bewerbung zur Offizierslaufbahn beschäftige ich mich mit dem komplizierten Ausfüllen eines so genannten «Sipp-schaftsbogens» zum Nachweis der arischen Abstammung bis zur Urgrossmutter.

4. Juni: Film: «Achtung, Feind hört mit!» (Aufklärung über Spionagegefahr).

10. Juni: Film: «Friedrich Schiller» (mit Horst Caspar in der Hauptrolle).

15. Juni: Gepäckmarsch Künzelsau – Ingelfingen – Niedernhall – Neufels und zurück (etwa 20 Kilometer). Erschwerung durch Ziegelsteine im Tornister. Am Abend: Filmvorführung «Der Choral von Leuthen» mit Otto Gebühr als Friedrich der Grosse.

18. Juni: Ernteeinsatz – sieben Stunden Arbeit im Rübenfeld bei einem Bauern in Morsbach.

19. Juni: Am Abend in der Motorschar Motorenkunde: Demontieren und Zusammenbau des Vergasers.

20. Juni: Schulausflug ins Städtchen Waldenburg, Wanderung aufs Schloss der Fürsten von Hohenlohe. In der Schlosskirche spielt der moderne Komponist J. Gessinger sein Orgelwerk mit dem Titel «Kampf» und gibt Interpretationen.

22. Juni: (Sonntag) Der aufsichtführende Lehrer weckt uns ungewöhnlich früh und sagt, dass der Krieg gegen die Sowjetunion begonnen hat. Im Schlafsaal bricht ein Geschrei los, wir bewerfen uns gegenseitig mit Kopfkissen: Nun war klar, dass man uns noch brauchen würde, nicht nur für den Krieg, auch für die Zeit danach. «Volk ohne Raum», «Zukunft im Osten», das hatten wir doch so oft gehört.

23. Juni: Film «Kampfgeschwader Lützow». Am Nachmittag Ernteeinsatz im Jagsttal.

18. Juni: Bann-Sportfest in Öhringen. Während des ganzen Tages Sondermeldungen über gewaltige Siege an der Ostfront. Am Abend gemeinsamer Filmbesuch der Wettkämpfer: «Mein Leben für Irland» – Thema des Films war der Freiheitskampf der Iren gegen das «perfidie Albion».

30. Juni: Landdienst auf einem Gut in Hollenbach, Hacken und Heu-machen. Dauer: Montag bis Donnerstag, Übernachtung in der Scheune.

Wenn ich mein Tagebuch wieder durchlese, erscheint mir die Fülle von Veranstaltungen, die nichts mit der schulischen Ausbildung zu tun haben, ganz erstaunlich: Morgenfeiern, Sammlungen für das Winterhilfswerk, immer wieder Filme politischen Inhalts, heroische historische Filme, aber auch Eintragungen wie diese am 20. Dezember 1940, einen Tag, bevor wir in die Weihnachtsferien nach Hause fuhren: «Um 17 Uhr versammeln wir uns zur Flaggeneinholung im Schlosshof, danach gehen wir in den Speisesaal. Gedichte und Erzählungen besinnlicher Art wechseln mit Liedern ab, vorgetragen von der Frau des Musiklehrers. Es gibt Kakao, Hefekranz, Äpfel und sogar für jeden ein Stück Schokolade. Gegen 20 Uhr klettern wir durch den stockdunklen Wald hinauf auf den verschneiten Wartberg, wo uns eine mit Kerzen geschmückte Tanne erwartet. Nach dem Lied «O Tannenbaum» spricht der Schulleiter von unseren Vorfahren, die einst wie wir jetzt auf die Höhen gestiegen seien und Weihnachten «auf eigene Art» gefeiert hätten. Er spricht vom Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, von der Auseinandersetzung des Guten in der Welt mit dem Bösen. Da blieb bei uns kein Zweifel, dass mit dem «Guten» unsere Soldaten an der Ostfront gemeint waren.»

Im Übrigen verfolgten wir die Kriegereignisse von Anfang an sehr eingehend. Auf grossen Landkarten steckten wir neue Positionen der Truppenverbände ab, noch ging es vorwärts, es war nur von eigenen Siegen die Rede. Wir kannten die verschiedenen Flugzeugtypen der Deutschen und der Gegner ziemlich genau, wir wurden eingedeckt mit den Berichten von Kriegsberichterstatlern aus den so genannten «Pro-

paganda-Einheiten», ganz generell war aus verschiedenen Gründen die eigentliche Schule für die meisten von uns zur Nebensache geworden. Nicht unwesentlich war dabei, dass der grössere Teil der beliebten jungen Lehrer inzwischen im Krieg war und durch ältere Pädagogen ersetzt wurde, die unserem «Stil» teilweise gar nicht entsprachen und wohl selbst ihre Abordnung an eine solche Internatsschule gar nicht schätzten. Wir warteten darauf, dass man uns endlich «zu den Waffen» rufen würde.

Aber wenn wir auch, wie uns alle Welt weismachte, in einer «grossen Zeit» leben durften, die angeblich keinen Raum für Sentimentales liess, sondern dem Politischen den höchsten Stellenwert einräumte, so durchlebten wir doch selbstverständlich gleichzeitig, wenn auch vielleicht auf eine viel zu kurze Zeitspanne reduziert, die schwierigen und zugleich beglückenden pubertären Jahre. Da entwickelten sich zunächst in der relativen Intimität des Internatslebens scheue, für mich ganz neuartige Bubenfreundschaften, die sich mit der Zeit über gemeinsames Lernen, gemeinsame Freizeit, Austausch von Leseerlebnissen sehr vertieften, mit all dem, was sie begleitete: Eifersüchteleien, wenn sich da ein anderer hineindrängen wollte, Briefe in den Ferien, wenn wir getrennt waren (die ersten Briefe meines Lebens überhaupt), Geflüster von Bett zu Bett, wenn das Licht bereits gelöscht war, Austausch von ersten Gedichten, die wir insgeheim geschrieben hatten und die ihre Anleihen bei der Romantik nicht verhehlen konnten.

Das Tagebuch deckt da Vieles auf, es offenbart aber die viel elementarereren «Herzensregungen» erst in aller Ausführlichkeit, als ein Mädchen die Szene betritt und zuerst aus der Ferne verehrt, dann zur ersten Liebe wird. Da sie sich als kapriziös, oft auch richtig launenhaft, recht temperamentvoll und spontan erweist, sind nun im Tagebuch Fragen und Beobachtungen wie «Heute hat sie beim Madrigalchor besonders oft herübergelacht» oder «Warum war sie bloss so ironisch?» oder «Sie war endlich wieder in bester Stimmung» oder «Wie soll ich aus ihr schlau werden?» von fast existenzieller Bedeutung. «Schicksalhaft» und natürlich «beglückt» empfinde ich, dass beim Fotografen des

Städtchens einmal ihr Passfoto versehentlich auf meines kopiert wird und die Aufnahmen wiederholt werden müssen. Und die Schularbeiten fallen mir am Nachmittag erst leichter, wenn ich sie aus dem Turmzimmer des Schlosses, das zur Stadt hin liegt und in dem mein Arbeitspult steht, etwa 200 Meter entfernt wie verabredet an der Ecke der Apotheke stehen sehe. Dann war sie mit dem Zug aus dem Gymnasium in Schwäbisch Hall gekommen, scharwenzelte zu ihrer Freundin, der Apothekenhelferin, und schaute und winkte herauf; sehen konnte sie mich kaum, weil sie kurzsichtig war, aber es kam ja auf etwas ganz anderes an ...

Ich vermerke im Tagebuch, wenn die Mädchenclique am Abend, wenn wir turnen, durchs Fenster der Halle schaut und kichert, wenn wir zum ersten Mal zu zweit durch die Weinberge am Hang des Kochertals gehen, «sie an meinem und ich an ihrem kleinen Finger», oder wenn ich nach der Übungsstunde des Madrigalchors an einem Winterabend einen Tag lang ihren Handschuh besitze, oder wenn sie versprochen hat, sie klebe während der Zeit einer Latein-Klassenarbeit ihren Daumen für mich mit Heftpflaster an der Hand fest, damit ich eine gute Note bekomme. Und ausgiebig steht da dann natürlich beschrieben, wie die Mädchen nach einer Singübung an einem Sonntagnachmittag zum Abendessen im Internat bleiben dürfen, wir danach gemeinsam ausgerechnet den Film «Reifende Jugend» anschauen, der in einem Mädchen-Internat spielt, und wir dann die Besucherinnen noch bis 22 Uhr vor die Mauer begleiten dürfen, wo der erste Kuss zum Ereignis wird, das seine gebührende «literarische» Würdigung erfährt.

## Krieg – und Ende meiner Schulzeit

*Am ersten September 1939 war ich zu Hause in den Ferien und gerade dabei, meine Sachen zu packen, um bald wieder ins Internat zu fahren. Die Nachrichten hatten schon nach Mobilmachung geklungen, auf dem Militärflugplatz in Baltringen waren Bombenflugzeuge vom Typ He in gelandet, die Flugbewegungen hatten zugenommen. Aber eigentlich meinten doch viele, es gehe nochmals «so gut» wie mit der Tschechoslowakei, die Polen würden schon nachgeben. Wir hatten seit ganz kurzer Zeit ein Radio, vor dem ich den ganzen Tag sass. Zwischen Marschmusikstücken kamen immer wieder neue Nachrichten über angebliche Ausschreitungen von Polen gegen die Volksdeutschen. Andere Informationsmöglichkeiten als die aus unserer Zeitung und aus dem «Reichsrundfunk» hatten wir ja nicht, sodass die Überzeugung wuchs, es gebe für unsere Regierung kaum noch eine andere Wahl, als irgendwie Hilfe zu leisten und militärisch einzugreifen.*

Am Morgen des ersten September weckte mich meine Mutter. Zum ersten Mal überhaupt erlebte ich, dass sie weinte, als sie sagte: «Der Krieg hat angefangen, das wird schlimm werden. Wir haben den letzten schon mitgemacht.» Ein paar Tage danach fuhr ich dann mit dem Fahrrad die lange Strecke nach Nagold ins Internat zurück. Das Schulgebäude, so erfuhren wir, sollte demnächst als Reservelazarett für die Westfront hergerichtet werden. Noch im Laufe des Herbstes verlegte man uns provisorisch nach Nürtingen, im Frühjahr 1940 schliesslich nach Künzelsau. Der Krieg beschäftigte uns im folgenden Jahr auf mancherlei Weise. Wir hofften, man werde auch uns noch brauchen, und es war fast eine Art Enttäuschung, als der Frankreich-Feldzug im Sommer 1940 rasch zu Ende ging. Es schien ja so, als ob der Krieg mit «Blitzsie-

gen» weitergehe. Die Klasse über uns hatte sich geschlossen freiwillig gemeldet und wurde nach und nach zum Militär eingezogen. Dann kamen die ersten Meldungen von gefallenem Lehrern und älteren Schulkameraden, die wir ja alle gut gekannt hatten. Ein Vorraum vor dem Speisesaal wurde als «Ehrenhalle» hergerichtet, die Fotos der Toten mehrten sich da an der Wand vor allem, als der Krieg im Osten begonnen hatte. Der Tenor der Gedenkfeiern entsprach der Zeit; da war viel vom «Tod fürs Vaterland» und von «nicht umsonst gestorben» die Rede. Da wich auch unsere Unbekümmertheit schon ein wenig und machte der Betroffenheit Platz, die der Sache angemessen war. Und an der Wand in der «Ehrenhalle» war noch viel Platz.

Das Einzige, was uns zu «Beteiligten» machte, waren Luftschutzübungen und erste ernsthafte Fliegeralarme. Es verstand sich von selbst und bedurfte keiner Werbung, noch führte es zu Diskussionen unter uns oder mit den Lehrern, dass wir uns Ende 1940, als wir 17 wurden und bereits in der obersten Schulklasse waren, freiwillig für den Kriegsdienst meldeten. Die Freiwilligen brauchten keine Abiturprüfung abzulegen, sie würden einen «Reifevermerk» erhalten, das so genannte Notabitur, das später zum Studieren berechtigen würde.

Im Frühjahr 1941 war ich dann mehrere Tage lang zu einer psychologischen Eignungsprüfung für die Offizierslaufbahn in einer Kaserne in Nürnberg; ich wollte gleich als Fahnenjunker beginnen. Ein Test reihte sich an den andern: schriftliche Arbeiten, Mutübungen, psychotechnische Tests, – man wurde zum Beispiel unter Strom gesetzt und dabei gefilmt, man sollte mechanische Geräte unter Zeitdruck montieren. Man absolvierte körperlich bis zur Erschöpfung führende Übungen unter ständigen ironischen Bemerkungen der Offiziere und Psychologen, wenn man seine eigene Leistungsfähigkeit vorher überschätzt hatte. Es gab so genannte «Explorationsgespräche», in denen Wehrmachtspychologen das Innerste zu oberst kehren wollten. Ganz blöd fanden wir, dass jeder nach kurzer Vorbereitung vor der Gruppe der Mitbewerber einen Vortrag mit Unterrichtscharakter über ein



selbst gewähltes Thema halten musste. Wir hatten wohl im Geschichtsunterricht gerade den Ersten Weltkrieg behandelt, denn ich sprach, wahrscheinlich grossspurig wie ein künftiger Strategie, über den so genannten «Schlieffen-Plan» und analysierte dessen schliessliches Misslingen.

Bei dieser Gelegenheit besuchten wir auch das Parteitagsgelände am Stadtrand von Nürnberg, wo die Monumentalbauten Albert Speers halb fertig waren und nicht mehr weitergebaut wurden. Ich fand sie offenbar so überwältigend, dass ich im Tagebuch ins Schwärmen gerate: «Dieser gewaltige Eindruck, so schlichte Formen und doch so schön!» Aus welchem Zeitungsartikel ich das wohl hatte? Unser Denken und Empfinden war in den Jahren wahrscheinlich schon so angepasst, dass wir nur noch Angelerntes nachplapperten.

Die Schulzeit ging nun ziemlich rasch zu Ende, als ich 17<sup>2</sup> war. Mehr als vier Jahre war ich jetzt im Internat gewesen, dem Dorf war ich in dieser Zeit in mehrfacher Weise entwachsen. Gegenüber den Gleichaltrigen dort war ich sicher privilegiert, denn in meiner Generation und aus meinem Milieu hatte es keinen gegeben, der eine weiterführende Schule besuchen konnte. Die Interessen meiner alten Freunde waren nicht mehr die meinen. Wenn ich zweimal im Jahr in den Ferien dort war, war zwar äusserlich vieles wie früher. Ich arbeitete auf den Feldern mit, trank wieder Ziegenmilch, spielte im örtlichen Fussballverein, ging sonntags wie alle andern zur Kirche, um kein Aufsehen zu erregen und meine Eltern nicht zu irritieren, aber ich strolchte auch stundenlang allein durch die Wälder, nahm ein Buch mit, um zu lesen und zu lernen, und es gab eigentlich niemanden mehr, mit dem ich über meine Probleme und meine Interessen hätte sprechen können.

Schliesslich hatte es mich in den Ferien gar nicht mehr so sehr nach Hause gezogen. Manchmal blieb ich auch in der Schule und ging mit einer Gruppe eine oder zwei Wochen lang auf Fahrt – so einmal zu Fuss durch Hohenlohe bis nach Rothenburg und zurück. Seit 1938, als ich ein gebrauchtes Fahrrad bekommen hatte, fuhr ich im Sommer meis-

tens mit dem Rad in die Ferien und danach wieder in die Schule: mit 15 nach Saulgau, mit 16 die rund 120 Kilometer nach Nagold, immer ganz allein. Das war damals relativ einfach; es gab sehr wenig Verkehr auf den Strassen, und wenn ich um vier Uhr früh losfuhr, schaffte ich es bis zur Nacht. Wir waren in dieser Zeit nicht nur ausserordentlich gut trainiert, sondern auch gar nicht verwöhnt. Strenge und Kargheit herrschten die ganze Schulzeit über. Im Monat durften wir nur drei Mark Taschengeld haben, aber damit kamen wir auch zurecht. Auch wenn ich seit 1938 eine Freistelle hatte, war ich mir bewusst, dass das Ganze für meine Eltern eine Belastung war, nicht nur, weil man eigentlich gewohnt war, dass Kinder in diesem Alter bereits zum Unterhalt der Familie beitrugen. Mein Bruder zum Beispiel verdiente nach drei Jahren Lehre eigenes Geld; auch meine Schwester war seit 1939 immer irgendwo «im Dienst».

Unter dem 8. Juli 1941 steht dann im Tagebuch: «Als wir aus der Physikstunde kommen, ist der Stellungsbefehl für den 1. August da. Mein Wunsch, zur Panzerwaffe zu kommen, ist leider nicht erfüllt worden, ich muss zu den Pionieren in eine Kaserne südlich von Berlin und bin enttäuscht.» (Diese Entscheidung ist vielleicht ein Grund dafür, dass ich noch lebe.)

Noch drei Wochen Schulzeit, aber die Schule wird nun ganz zur Nebensache, die Jugendliebe, von der es Abschied zu nehmen gilt, zur Hauptsache. Im Tagebuch beschreibe ich Erlebnisse an Sommernachmittagen im Schwimmbad und in den Weinbergen, auch erstmals betrübte Stimmungen, wenn es an einem Sonntag heisst: «Heute Abend hatte ich plötzlich eine richtige Wut auf den Stellungsbefehl und auf den ganzen Krieg.» Da war offensichtlich einiges in diesen Tagen doch ambivalent geworden!

Am 17. Juli geben wir für die Bevölkerung der Stadt mit unserem Madrigalchor ein letztes Konzert im Schlosshof, das zum feierlichen Abschluss der Schulzeit für mich wird. Alle Fenster im Innenhof sind mit Zuhörern besetzt, es bleibt die Erinnerung an eine beeindruckende Atmosphäre unter der Renaissance-Fassade.

Der nächste Tag ist dann endgültig der letzte der Schulzeit. Es gibt nicht viel, was ich zusammenpacken muss, weil mir wenig selber gehört. Die Bücher gehören der Schule, die Kleidung zum grösseren Teil auch. Ich habe Mühe, eine kurze Hose und ein Hemd zu finden, damit ich mich in den Tagen bis zur Einkleidung in der Kaserne noch «zivil» anziehen kann.

Das Pflichtgefühl herrscht bis zuletzt: Meine Klasse, aus der ich mit zwei andern zu den ersten «Soldaten» gehöre, bestreitet am Nachmittag noch ein Revanche-Handballspiel gegen die Klasse unter uns. Ich muss mitspielen, wir gewinnen auch.

Gegen 19 Uhr, es ist der Abend vor Beginn der Sommerferien, treten alle Schüler im Schlosshof zur feierlichen Flaggeneinholung an. Der Schulleiter hält eine Ansprache, mahnt uns Einberufene, die Schule, ihre Erziehungsprinzipien und die Freunde nicht zu vergessen. Wir bedanken uns für alles und reden von einem späteren Wiedersehen. Noch etwa zwei Stunden lang gehe ich mit der Freundin durch die Weinberge am Hang des Kochertals, bis der Trompeter vom Schloss her pünktlich sein Signal bläst, wie immer in den vergangenen Jahren: In einer Viertelstunde wird das Tor geschlossen. Die jahrelange Disziplin hat mich so gedrillt, dass ich auch an diesem letzten Abend nicht über die Mauer klettern will und mich möglicherweise erwischen lasse. Noch ein Kuss und ein ganz schneller Abschied. Über die Kocherbrücke renne ich «nach Hause».

Am nächsten Morgen fahre ich mit dem ersten Zug. In der Oberamteistrasse winke ich zum Fenster hinauf, wo die Ilse den Vorhang zur Seite geschoben hat. Wenige Monate später ist ihr Vater gefallen, woraufhin ihre Feldpostbriefe an mich eine Weile ausbleiben. Gesehen haben wir uns erst wieder nach vier Jahren.

Am ersten August 1941 abends, nach einer langen Bahnfahrt und angesichts der doch sehr fremdartigen norddeutschen Landschaft in dem Gefühl, nun in eine trostlose Gegend gekommen zu sein, gehe ich, selbstverständlich immer noch in den kurzen Hosen eines Schülers, durch den Schlagbaum am Kaserneneingang in der Mark Branden-

burg. Ein Unteroffizier kontrolliert unseren Einberufungsschein und hakt in einer Liste unsere Namen ab. Er sagt: «So, euch hätten wir!»

In unserer Abiturklasse im Internat waren wir zuletzt 33 Schüler gewesen. Wir hatten vier der wichtigsten Jahre unserer Jugend auf engstem Raum gemeinsam erlebt. In den grossen Schlaf- und Arbeitsräumen waren wir immer nah beieinander gewesen, hatten unsere freie Zeit miteinander verbracht. Wir wussten alles voneinander: die familiären Verhältnisse, die pubertären Gefühle, die charakterlichen Besonderheiten, die Stärken und Schwächen. Alle hatten sich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet und geglaubt, einer guten Sache zu dienen. Nach meinem Studium, 1953, organisierte ich in Stuttgart ein erstes Nachkriegstreffen der ehemaligen Klasse. 20 Mitschüler hatten ihren 22. Geburtstag nicht mehr erlebt. Von den 13 Übriggebliebenen sind in den Nachkriegsjahren weitere noch an mittelbaren oder unmittelbaren Folgen des Krieges relativ früh verstorben. Als wir vier Überlebende den 80. Geburtstag begingen, konnten wir ausrechnen, dass unsere Klasse eine durchschnittliche Lebenserwartung von weniger als 40 Jahren hatte. Wer es pathetisch will, mag empfinden, dass angesichts dieser grausamen Statistik das Wort von der «geschenkten Zeit» seine Berechtigung hat und Verpflichtungen fordert.

## **Soldatsein – von der Begeisterung zur kritischen Erfahrung**

*Freiwillig und erwartungsvoll, wahrscheinlich in einer Mischung von patriotischer Begeisterung und Ahenteuerdrang habe ich im Sommer 1941 die Wehrmachtsuniform angezogen. Nach fast 1'600 Tagen zog ich sie wieder aus; am 17. Dezember 1945 bescheinigt das Rathaus meines Dorfes auf der Rückseite meines Entlassungsscheines, dass der Anordnung der französischen Besatzungsmacht Folge geleistet wurde: «Militärkleidungsstücke abgegeben».*

*Zwischen diesen Daten geschah das, was man die «biographische Schlüsselerfahrung» nennen kann. Krieg, so hatten wir aus der einschlägigen Literatur und aus manchen verführerischen pädagogischen Erziehungspraktiken in unserer Jugend gelernt, sei für den «Mann» die grosse Bewährung, die menschliche und politische Erfahrung schlechthin; durch die Bewährung im Kampf und in Grenz Situationen würden auch immer wieder solche soldatischen Tugenden «entbunden», deren Vater nach traditioneller Anschauung der Krieg sei: Kameradschaft, Opfersinn, Tapferkeit, Heldentum.*

*Aber dies war kein pathetischer Krieg mehr. Er hatte nichts mit der poetischen Fröhlichkeit zu tun, von der die Dichter der Freiheitskriege einst gesungen hatten in den Liedern, die uns so leicht fielen bei den Marschgesängen der Hitlerjugend, auch gar nichts mit der philosophischen Überhöhung des Männlichkeitswahnes, von der beispielsweise Ernst Jünger in den «Stahlgewittern» aus dem Ersten Weltkrieg geschwärmt hatte.*

## *Meine Einsatzorte – chronologischer Überblick*

Einem halben Jahr Grundausbildung in einer Fahnenjunker-Einheit in der Mark Brandenburg folgt vom ausgehenden Winter 1941/42 an die ebenfalls halbjährige, so genannte Frontbewährung in Partisanengebieten des Mittelabschnittes westlich von Moskau und in der östlichen Ukraine. Bevor die 6. Armee, zu der wir gehören, in die Stalingrad-Tragödie gerät und danach vernichtet wird, werde ich zur Kriegsschule kommandiert. Nach der Beförderung zum Offizier im Dezember 1942 und bevor wir wieder in den Osten fahren, spricht anstelle von Hitler, der wegen Stalingrad verhindert ist, Hermann Göring zu 10'000 gerade beförderten jungen Offizieren: «Für euch kommt es nicht darauf an, dass ihr viel gelernt habt. Hauptsache, ihr habt gelernt, euren Männern vorzusterben!» An Neujahr 1943 sehe ich in einem fünftägigen Urlaub meinen Bruder zum letzten Mal: Er erholt sich zu Hause von seiner dritten Verwundung, am 19. März 1945 fällt er in Ostpreussen.

Mein Einsatz in der östlichen Ukraine wird im Hochsommer 1943 für fünf Wochen durch einen Brückenbau im rückwärtigen Gebiet über den Dnjestr unterbrochen. Dort machen wir Erfahrungen mit jüdischen Arbeitskräften aus einem Ghetto im rumänisch verwalteten Transnistrien – dem an den Dnjestr sich nach Osten anschliessenden Teil der Ukraine.

Im Herbst 1943 folgen wieder Abwehrkämpfe und Rückzug in der Gegend nördlich des Asowschen Meeres und der Halbinsel Krim. Zweimal werde ich verwundet, anschliessend Lazarettaufenthalte, auch in Deutschland, bis Ende Januar 1944. Im Frühjahr 1944 wieder Rückzugskämpfe («verbrannte Erde») in der Ukraine. Neuaufstellung in Galizien. Im Hochsommer in Südostpolen, Ausbruch aus dem eingeschlossenen Lublin Ende Juli, danach kurzzeitige Verlegung nach Litauen und Lettland. Im Herbst wieder in Ungarn, zum Winteranfang in der Slowakei (nach einem Partisanenaufstand). Anfang 1945 wieder in Ungarn, in den letzten beiden Kriegsmonaten als Adjutant in einem

kleinen Stab. Bei Kriegsende Flucht von der österreichisch-ungarischen Grenze in die amerikanisch besetzte Zone Österreichs. Gefangennahme am ii. Mai 1945.

Wenn man versucht, von persönlichen Erfahrungen aus der grössten Tragödie unserer Zeit, dem Zweiten Weltkrieg, zu berichten, und gleichzeitig weiss, dass man zu den letzten noch lebenden Handelnden aus jenen Jahren gehört, dann muss man hoffen, dass man sich ehrlich erinnert, auch wenn man nun seit Jahrzehnten damit zu leben hatte, einer Generation von «Tätern» anzugehören; Stanislaw J. Lee hat dazu gemeint: «Wer eine Tragödie überlebt hat, ist nicht ihr Held gewesen.»

In wenigen Jahren wird es nur noch Berichte über jene Zeit geben, die sich auf Archivmaterial und andere, gewissermassen «tote» Quellen berufen können. Viele Historiker sagen zwar, das Zeugnis von Akten über eine schlimme Zeit sei allemal wahrhaftiger als die Erinnerungen derer, die dabei gewesen sind. Daran ist sicher richtig, dass Zeitzeugen doch nur den Blick auf ein kleines und damit beschränktes Segment des Geschehens richten können, während dagegen nur ausgedehnte Quellenforschung das Ganze zu umfassen vermag. Also beschränke ich mich auf «mein Segment» und weiss gerade deshalb zugleich, als gelernter Historiker ohnehin, dass meine Generation vielfach erst nach 1945 erfahren und reflektieren konnte, was ihre Mitschuld und Mitverantwortung ausmacht und ihre Scham als bleibendes Trauma erhält. Persönlich möchte ich das etwa so konkretisieren: Zum einen wächst man zwischen dem 17. und 22. Lebensjahr normalerweise allmählich in die Erwachsenenwelt hinein, in einer Periode der Unsicherheit, der gelungenen und auch misslungenen Versuche von Selbstfindung. Im Allgemeinen hat man dafür Zeit, Zeit mit sich selbst und damit, sich mit der Umwelt auseinanderzusetzen. Für meine Generation vollzog sich dieser an sich notwendige Prozess unter nachhaltigen äusseren Zwängen, unter ständiger Überforderung und häufig begleitet von scheusslichen Erfahrungen, die wir seelisch kaum verkraften

konnten: Die erlebte Wirklichkeit erstickte vieles im Keime, bevor es langsam hätte reifen können.

Zum zweiten machte man mich mit 19 Jahren zum Offizier. Damit musste ich in gewissen Situationen Verantwortung übernehmen, der ich eigentlich noch nicht gewachsen war und deren Konsequenzen ich auch nicht ausreichend verarbeiten konnte. Ich gab mit 20 Jahren wesentlich älteren Menschen Befehle, die in der Folge auch zu ihrem Tod führen konnten. Als es zum ersten Mal geschah, lagen wir auf einem Feld vor einem grossen Gebüsch, aus dem heftig geschossen wurde. Ich sagte dem neben mir liegenden Soldaten, er solle nach rechts zu einer kleinen Deckung rennen, während ich ihm mit der Maschinenpistole Feuerschutz geben würde. Im Aufspringen erwischte ihn eine Geschossgarbe. Ich kroch zu ihm hin, öffnete seine Feldbluse und sein Hemd und versuchte aufgeregt, alles das, was mir aus einer riesigen Wunde entgegenkam, zurückzudrücken, was natürlich sinnlos war, ebenso wie meine hilflose Suche nach Verbandsmaterial. Während dieser Minuten schrie er, und dann war er auf einmal tot. Ich quälte mich mit Selbstvorwürfen und den Fragen, ob ich alles bedacht hätte, ob ich zu ungeduldig gewesen war. Dem Gefühl der Hilflosigkeit folgte kurzfristig der Wunsch, von dem allem befreit zu sein. Aber der Eindruck ständig neuer Erfahrungen, natürlich auch der Zwang, «männlich» zu wirken, verdrängte diese Resignation wieder. Nur die Phrasen, mit denen man uns geködert hatte, der Krieg sei die Bewährung schlechthin, in ihm entfalteten sich die Tugenden eines Menschen, verflogen ganz rasch.

Zum dritten hatte man uns politisch so erzogen, dass wir der Überzeugung waren, dies sei letzten Endes ein gerechter Krieg um eine gute Sache, um so etwas wie die «deutsche Kultur» oder den notwendigen östlichen Lebensraum, auch vor allem gegen den menschenfeindlichen Bolschewismus. Was uns in Russland und Polen dann bei der notwendigerweise oberflächlichen Betrachtung begegnete – nach unseren Massstäben wenig entwickelte Dörfer, verarmte und durch die Kriegseignisse verängstigte Menschen, die sich teilweise auch anbiederten



und auf unterwürfige Weise mit uns alle möglichen Geschäfte machen wollten –, das schien zunächst denen Recht zu geben, die uns belehrt hatten, wir kämpften auch gegen «slawische Minderwertigkeit» und letztendlich für eine bessere Zukunft im Osten. Aber je länger sich das alles hinzog, je mehr wir selbst die Gejagten und Unterlegenen wurden, je erbärmlicher sich da und dort bei den «Unsrigen» die Schattenseiten der menschlichen Natur immer wieder offenbarten, je häufiger wir in einer stillen Stunde auch darüber zu reflektieren begannen, wie uns diese Männergesellschaft und die Landsergewohnheiten verrohten, und je klarer wir, wenn auch zu spät, zu erkennen begannen, dass wir Teilhaber an einer verbrecherischen Ideologie und an ungerechtfertigten politischen Aktionen waren, desto nachhaltiger begann sich auch zu regen, was man später «politisches Bewusstsein» nannte.

Alle Begeisterung für geschwollene Phrasen, die ganze Hohlheit soldatischer und vaterländischer Lieder und Gedichte und das Geschwätz von so genannten «Idealen», hinter dem sich im Grunde nur Überheblichkeit und blanke Machtinteressen versteckten, wurden meiner Generation handgreiflich ausgetrieben, wenn wir in diesen paar Jahren töteten und in die Luft sprengten, wenn wir bei minus 30 Grad froren und tagelang durch Schneesturm oder auch tiefen Schlamm zogen, wenn wir unsere Toten verscharften und hilflose Briefe an ihre Angehörigen schrieben. Das «Bewusstsein», mit dem ich aus der Gefangenschaft kam, hatte natürlich noch keinerlei innere Ordnung, noch nichts «Positives». Es war noch in mancher Weise chaotisch, ein Gefühl des absoluten Nullpunktes, der Fragwürdigkeit aller Wertesysteme, der politischen wie der religiösen. Aber es bot mir doch die Chance eines völligen Neuanfangs, da ich aus Erfahrungen und Enttäuschungen zu lernen bereit war.

In meiner Kartentasche, die ich in einer aussichtslosen Situation in einem Waldstück an der Weichsel weggeworfen hatte, um Erleichterung zu schaffen, war mein Tagebuch aus der Schulzeit, in das ich auch spä-

ter Erlebnisse sporadisch eingetragen hatte. Als die Gefahr nach etlichen Stunden doch vorüber war, kam ein Soldat und übergab mir die Tasche; er war der Meinung, ich hätte sie verloren. Nun ist das Tagebuch meine Stütze für Erinnerungen an Begebenheiten, deren Zusammenschau vielleicht ein wenig deutlich machen kann, was meine Kriegserfahrung ausmacht. Vieles hängt mit der Besonderheit der Waffengattung zusammen: Wir gehörten zu einer im Grunde und vor allem am Anfang sehr technisch ausgerichteten Spezialtruppe, deren Hauptaufgabe es eigentlich sein sollte, in beweglichem Einsatz Straßen- und Eisenbahnbrücken zu reparieren oder auch neu zu bauen. Dass diese beim Rückzug neben vielem anderen dann auch wieder zu zerstören waren, war selbstverständlich so nicht geplant. Durch die spezielle Einsatzweise der Pioniere waren wir nicht ständig mit Kampfhandlungen und dauernder Todesgefahr konfrontiert, mussten aber auch mit unübersichtlicheren und unberechenbaren Kampfhandlungen fertig werden. Im Übrigen muss man sich zumindest das letzte Jahr des Krieges im Osten reichlich ungeordnet und chaotisch vorstellen, nachdem sich ja doch alle Ebenen militärischer Führung und ziviler Verwaltung bereits auf ein absehbares schreckliches Ende eingestellt hatten, auch wenn sie das nach aussen nicht zugeben konnten.

## Das Land und seine Besonderheiten

*Während meiner Jugend war ich über Süddeutschland nie hinausgekommen. Von einer «Gegend» hatte ich die Vorstellung, sie müsse kultivierte Wege, Strassen, Dörfer, Wiesen und Wälder haben, und natürlich auch farbenfrohe, individuell gestaltete Siedlungen und bäuerliche Anwesen mit eigenem Gesicht. Als ich dann zum ersten Mal von Berlin in den Osten fuhr, am Ende des strengen Winters 1941/42, nahm ich die neuen Eindrücke gespannt auf, blieb auch in den Nächten am Zugfenster, um nichts von dem zu versäumen, was da auf mich zukam. Es war eine fremde Welt für mich: endlos erscheinende Strecken durch Wälder, aus denen nur dann und wann ein Bahnwärterhaus auftauchte, ganz selten so etwas wie ein Weiler oder ein Dorf, dürrig her gerichtete, unbefestigte Wege und Strassen. Schnell war ich geneigt, den Eindruck von Unterentwicklung und Ärmlichkeit – für mein damaliges Denken auch sofort die Assoziation der «Unkultiviertheit» – mit dem «Slawischen» zu verbinden, das man uns jahrelang in der Schule und auch durch Literatur als wenig kulturträchtig und eben minderwertig vermittelt hatte. Schliesslich hatten wir doch geglaubt, was man uns gelehrt hatte, dass die eigentlichen Kulturträger im europäischen Osten einmal die deutschen Siedler gewesen seien.*

In Brest-Litowsk, der geschichtsträchtigen Stadt zwischen Polen und Weissrussland, hatte ich einen Tag Aufenthalt. Ich wanderte herum, zum ersten Mal in meinem Leben in einer nichtdeutschen Stadt, und registrierte teilweise zerstörte Stadtteile, Friedhöfe aus dem Ersten Weltkrieg und von 1941, Strassenzüge mit niedrigen Häusern. Eine Menge Menschen war auf den Strassen, vor allem auch Kinder, die mit uns irgendwelche Geschäfte machen wollten, Schuhe putzen oder Schnaps gegen Brot tauschen.

Danach die endlosen, sumpfig erscheinenden Wälder zwischen Smolensk, Roslawl, Brjansk und Orel, meinem ersten Bestimmungsort. In den Partisanenkämpfen zwischen Orel und Brjansk, die unsere technische Tätigkeit beim Brückenbau dort begleiteten, lernte ich dann die fast undurchdringlichen Wälder und Sümpfe weiter kennen, oft ohne Wege und Strassen, mit armseligen Weilern und Dörfern in gerodeten Lichtungen, meistens in der Nähe der Eisenbahnstrecken, der nahezu einzigen und darum besonders wichtigen Verkehrsverbindungen. Nichts lud ein, in den Wald hineinzugehen, in dieses endlose Gemisch von Fichten, Kiefern und vor allem Birken.

Freundlicher zeigten sich dann auf dem Weg in die südliche Ukraine die Landschaft und die Besiedelung: weite, fast unüberschaubare Getreideflächen im Umkreis der Kolchosen, in den Dörfern weissgetünchte Häuschen mit meistens blau angemalten Fensterrahmen, mit Gartenzäunen und Vorgärten, manchmal auch Blumenschmuck, Sonnenblumenfelder und Ziehbrunnen. In Charkow, der ersten Grossstadt, gab es neben alten Stadtteilen auch moderne Architektur, Hochhäuser am «Roten Platz», auch baumgesäumte Strassen mit bürgerlichen Holzhäusern und manchmal geschnitzten Fassaden, Strassenbahnen in den Hauptstrassen, Kinos und Theater. So erlebte ich die Stadt 1942; als ich 1943 wieder hinkam, war das alles mehr oder weniger schon zerstört.

Wer zu dieser Zeit erstmals in den Osten fuhr, registrierte recht schnell, dass ihn eine Welt voller Gegensätze erwartete, auch was das Klima anging. Noch im Frühjahr 1942, als ich längere Zeit in der Gegend etwa 120 Kilometer westlich von Moskau war, lag teilweise noch knietiefer Schnee, und in den Nächten fielen die Temperaturen manchmal auf minus 30 Grad. Die Kälte war zwar trocken und daher einigermaßen erträglich, aber wir waren ihr zunächst ausgeliefert, weil wir eine völlig unzulängliche Winterbekleidung mitbekommen hatten. Ich besass nur gestrickte Fingerhandschuhe und einen ungefütterten Mantel. Filzstiefel, die allein einen längeren Aufenthalt nachts im Freien erträglich gemacht hätten, hatte ich keine. Wir halfen uns, wie uns die

Soldaten rieten, die schon den ganzen Winter über dagewesen waren: Unter den Mantel stopften wir mehrere Schichten Zeitungspapier, wir «organisierten» irgendwo wattierte Jacken, banden uns Tücher um den Kopf; aber nicht immer half das. Musste man zum Beispiel schiessen, konnte man mit den dicken Fausthandschuhen, die es mit der Zeit gab, nicht zurechtkommen. Gleich in den ersten Tagen wurden meine Fingerspitzen schnell weiss und schmerzten lange, wenn ich sie mit Schnee massierte, was natürlich gegen die Erfrierungen nicht half.

Unter den Schichten von Kleidungsstücken und Papier nisteten sich sofort, wenn man in einer festen Unterkunft übernachtete, Hunderte von Läusen ein. Das juckte den ganzen Tag, kratzen konnte man sich wirksam nur, wenn man sich auszog, aber das kam selbst nachts kaum vor. Waren wir in einer warmen Bude oder in einem Unterstand mit Ofen, durchfilzten wir vor allem Hemden und Unterhosen, wo sich in den Nähten Läuse und Läuseeier fanden; beim Zerquetschen zwischen den Fingernägeln registrierten wir dann jeweils die Zahl der «Abschüsse» des Tages, zumindest am Anfang, als das alles noch neu für uns war. Da diese Tierchen Überträger von Krankheiten, vor allem des gefürchteten Fleckfiebers waren, entlauste man uns von Zeit zu Zeit. Dafür gab es in den Orten hinter der Front einschlägige Anstalten: Man kam in einen grossen Raum, zog sich nackt aus, gab alle Kleidungsstücke in einen Behälter mit Überhitze, in der die Läuse starben. Dann stellte man sich in Reihe auf, ein Sanitärer besprühte aus einer Art Luftpumpe alle behaarten Körperteile mit einem weissen Pulver, vor allem zwischen den Beinen. Damals dachte noch niemand an Nebenwirkungen der Chemie. Nach dem Duschen schlüpfen wir am anderen Ende des Gebäudes wieder in die manchmal noch heissen, verkrüppelten Kleider. Einen Tag lang hatte man dann Ruhe, danach war alles wie zuvor.

Für motorisierte Truppenteile gab es im Winter weitere Schwierigkeiten: Die Motoren waren für die niedrigen Temperaturen nicht gut geeignet. Wenn man nachts auf Posten stand, musste man in Abständen die Fahrzeuge immer wieder starten und eine Weile laufen lassen,

um das Öl flüssig zu halten; bei einem etwaigen Alarm mussten die Motoren ja sofort anspringen.

Im Frühjahr ging die ganze Winterpracht mitunter in wenigen Tagen in unvorstellbaren Schlamm über. Allein kamen die Fahrzeuge oft nicht mehr vorwärts. Im Frühjahr 1944 zogen wir nördlich von Odessa mit 40 Soldaten fünf dreiachsige Lastwagen mehrere Tage lang an Seilen durch den Schlamm, um sie und das wertvolle Gerät zu retten. Wenig später mussten wir alles dann doch sprengen und wurden für Wochen von einem «Kampfkommandanten» zur Infanterie vereinnahmt. Östlich der in dieser Gegend einzigen erhaltenen Dnjestr-Brücke bei Tiraspol standen damals nach Schätzungen 12'000 Fahrzeuge im Schlamm. Am Ende und bald auch an den Seiten der langen Kolonne waren bereits die russischen T-34-Panzer, die mit ihren breiten Ketten auch durch den Schlamm fuhren und eine Katastrophe anrichteten. Von ihnen sprachen bald alle in einer Mischung von Bewunderung und Angst.

Die Vorstellung von «Strassen» musste man bald revidieren. «Rollbahn» nannte man das, was an ihre Stelle trat, etwa 30 bis 50 Meter breite Wegstrecken, auf denen sich jeder eine Linie suchte, die ihn voranbrachte; im Schlamm, dort, wo der Grund einigermaßen fest schien, bei Trockenheit da, wo die aufgewühlten Staubfahnen der Vorausfahrenden zu umgehen waren.

Auch der Sommer hatte seine Schattenseiten: Im kontinentalen Klima war es, besonders ganz im Süden, oft wochenlang bis zu 40 Grad heiss. Das war für uns Pioniere sehr unangenehm, wenn wir körperlich arbeiten mussten, etwa beim Brückenbau oder in den sumpfigen Wäldern, wo wir uns gegen Milliarden von Stechmücken zu wehren versuchten, die wir in unserem unbeholfenen Russisch «maljenki partisan!» nannten. Später gab es Schnakennetze, die aber nur dann einen rechten Sinn hatten, wenn man sie über dem Stahlhelm trug, weil dann das Netz nicht direkt auf der Haut auflag.

Im Sommer 1943 arbeiteten wir über mehrere Wochen hinweg an einer rund 200 Meter langen Brücke über den Dnjestr, einer Stahlgitter-

konstruktion, die im freien Vorbau zusammengeschraubt wurde. In der Mittagszeit wurden die Werkzeuge und die Tausenden von Bolzen, mit denen die Teile zusammengeschraubt wurden, oft so heiss, dass man sie nur mit Handschuhen anfassen konnte. Wenn man unten in der etwa fünf Meter hohen Stahlkonstruktion arbeitete, musste man ausserdem einen Stahlhelm tragen zum Schutz gegen herabfallende Eisenteile. Hinzu kam in dieser Gegend die Gefahr von Malaria. Jeden Morgen mussten wir unter Aufsicht Atebrin-Tabletten schlucken, trotzdem gab es Opfer genug.

Am schlimmsten waren aber doch die Wintermonate, besonders 1943/44. Ich selbst wurde zwar durch einen Lazarettaufenthalt vor der grossen Kälte bewahrt, erlebte jedoch auf dem Rückmarsch noch einen einwöchigen Schneesturm: Nachdem alle unsere Fahrzeuge stehengeblieben waren, besorgten wir uns einige Panje-Pferde und spannten sie vor Schlitten. Damit zogen wir im ungeordneten Rückzug in Richtung Westen, meistens nur mit Kompass unseren Weg suchend. Am besten hatten es jene, die sich auf der dem Sturm abgekehrten Seite gegen den Leib der Pferde drücken konnten. Diese Plätze waren begehrt, und um Erfrierungen vorzubeugen, lösten wir uns in kurzen Abständen ab. Wir lernten die kleinen Russenpferde schätzen, denen das alles wenig ausmachte. In den Nächten kauerten wir uns irgendwo hin, in ein Wohnhaus, einen Stall, möglichst Mann an Mann, damit die Körperwärme wenigstens gelegentlich eine Stunde Schlaf ermöglichte.

Wir lernten allerdings rasch, uns den widrigen äusseren Bedingungen anzupassen. Man erfuhr die Tricks, mit denen alles erträglich wurde, vor allem schlief man in jeder Minute und in allen Lagen, wann immer es irgend möglich war. Auf langen Fahrten oder in schwierigen Situationen teilte unser Arzt auch gelegentlich Pervitin-Tabletten an jene aus, die wach bleiben mussten. Manche Dinge, über die man sich normalerweise aufgeregt hätte, nahm man fast gleichgültig in Kauf. In den Wäldern Lettlands bekam ich zum Beispiel rasende Zahnschmerzen. Unser Arzt gab mir schliesslich Opium-Tabletten, aber nach eini-

gen Tagen meinte er, er könne das nicht mehr verantworten. Also fuhr ich mit einem Motorrad über 100 Kilometer in die Hafenstadt Libau, wo es in einem Lazarett einen Armee-Zahnarzt gab. Zwei Zähne waren krank, einer vereitert. Er sagte, er könne schon helfen, aber dann müsse ich in ein paar Tagen wiederkommen. Deshalb sei es am besten, er ziehe die Zähne gleich heraus. Nach dem Sieg, so meinte er etwas sarkastisch, werde es ja erstklassigen Zahnersatz für ehemalige Frontsoldaten geben.



## Begegnungen im Osten

*In den Zeitungen und in der Wochenschau hatten wir Bilder gesehen von Polen, Russen und so genannten «Ostjuden», bevor wir sie selbst zu Gesicht bekamen. Die meisten dieser Bilder hatten negative Eindrücke erweckt, waren wohl auch aus den Archiven der Propagandaorganisationen unter dem Gesichtspunkt ausgesucht worden, möglichst eine zivilisatorische Überlegenheit unserer «germanischen» Welt zu demonstrieren. Nirgendwo hatte man uns beigebracht, wie mit der Bevölkerung in besetzten Gebieten umzugehen sei; es gab keine Stunde Unterricht über Land und Leute, Sitten und Bräuche; es gab auch kein ausdrückliches Verbot der «Fraternisierung». Alles musste sich von selbst und unvorbereitet ergeben. Dabei konnte nicht ausbleiben, was es in allen Kriegen der Weltgeschichte bei den Siegern gegeben hat: das Zurschaustellen der eigenen Überlegenheit bei denen, die sich stets und gerne als «Herren» aufspielten und es dumm und primitiv genossen, Ängste zu erzeugen.*

Eine Sache fiel mir gleich in den ersten Tagen an den Bahnstationen im Osten auf: Die Menschen redeten jeden, der eine deutsche Uniform trug, mit «Herr» an. Das war nicht angeordnet, es ergab sich vielleicht aus den hergebrachten soziologischen Strukturen vor allem der russischen Geschichte. Wir begegneten fast ausschliesslich Alten, Frauen und Kindern, wenn wir einmal nicht direkt im Einsatz waren. Wo immer es möglich war, übernachteten wir dann nicht im Freien, sondern suchten Häuser auf, in denen die Bewohner meistens weiterhin wohnen blieben. Sie mussten also noch enger zusammenrücken, als das ohnehin schon nötig war, weil ja doch viele ihre Wohnungen während der Kampfhandlungen verloren hatten.

Man schlief auf dem Fussboden oder auf dem gemauerten grossen Ofen auf einer Fläche, die dafür gedacht war und wo es auch am wärmsten war. In der Regel wurden nach einiger Erfahrung die Begegnungen im Allgemeinen ungezwungen und schliesslich auch unvoreingenommen; man arrangierte sich ohne grosse Konflikte. Den russischen Frauen gaben wir unsere Wäsche zum Waschen, mit Seife dazu, wir beschäftigten sie in der Feldküche, wo sie sich auch Lebensmittel für ihre Familien verdienten. Kinder waren stets und sehr zahlreich um den Weg, vor allem auch in der Nähe der Küche. Sie verloren bald ihre Scheu. Wir hörten uns, vor allem auf dem Land, die Lieder der jungen Mädchen an, wenn wir am Abend mit ihnen schäkerten, so gut es unsere fragmentarischen Sprachkenntnisse zulassen. Sommerabende konnten in Zeiten der Ruhe auf diese Weise ganz idyllisch sein. Und bei längeren Aufenthalten an einem Ort ergaben sich auch immer wieder engere Beziehungen zwischen Frauen und Soldaten. Solche Verhältnisse wurden von den polnischen, ukrainischen und russischen Frauen und Mädchen nicht nur der materiellen Vorteile wegen eingegangen – eines Brotes, eines Stücks Seife oder des Schutzes vor Rowdies und Betrunkenen wegen, die es unter den Landsern selbstverständlich auch gab. Verständlicherweise spielten für die Frauen auch die Folgen der jahrelangen Einsamkeit und das Verlangen nach ein wenig, wenn auch meist kurzem Glück eine Rolle. In der Nachkriegszeit sind für sie die Folgen wahrscheinlich häufig genug ganz fatal gewesen.

Dass nach dem Krieg in der Sowjetunion das «Benehmen» von deutschen Soldaten als eine blosse Ansammlung von Gewalttaten, auch Vergewaltigungen, beliebigen Erschiessungen in der Zivilbevölkerung und als Drangsalierung von Kindern dargestellt wurde, kann nach meinen Erfahrungen eher der verständlichen Propaganda als den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Auf einigen späteren Reisen in die Sowjetunion habe ich in den Hotels oft genug am Abend bei der «Deschurnaja», der unvermeidlichen Aufpasserin vor dem Fernsehgerät auf dem Flur gesessen und habe die Filme angesehen, die unentwegt liefen und fast ausschliesslich Schreckensszenen der deutschen

Besatzung zeigten. Ich bin jedoch der Meinung, das Schlimme, was diesen Krieg ausmachte, passierte nicht unbedingt der Zivilbevölkerung gegenüber, sondern dort, wo das Verbrecherische gewissermassen institutionalisiert war. Davon wird später noch die Rede sein.

Vor den Begegnungen mit den Menschen in Russland und Polen erlebte ich zunächst in der Grundausbildung und auf der Offiziersschule sehr ernüchternde Begegnungen mit dem «Militär». Sie erschütterten ziemlich rasch meine naive, idealistische Vorstellung, ich könnte da so etwas Ähnliches wie eine berufliche Erfüllung finden. In meiner jugendlichen Gutgläubigkeit hatte ich zunächst noch zu erfahren, wie in der hergebrachten militärischen Struktur überlebte Traditionen auch dann hochgehalten wurden, wenn sie ihren einstigen Sinn längst verloren hatten. Wir waren in der ja auch ideologischen Erziehung mit Parolen wie «Volksgemeinschaft» oder «Überwindung von Standesdünkel» aufgewachsen und hatten an sie geglaubt. Aber nun erlebten wir, vor allem in den Kasernen, sturen Drill, bewusste Erniedrigung, Brechung des eigenen Denkens und dumme Rituale in den Offizierkasinos.

## Begegnungen beim Militär

*In der Kaserne in der Märkischen Heide, idyllisch gelegen an einem kleinen See, war unsere Ausbildungseinheit ein Sonderfall: Wir waren lauter Abiturienten, die sich für die aktive Offizierslaufbahn beworben hatten, so genannte Fahnenjunker. Im ersten halben Jahr folgte eine nicht nur harte, sondern in manchem unangemessen brutale Ausbildung. Ein Teil der frontbewährten Unteroffiziere, mit denen wir hauptsächlich zu tun hatten, war wohl auch nach den Kategorien der besonderen Unbarmherzigkeit ausgewählt worden, so dachten wir wenigstens oft, wenn Schikane fast unerträglich wurde.*

Jeden Samstag mussten wir die weissen Drillichanzüge, die bei der technischen Ausbildung an Drehstromaggregaten, Lastwagen, Motorbooten und Dieselrammen zum Teil arg ölig geworden waren, im kalten Wasser mit Wurzelbürsten und Kernseife so lange schrubbten, bis sie einem kritischen Appell standhielten, erst dann konnten wir nach Berlin fahren. Da liess mich ein besonders widerlicher Vorgesetzter, weil ich nicht schnell genug einen mit Seifenbrühe, Haaren und Dreck verstopften Trog im Waschraum in Ordnung gebracht hatte, längs in diesem Trog in der dreckigen Brühe untertauchen. Und als ich beim Bau einer Fähre einen Hammer in den See fallen liess, zwang mich ein Unteroffizier im November in den eiskalten See zu tauchen, um das «fahrlässig sabotierte Staatseigentum» zu retten. Häufig genug passierte es auch, dass einer oder mehrere von uns, wenn sie aufgefallen waren, nach Dienstschluss noch einen zwei Meter langen Balken aufgeladen bekamen und eine Runde um den See traben mussten. Das dauerte selbst im Laufschrift noch rund 40 Minuten, sodass man dann das Essen meistens verpasste.

Da lernten wir bei einem ostpreussischen Wachtmeister reiten, auch wenn in keinem Krieg jemals ein Pionieroffizier geritten ist, und mussten zuerst einige Nachmittage lang in Reitstiefeln, die uns nicht passten, im tiefen Sand der Reitbahn zu Fuss alle Gangarten üben – Trab, Galopp, auch Rechts- und Linksgalopp, natürlich auch «Volte marsch», «durch die ganze Bahn wechseln» und was es im Reitsport sonst noch gibt. Und als wir zum ersten Mal zu Pferd sassen, durften wir keine Steigbügel benützen und auch keine Zügel, sondern unsere Mütze hoch über dem Kopf halten. Und dann erschreckte uns der Wachtmeister durch Schüsse aus der Maschinenpistole, und die Pferde erst recht, so dass sie mit uns in Richtung Stall durchgingen.

Die Fahrschule begannen wir auf einem LKW, dessen Getriebe schon von Generationen von Fahrschülern strapaziert worden war. Wenn wir beim Schalten zu wenig oder zu viel Zwischengas gaben und es irgendwo knirschte, war es Sitte, dass wir eine halbe oder eine ganze Stunde hinter dem Fahrzeug hertraben mussten und erst dann wieder eingesammelt wurden. Und weil man, wenn man vom Ausgang aus Berlin kam, in Zossen umsteigen und dann eine Unterführung zum nächsten Zug benützen musste, und weil die Unteroffiziere meinten, dass die «Aburenten» zu doof seien, den Weg zu finden, wurde das Umsteigen an jedem Abend geübt: Wir lagen schon in den mehrstöckigen Betten, der Vorgesetzte brüllte «Zossen», worauf die oben Liegenden aus dem Bett sprangen, unter dem Tisch durchkrochen und auf der anderen Seite wieder in das obere Stockbett hinaufkletterten, und umgekehrt und mehrmals, bis es so schnell klappte, dass wir den «Anschluss» in die Kaserne nicht verpassten.

Einer der Unteroffiziere hatte offensichtlich schon etwas von der Abstammungslehre gehört: In der Nähe des Exerzierplatzes war eine Baumallee, also brüllte er, wenn ihm etwas nicht gefiel, «Darwin», worauf wir, weil wir ja noch «keine rechten Menschen» waren, wie Affen auf die Bäume klettern mussten. Und dann mussten wir im Chor rufen: «Herr Unteroffizier, wir sind hoffnungslose Fälle, aus uns kann nie

mehr etwas werden!» Erst dann durften wir wieder herunterklettern. Dies und vieles mehr haben wir uns natürlich gefallen lassen.

Einmal in der Woche wurde es vornehm: Die Fahnenjunker durften im Offizierskasino am Essen teilnehmen, um «richtigen Benimm» zu lernen. Dann und wann gab es dort auch ein Fest, zu dem wir befohlen wurden, was wir gar nicht schätzten. Offenbar hatte man damals grosse Vorräte an Rotwein, den man in Frankreich requiriert hatte; die Besäufnisse waren mitunter schrecklich und abstoßend. Sie endeten häufig damit, dass die älteren Herren uns so lange zutranken und wir ihnen, wie wir es gelernt hatten, dann wieder «Bescheid» geben mussten («Gestatten Herr Major, dass ich nachkomme»), bis wir, Alkohol völlig ungewohnt, ebenfalls betrunken waren oder es uns schlecht wurde.

Später, als wir von der ersten «Frontbewährung» aus Russland zurück waren und an einem Offizierslehrgang teilnahmen, befahl man uns gelegentlich ebenfalls ins Kasino und veranstaltete zu später Stunde schwachsinnige Spiele, wie sie wahrscheinlich in preussischen Offizierskreisen in Friedenszeiten als Zeitvertreib geschätzt wurden. Ich erinnere mich mit Schaudern, dass ein Baron von der Osten-Sacken, ein noch relativ junger Hauptmann, der ein Monokel trug und ein fanatischer Reiter war, uns Fahnenjunker an einem solchen Abend als «Pferde» einsetzte, die ältere «Herren» durch den Saal zu tragen hatten, während er die Kavalkade wie in der Reitbahn kommandierte: «Arbeitstempo Trab», «Volte Marsch», «Durch die Bahn wechseln», bis wir nicht mehr konnten oder unsere angeheiterten Reiter herunterplumpten. Unter uns fanden wir das natürlich skandalös in diesen Monaten im Winter 1942/43, als unsere Armeekameraden in Stalingrad verreckten, aber keiner hätte gewagt, sich irgendwo zu beschweren. Es hätte wahrscheinlich auch keinen Sinn gehabt.

Unser Kommandeur, der General von Donat, exemplifizierte an uns seinen besonderen Tick, nämlich das vorschriftsmässige militärische Grüssen, mit blödsinnigen Methoden: Es gab Samstagnachts, an denen er seinen Generalswagen mit seinem Generalsstander auf den Exerzierplatz fahren liess. Wir mussten dann immer wieder am Auto

vorbeimarschieren und grüssen, während wir eigentlich schon längst ein paar Stunden auf dem Kurfürstendamm sein wollten. Oder wir lernten im Unterricht bei einem Oberstleutnant «Benehmen des Offiziers», wozu auch gehörte, dass wir noch Ende 1942 im Hörsaal unter uns Männern üben mussten, wie man einer Dame einen Handkuss gibt. Und natürlich mussten wir die Antwort auf die kriegswichtige Frage wissen, wie sich denn ein Offizier verhalte, wenn er mit einer Dame beim Einkaufen und dabei ein Paket zu tragen sei: «Ein Offizier in Uniform trägt nie ein Gepäckstück, er kann damit allenfalls einen Bediensteten beauftragen!»

Angesichts solcher Ausbildungsinhalte, sagten wir unter uns immer wieder, müsse der Krieg ja verloren gehen. Ein Spruch kam auf, der alles auf einen Nenner brachte: «Wir sind die Träger von Tradition, einer träger als der andere!» So merkwürdig das heute klingen mag, in manchen Zeiten in der Kaserne sehnten wir uns damals an die Front, vielleicht auch deswegen, um uns nur nicht in unseren merklich schwächer werdenden und eigentlich nur angelernten Überzeugungen irritieren zu lassen. Denn Russland liess uns wenig Zeit und Möglichkeiten, kritisch nachzudenken.

Ein Erlebnis – den meisten, die dabei waren, ist wahrscheinlich gar nichts aufgefallen – hat mich damals recht nachdenklich gemacht: Kurz bevor wir zum ersten Mal in den Osten fuhren, wurden wir Fahnenjunker einzeln dem Kommandeur vorgestellt. Er stand mit seiner Begleitung etwas erhöht im grossen Kasinosaal, wo wir angetreten waren. Unser Ausbilder rief nun jeden auf, vorzutreten und beim Herrn Oberst Meldung zu machen. Der Oberst stellte Fragen nach Landsmannschaft und familiärem Hintergrund, er machte «auf jovial». Da ich der Kleinste in der Einheit war, kam ich zuletzt dran. Vorher war das Ganze etwa so verlaufen: bei Friderici, dessen Vater Vizeadmiral war, wurde nach dem gegenwärtigen Einsatz «des Herrn Vater» gefragt, einem intellektuell etwas bescheidenen Gutsbesitzersohn aus Pommern, liess der Oberst einen Gruss «an die Frau Mutter» bestellen, die er bei irgendeiner Veranstaltung kennengelernt hatte. Bei Söhnen von Ärz-

ten, Bankdirektoren, Grossbauern aus Mecklenburg, Schuldirektoren – Abiturienten stammten damals in der Regel noch immer nur aus «bürgerlichen» und aus «guten» Familien, wenn sie aktive Offiziere werden wollten – wurde jeweils nach dem Zuhause gefragt.

Bei mir kam also auch wieder die Frage: «Woher kommen Sie?»

«Aus Oberschwaben.»

«Was macht Ihr Vater?»

«Hilfsarbeiter, Herr Oberst.»

Darauf die knappe Frage an unseren Ausbilder, Oberleutnant Rehse: «Wie ist der Mann?»

Rehse mochte mich, er sagte: «Gut, Herr Oberst, im Sport ist er der beste der Inspektion!»

Der Oberst: «Aha, wegtreten!» Ich hatte damals das starke Gefühl, dass ich da vielleicht doch nicht hingehörte.

Wahrscheinlich ganz bewusst zwei Tage bevor unsere Züge in den Osten fuhren bot man uns noch eine ganz besondere «Begegnung». An einem Morgen fuhren wir zu einer Art Einstimmung nach Potsdam in die Garnisonskirche, in der die alten preussischen Armeefahnen hingen und wo Hindenburg und Hitler im März 1933 psychologisch geschickt den Bund zwischen dem alten Preussen und dem «Dritten Reich» besiegelt hatten. Danach führte man uns in Berlin in die Routinesitzung eines Kriegsgerichts, so wie man eben heute eine Schulklasse schon einmal im Rahmen der staatsbürgerlichen Bildung in ein Amtsgericht führt. Die Fälle vor den uniformierten Heeresrichtern wurden militärisch knapp, man möchte sagen «routiniert» und ohne Störung abgewickelt.

Das erste Verfahren war fast noch «harmlos». Da stand ein Obergefreiter, die Brust voller Kriegsauszeichnungen, Mitte 20, ständig bemüht, einen militärisch ganz korrekten Eindruck zu machen. Er hatte die Urlaubszeit um ein paar Tage überschritten und war während dieser Zeit bei seiner Freundin in Berlin gewesen, anstatt rechtzeitig den Fronturlauberzug nach dem Osten zu nehmen. Die Feldgendarmerie



hatte ihn abgeholt, etwas fast Alltägliches also. Die Verhandlung dauerte höchstens 15 Minuten. Er gab alles zu, es war ihm halt passiert. Urteil: Degradierung, sofortige Versetzung in eine Bewährungseinheit.

Uns schien das milde und gerecht. Aber als ich später einmal eine Bewährungseinheit im Einsatz erlebte, lernte ich schnell, was das bedeutete: Wir waren nördlich der Krim bei der Vorbereitung einer Sprengung, tagelang hatte der Frontabschnitt gerade noch gehalten. Da sammelte sich eine Einheit neben uns zu einem Gegenangriff. Einer kam auf mich zu und fragte nach einer Zigarette, die ich als Nichtraucher nicht hatte. Er sagte mir dann, er sei auch einmal Offizier gewesen, jetzt werde er nach seiner Degradierung «in diesem Haufen» an Brandpunkten eingesetzt. Dann wurde er von einem Vorgesetzten weggescheucht in einem Ton, den ich so an der Front nicht kannte. Später hörte ich, nach schwerer Verwundung habe man solche Soldaten auch wieder rehabilitiert.

Der nächste Fall: Ein Mann, etwa 30-jährig, wird in Handschellen vorgeführt. Er sieht kränklich aus, eine unsoldatische Erscheinung, auch nicht allzu intelligent, wie seine ersten Antworten auf Fragen zur Person zeigen. Er ist verheiratet und war auf Heimaturlaub in Berlin. Seine Frau, so gibt er an, ist nicht gesund. Als der Tag der Rückfahrt zur Truppe kommt, verschwindet er in ein Versteck, in dem er erst nach sieben Wochen von der Polizei aufgegriffen wird. In der Zwischenzeit hat er ein paarmal Verbindung zu seiner Frau aufgenommen. Der Fall ist für das Gericht ganz eindeutig; da wird wenig über den reinen Tatbestand hinaus zu klären versucht, etwa, welche Erlebnisse der Mann im Krieg bisher gehabt hat, wie seine familiären Beziehungen sind, wie es um seine Intelligenz steht. Er steht wie ein Häufchen Elend vor seinen Richtern. Der Ankläger, offensichtlich innerlich unbeteiligt, spricht in schneidigem Ton von «Kameraden im Stich lassen» und «man muss ein Beispiel zur Abschreckung setzen» und fordert nach einer halben Stunde die Todesstrafe. Es gibt auch noch eine lendenlahme Verteidigung, die formal eben sein muss, und nach einer relativ kurzen Bera-

tung erscheinen die Richter wieder und verkünden das Todesurteil. Der Angeklagte, in sich zusammengesunken, wird rasch weggebracht.

Der nächste Fall wartet, er ist ähnlich. Nach diesem Nachmittag in dem Saal des Kriegsgerichts ist uns zunächst das Reden vergangen. Es gibt keine Diskussionen, weder mit unseren Ausbildern noch innerhalb der Gruppe. Ein wenig fürchtete jeder, zu den Vorgängen nicht die richtige Distanz zu haben. Man wusste ja nicht, ob es opportun war, die Urteile als «gerecht» zu preisen, schon gar nicht, ob man Zweifel ungestraft und unverachtet vorbringen konnte. Jeder verarbeitete das Ganze, wenn überhaupt, mit sich allein. Und schliesslich werden wir es abgetan haben mit der verlogenen Volksweisheit «Wo gehobelt wird, fallen Späne» oder einem anderen jener Sprüche, die schnell parat sind, wo man nicht viel denken will, und die auch bei der Verdrängung helfen. Höhere Belange hatten nun einmal den Vorrang vor dem Einzelschicksal, gemäss einer anderen, häufig genug gehörten Devise jener Zeit: «Du bist nichts, dein Volk ist alles!» Wahrscheinlich hatten Erziehung und die Gewöhnung an pathetische Floskeln, auch die ständige Bemühung des Begriffes «Schicksalsgemeinschaft des deutschen Volkes» bereits begonnen, Gefühle des Mitleids zuzudecken. In meinem Tagebuch steht für diesen Tag nur, dass wir in Potsdam und beim Kriegsgericht gewesen sind. Keinerlei Reflexion!

## Unterschiedliche Erfahrungen

*Nach dem Krieg hat kaum einmal jemand gefragt, wie diese Jahre, die noch Jugendjahre waren, eigentlich gewesen seien, und die Lust, davon zu sprechen, war gering. Traf man alte Freunde, erfuhr man in der Regel gerade noch, in welcher Gegend der Welt sie eingesetzt waren und wann sie wieder nach Hause kamen. Man vermied, jenen wenigen zuzuhören, die meinten, von ihren «Heldentaten» erzählen zu müssen, weil man ja doch immer schnell zwischen Wirklichkeit, Phantasie und Angeberei zu unterscheiden verstand.*

Mitunter, wenn wir eine Zeitlang im rückwärtigen Gebiet stationiert waren, ergaben sich längere und engere Kontakte zu den Einheimischen. So verbringen wir im Frühjahr 1944 einige Wochen in Galizien, wo wir grössere Brücken zum Sprengen vorbereiten, behelfsmässige Übergänge über kleinere Bäche bauen und manches andere. Wir sind in einem Dorf, das im Wesentlichen von Ukrainern bewohnt ist, aber es liegt im Grenzgebiet zwischen Polen und der Ukraine, die sich hier seit Jahrhunderten befanden, vor allem auch aus konfessionellen Gründen, die uns nicht ganz einsichtig sind. Die Deutschen setzen auf die Ukrainer, weil man in ihnen immer noch Bundesgenossen gegen die Russen sieht, während die deutsche Polenpolitik schon seit Jahren grausam ist. Der Pope, ein würdiger alter Herr, ist unser besonderer Freund, vor allem aber der junge Starosta, der Bürgermeister. Er hat enge Beziehungen zur deutschen Zivilverwaltung, die es schon seit 1941 gibt und ihren Sitz in Stanislaus hat, der nächsten grösseren Stadt. Seine sehr gastfreundliche, attraktive Frau lädt gelegentlich vor allem uns Jüngere in ihr Haus ein, es gibt Wodka und ukrainische Spezialitäten. Wir werden auch eingeladen, wenn im Dorf ein Fest ist, zum Beispiel eine Hochzeit

oder eine Taufe, fast entwickeln wir eine Art Heimatgefühl. Nach einiger Zeit stellt sich heraus, dass das Bürgermeister-Ehepaar uns und andere regelrecht eingelullt hat. Wir wundern uns, dass immer einmal wieder einzelne unserer Soldaten, insbesondere wenn sie auf längeren Strecken mit dem Motorrad unterwegs sind, überfallen werden. Man nimmt ihnen Uniformen und Waffen weg und lässt sie wieder laufen. Da sie nicht getötet werden, kann es sich nicht um die üblichen russischen Partisanen handeln. Unternehmen, die wir in dieser Sache starten, bleiben völlig ergebnislos.

Auf der anderen Seite erleben wir, dass in dieser Gegend immer wieder nationalistische ukrainische Gruppen polnische Gehöfte überfallen, die Häuser anstecken und die Polen vertreiben oder auch umbringen. Polen erfahren durch die deutsche Verwaltung keinen Schutz, man will ja vielmehr die Dezimierung der «polnischen Substanz». In einem der polnischen Orte in der Gegend haben wir zum Beispiel auch erlebt, wie man mit ihnen verfährt: Unserem Quartier gegenüber wohnten polnische Bauernfamilien mit besonders hübschen Töchtern. Wir saßen an den Abenden gelegentlich mit ihnen zusammen und hörten ihren Liedern zu. Eines Tages kamen sie aufgereggt und sagten, sie müssten am nächsten Morgen wegziehen und dürften pro Familie nur einen Pferdewagen mitnehmen. So kam es dann auch: Eine Einheit, zur SS gehörend, aber mit Angehörigen der ukrainischen Miliz durchmischt, erschien und überwachte ihren Abzug nach Zentralpolen, wo man wohl die verbleibende polnische Bevölkerung konzentrierte, nachdem man schon früher viele aus Westpolen zugunsten der dort neu angesiedelten, aus dem Baltikum und aus Bessarabien ausgesiedelten «Volksdeutschen» vertrieben hatte.

Zurück zu unserem Starosta und seiner charmanten Frau: Kurz vor unserem Abzug kam man ihnen auf die Schliche. Sie waren die Chefs der ukrainischen Partisanenbewegung und hatten in den Unterhaltungen mit uns und anderen immer auch herausgefunden, wo irgendetwas lief, zum Beispiel, wann unsere Kraftfahrer einen Auftrag bekamen. Auf diesem Weg kamen sie an Waffen

und Uniformen, teilweise auch an Sprengstoff, den wir ja in ganzen Lastwagenladungen mitführten und nicht immer streng genug bewachten. Sie setzten dies nicht gegen die Deutschen, sondern nur gegen ihre polnischen Nachbarn ein, mit dem Ziel, bis zum Ende des Krieges ihren «Lebensraum» auf Kosten der Polen zu erweitern. Heute nennt man das «ethnische Säuberung». Uns hatten sie regelrecht aufs Kreuz gelegt. Wir konnten nicht mehr erfahren, was aus dem in Lemberg gegen sie angestregten Verfahren geworden ist.

Bei den turbulenten und oft recht unübersichtlichen Rückzugskämpfen in der westlichen Ukraine 1944 haben wir mitten im Zentrum eines kleinen Städtchens eine Brücke für die spätere Sprengung vorzubereiten. Wir bauen Ladungen ein und hausen in einem grösseren Gebäude, dessen Fenster nur wenige Meter vom Widerlager der Brücke entfernt sind. Das Haus gehört einem Händler, der als einziger in der Gegend noch da ist. Natürlich hat es für ihn schon lange keine Geschäfte mehr gegeben. Wir sind etwa eine Woche lang in dem Haus und kommen ins Gespräch. Die Front ist ein Stück weiter östlich, wir warten auf den Fortgang des Rückzugs. «Herr», sagt der Mann, als er Vertrauen gefasst hat, «ich habe noch Wein im Keller versteckt, wir wollen trinken.» Wie der Wein die Jahre über vor Soldaten verborgen geblieben ist, erscheint angesichts unserer sonstigen Erfahrungen wie ein Wunder.

Beim Trinken stellt sich dann heraus, dass der Mann natürlich sein Haus retten will, das bei einer Brückensprengung zwangsläufig zerstört worden wäre. Immer hält er sich in meiner Nähe auf, lächelt, wenn ich ihn ansehe, er wird mit der Zeit eine richtige «Versuchung», weil wir ihn mögen. Wir überlegen, ob wir vielleicht die Zündleitung so legen können, dass nur das Widerlager auf der anderen Seite hochgeht, weil dann an seinem Haus nur leichter Schaden entstünde, und für diese Art von leichter «Sabotage» entscheiden wir uns dann auch, ob eher wegen des Weines oder für den alten Mann, wer weiss das schon. Er küsst uns die Hände, als wir es ihm erklären.

Es kam dann ohnehin alles anders: An einem frühen Morgen ging die so genannte Front, die überall schon recht lückenhaft geworden war, überraschend rasch zurück. Wir kauerten hinter den Brückenpfeilern und sahen, wie russische Infanterie sich dem Ort näherte. Zünden konnte man eigentlich erst, wenn die Unserigen alle zurück waren. Zuletzt kam ein höherer Offizier, der für den Abschnitt verantwortlich war, dem dann ein Melder die Nachricht brachte, die Russen hätten an anderer Stelle bereits den Fluss überschritten. Er wollte nun offenbar auch kein besonderer Held mehr sein und sagte: «Nichts wie weg hier, die Sprengung zieht bloss das Feuer auf uns.» Wir packten unser Zeug zusammen und hauten ab. Vielleicht hatte der Händler ja auch noch irgendwo Wein für die Rotarmisten versteckt gehabt.

Im Oktober 1943 sind wir nördlich der Krim, in der Gegend von Melitopol, eingesetzt. Das Gebiet ringsum nennt sich Nogaische Steppe. Mehrere Nächte schlafen wir bei einer winzigen Kate, in der wir auch unseren Funktrupp haben, wo aber auch ein altes Ehepaar bei seiner Kuh geblieben ist. Die alte Frau erzählt, dass ihre Söhne schon seit Jahren fort sind, einer in der Armee, der andere wahrscheinlich bei den Partisanen; natürlich hat sie keine Nachricht. Die Kampflinie, die schon ein paar Tage hält, ist kaum einen Kilometer entfernt. Wenn wir aus dem Haus gehen, um Sprengungen und Sperren an Eisenbahn und Strassen vorzubereiten, macht die alte Frau jedesmal über uns das Kreuzeszeichen. Nach meiner Verwundung werde ich in dieses Häuschen getragen und erlebe, wie sie weint und mich umsorgt, als wäre ich einer ihrer Söhne: Sie holt alte Decken, gibt mir den Rest aus einer Milchflasche, jammert über den Krieg. Es gibt keinen Grund, dass sie dies aus Opportunismus tut, denn alle wissen, dass sich die Front an dieser Stelle nur noch einen oder zwei Tage halten können. Dann werden wir für immer verschwunden sein, die Landsleute der alten Frau werden wieder da sein. Aber sie ist einfach ein Mensch, der menschlich reagiert.

Ende Juli 1944 sind wir mit etwa 100 Mann unserer Einheit aus dem bereits eingeschlossenen Lublin herausgekommen. Wir erreichen

schliesslich in Märschen bei Nacht ein Dorf an der Weichsel, tagsüber verstecken wir uns in Getreidefeldern und Waldstücken, weil das Gebiet bereits von Partisanen und russischen Panzereinheiten kontrolliert wird. Wir haben sehr viele junge österreichische Soldaten bei uns, die erst kürzlich als Nachschub gekommen sind und sich nun total erschöpft dahinschleppen. Im Dorf stürzen sich alle zunächst zu den Brunnen vor den Häusern, unsere Einheit zieht sich auseinander, und wir sind eigentlich der Meinung, am Fluss sei vielleicht doch noch eine deutsche Verteidigungslinie. Als wir am Gemeindehaus vorbeikommen, hängt aus einem Fenster bereits eine polnische Fahne, Menschen stehen herum und beobachten uns. Die Weichsel ist an dieser Stelle vielleicht 300 bis 400 Meter breit, es gibt weit und breit keine deutschen Soldaten.

Wir sammeln uns hinter dem Hochwasserdamm, werden aber nach kurzer Zeit in heftige Kämpfe mit einer offenbar grossen Partisaneneinheit verwickelt, bei denen es Verluste gibt. Wir kämpfen ein Stück des Dorfes frei, viele Häuser brennen danach. Gegen Abend werden wir wieder hinter dem Hochwasserdamm so zusammengedrängt, dass es wenig Hoffnung gibt, über die Weichsel zu kommen. Die meisten sind zu erschöpft, die Strömung ist ziemlich stark, sodass der Versuch, hinüberzuschwimmen, sinnlos wäre. Wir stellen ausserdem fest, dass die jungen Leute aus Tirol und aus der Steiermark vielfach nicht gut schwimmen können.

Da wir jenseits der Weichsel so etwas wie eine neue Front vermuten, veranstalten wir Sprechchöre: «Holt uns ab, wir haben kein Boot.» In der Nacht, als die Schiessereien abflauen, erscheint tatsächlich ein Boot vom anderen Ufer: Ein polnischer Fischer mit einem etwa 14-jährigen Jungen bietet sich an, uns überzusetzen. Fünf bis sechs Mann können jeweils mitfahren. Der Fischer organisiert im Lauf der Nacht ein zweites Boot, fährt die Strecke immer wieder und bringt schliesslich auch einen deutschen Feldwebel mit. Die noch Zurückbleibenden benehmen sich auffällig, machen Krach, schiessen gelegentlich in die Gegend, um eine noch starke Gruppe vorzutäuschen. Noch bevor es hell wird am

nächsten Morgen, werden die Letzten von uns abgeholt. Als ich mit ihnen am andern Ufer ankomme, schlafen die Geretteten und Erschöpften auf einer Wiese, wir legen uns dazu. Der deutsche Feldwebel gehört zu einer Art Ortskommandantur, die bereits alles zusammenpackt. Niemand hat den polnischen Fischer gezwungen, uns zu helfen. Aber nach menschlichem Ermessen hat er vielen von uns das Leben gerettet, obwohl die Deutschen seinem Land nur Unheil gebracht hatten.

Intensiven Kontakt mit der Zivilbevölkerung haben wir im Sommer 1943, als wir weit hinter der Front, im rumänischen Interessengebiet, bei Moghilev-Podolsk eine grosse Brücke über den Dnjestr bauen. Während der fünf Wochen wohne ich mit einem Kollegen in einem relativ grossen, sehr alten Haus, das ein ehemaliger zaristischer Oberst mit seiner Familie bewohnt und in das uns die Rumänen eingewiesen haben. Mit den beiden Töchtern Sima und Ira freunden wir uns rasch an. Die Iwanows sind froh, dass wir über eine längere Zeit da sind, denn der Krieg hat es mit sich gebracht, dass alle paar Tage mitunter raues Volk, vor allem schlecht versorgte rumänische Soldaten, die Zimmer belegt, Dreck hinterlässt, die Mädchen belästigt.

Wir sind bald in der Familie fast wie zu Hause, die Mama kocht ukrainische Spezialitäten, mit den Mädchen haben wir Spass beim mühsamen Russisch-Lernen. Wir sitzen an den Abenden im kleinen Garten unter Maulbeerbäumen, Sima und Ira erzählen vom Leben im kommunistischen Russland, das der Vater heftig ablehnt, Sima eigentlich auch, das aber die Jüngere, die 18-jährige Ira, leidenschaftlich verteidigt. Auf der einen Seite mag sie uns, andererseits hasst sie es, dass es in der Stadt eine rumänische Verwaltung und nun auch noch deutsche Soldaten gibt. Unseren Argumenten gegen Stalin begegnet sie mit der Überzeugung, aufs Ganze gesehen habe der Kommunismus ihrem Land in Vergleich zu früher wesentliche Errungenschaften gebracht. Insbesondere spottet sie darüber, dass es jetzt, unter der rumänischen Verwaltung, zu einer Wiederbelebung des «Aberglaubens» komme,



wie sie die Neuanfänge des kirchlichen Lebens nennt; dies sei doch ein arger Rückschritt.

Diese unzweifelhafte Rückkehr zum Religiösen erlebe ich in dieser Stadt auf eine merkwürdige, auch ein wenig peinliche Weise. Eines Tages stellt unser Kommandeur wohl aus den Personalpapieren fest, dass unter den ganz jungen Offizieren zwei Katholiken sind, Ophoff aus Köln und ich. Er kommandiert uns dann auch prompt für einen besonderen Auftrag ab: Die katholische Kirche in Moghilev, seit 25 Jahren ein Lagerschuppen, ist renoviert worden und soll wieder feierlich der Gemeinde übergeben werden. Für die Einweihung sind Bischöfe aus Bukarest angesagt, denn wir sind ja im rumänischen Besatzungsgebiet «Transnistrien». Wir beide sollen als Vertreter der deutschen Wehrmacht teilnehmen, der rumänische Ortskommandant hat eingeladen. Also melden wir uns beim Pfarrer, der uns zum Einweihungstermin in die Kirche bestellt. Auf der Strasse davor haben sich die Gläubigen versammelt, alte Frauen zumeist. Aus einem Mercedes steigen die Bischöfe, das Volk fällt auf die Knie und erhält den Segen. Ophoff, älter als ich, stösst mich an und sagt: «Wir können nicht auf die Knie gehen vor all den Leuten!» Also bleiben wir stehen und verbeugen uns ein wenig verlegen, als die Bischöfe segnend durch die Reihen gehen. In der Kirche merken wir erst recht, dass wir beide an diesem Tag eine wichtige Rolle spielen: Man hat alte Klubsessel unmittelbar neben den Altar gestellt, wo wir zusammen mit dem rumänischen Stadtkommandanten Platz nehmen. Bei der Predigt während des feierlichen Hochamts wird ausführlich, auch in deutscher Sprache, der Wehrmacht für die Rückeroberung des Gebietes und für die Befreiung vom atheistischen Kommunismus gedankt. Wir müssen dabei aufstehen und uns «dem Volk zeigen». Und dann wird, vor dem Segen am Schluss, natürlich noch für die Königinmutter Helena und für Marschall Antonescu und für Adolf Hitler und für den Sieg gebetet. Nachher finden wir das doch ein wenig peinlich, wie wir uns gestehen. Die deutsche Wehrmacht kämpfte ja zuallerletzt für Religionsfreiheit, sondern doch für

ganz handfeste politische territoriale Interessen. Ira findet das alles ganz schrecklich, als ich es ihr am Abend erzähle.

Die deutsche Politik in Osteuropa führte auch zu Begegnungen, die sehr zwiespältig waren: Wir erlebten das Flüchtlingselend der Volksdeutschen, denen man so grosse Hoffnungen gemacht hatte. Zunächst war es eine Überraschung, in der südlichen Ukraine in Dörfer zu kommen, die Namen wie «Gnadenfeld» oder «Strassburg» trugen und die, inmitten der ukrainischen Siedlungen ringsum, aussahen wie Ortschaften in der Pfalz: fränkische Gehöfte, im Viereck um einen Hof gebaut, bunt gestrichene Einfahrtstore, getünchte Häuser mit farbigen Fensterahmen. Die Bevölkerung in dieser Gegend war allerdings schon vor dem deutschen Einmarsch hinter den Ural deportiert worden.

Anders in Ungarn in den Dörfern an der Donau südlich von Budapest, wo wir im Herbst 1944 hinkamen. Im Baja, am Eingang zur Batschka, sollten wir eine Brücke wieder reparieren, aber angesichts der Stahltrümmer, die in der Donau lagen, war uns schnell klar, dass dies kaum noch einen Sinn hatte. Unsere Soldaten lungerten zunächst tagsüber am Fluss herum, und als einmal ein General kam, der sich das Ganze ansehen wollte, betätigten sich einige zum Schein eifrig mit Schneidgeräten und Vermessungsarbeiten. Aber jedem Einsichtigen war klar, dass wir Besseres tun konnten: Wir waren in einem fast reinen deutschen Dorf bei Bauern untergebracht, die von Weinanbau, Geflügelzucht und Schweinemast lebten, in einer blühenden Umgebung, in der die Arbeit von Generationen seit der Besiedelung unter Maria Theresia steckte. Noch waren einige von ihnen voller Hoffnung, dass jetzt bald deutsche «Wunderwaffen» eine Wende des Kriegsgeschehens bringen würden und dass die Front nicht über sie hinwegrollen würde. Wir ahnten, dass man dieser Propaganda nicht mehr glauben konnte und versuchten vorsichtig, sie in Gesprächen zu einer realistischen Einschätzung ihrer Lage zu bringen. An den Abenden sassen wir mit ihnen zusammen in den Weinkellern, manchmal waren Musikanten da; es

gab auch ein wenig Endzeitstimmung und verkrampfte Ausgelassenheit. Aber dann fingen wir an, ihnen zu helfen, ihre Sachen für den baldigen Wegzug zusammenzupacken. Denn täglich mehrten sich auf der Ostseite der Donau die Flüchtlingstrecks aus dem Osten. Kilometerlange Wagenkolonnen mit Pferden, Kühe hinten an die Wagen gebunden, auf manchen Wagen Gatter mit Schweinen. Die Wagen wurden in der Regel von alten Männern und Frauen gelenkt; letztere trugen ihre Trachten, fünf bis sieben Unterröcke und einen Oberrock darüber. Die jüngeren Männer hatte man schon längst in die SS-Division «Prinz Eugen» gedrängt, eine Einheit, die vor allem aus Volksdeutschen aus Südost-Europa gebildet wurde und deren Angehörige später in der Regel ein schreckliches Los als Arbeitssklaven in Sibirien erfuhren.

Da wir in dieser Zeit auf unseren Einsatz an anderer Stelle warteten, sass ich eines Nachmittags mit einem Freund am Tisch vor einem Café in Baja, als auf einmal die anwesenden Ungarn ins Lokal stürzten und das Radio ganz laut stellten. Wir erfuhren, Admiral Horthy gebe gerade die Kapitulation der ungarischen Armee bekannt. Ganz schnell fuhren wir zur Donau an die Fähre, auf der die volksdeutschen Flüchtlinge übersetzten, da es ja keine Brücke mehr gab. Dort hatten inzwischen ungarische Soldaten alles gestoppt, die Menschen waren hilflos und teilweise schon von Panik ergriffen. Wir holten unsere Einheit, besetzten die Fähre, entwaffneten unsere bisherigen Bundesgenossen und sicherten wenigsten noch ein paar Tage lang das Übersetzen von etlichen tausend Menschen. Es gab dann Diskussionen darüber, ob die Leute versuchen sollten, in ihre Dörfer zurückzukehren, ob sie sich «überrollen» lassen sollten. Wir waren im Grunde genau so ratlos wie sie, und dann wäre wegen der Kämpfe auch nichts mehr gegangen, als die Front da war.

Im Herbst 1944 gab es eine Begegnung, die in mir bis heute nachwirkt: In der Slowakei hatte es einen Aufstand slowakischer Patrioten unter Führung der Kommunisten mit Unterstützung der Roten Armee gege-

ben, die zu diesem Zweck über ein paar Wochen hinweg relativ ungestört Material und Führungspersonal für den Partisanenkrieg einfliegen liess; die Slowakei war zwar unser Bundesgenosse, aber nicht besetzt und mit ihren Soldaten nicht am Krieg beteiligt. Lediglich die Nachschubwege, insbesondere die Bahnstrecken durch das Land, wurden geschützt.

Die SS schlug den Aufstand äusserlich nieder. Danach verlegte man auch unsere Einheit aus Ungarn nach Zvolen in der Mittelslowakei, um zerstörte Brücken wieder zu reparieren, Minenfelder zu räumen und die Aufständischen-Einheiten zu bekämpfen, die mit Überfällen und Sabotageakten weiterhin da und dort wirkten.

In Zvolen wohne ich zunächst in einer slowakischen Kaserne, aber in der Stadt lerne ich Magda Sedmäková, ihre Schwester Baba und ihre Freundin Milka kennen. Die Sedmaks nehmen uns auch mit nach Hause, wo es eine mütterliche «Mama» gibt. Sie fragt mich, ob ich nicht eine Weile zu ihnen ziehen könne, es gebe immer wieder Belästigungen.

Wir können den Sedmaks auch ein wenig helfen; sie hatten zum Beispiel einen Freund bei den Aufständischen, der jetzt verwundet als Gefangener in der Nachbarstadt Banska Bystrica war. Auf unsere Intervention hin können sie ihn dort besuchen.

Weihnachten, das letzte Kriegsweihnachten, feiern wir in ihrem Haus. Die drei oder vier deutschen Offiziere in der Stadt kennt man natürlich gut.

Mir wird das wieder klar, als ich nach dem Krieg, im August 1968 auf der Höhe des «Prager Frühlings», mit meiner Familie Zvolen wieder besuche. In der Zwischenzeit hatten wir den Sedmaks gelegentlich mit Paketen aus Deutschland etwas helfen können. Nun erfahre ich, was Magda mir nie hatte schreiben können: Nach unserem Weggang am zweiten Weihnachtstag 1944, als die Stadt dann kurz danach besetzt wurde, hat man sie mehrmals zu Verhören geholt. Fraternisierung mit den Deutschen war das mindeste, was man ihr vorwarf. Aber ich erfahre auch jetzt erst von ihr, dass einer der gesuchten örtlichen Kom-

mandanten des Aufstandes die ganze Zeit über im Nachbarhaus der Sedmaks versteckt gewesen war. Magda erklärte den Verhörern, sie habe das ja gewusst, den Mann aber nicht an uns verraten. Man war fair und liess sie schliesslich laufen. Später konnte sie uns sogar in Deutschland besuchen.

## Zwiespältiges Heldentum

*Mit dem Attentat des 20. Juli 1944 habe ich mich erstmals im Studium ausführlich beschäftigt, als ich einen Vortrag des aus der Emigration zurückgekehrten jüdischen Professors Hans Rothfels hörte, der später das erste ausführliche Buch darüber geschrieben hat: «Die deutsche Opposition gegen Hitler».*

Unsere Einheit war schon etwa eine Woche lang in Lublin; die Stadt sollte unter Führung eines so genannten «Kampfkommandanten» gehalten werden, wir Pioniere sollten im Wesentlichen Verteidigungsstellungen und Panzersperren anlegen und uns schliesslich mit anderen einschliessen lassen. In der Stadt, die damals etwa 100'000 Einwohner hatte, von denen allerdings viele schon aufs Land geflüchtet waren, herrschte eine seltsame Stimmung. Es gab da eine Fülle von Verwaltungsstellen, die für Südostpolen zuständig waren, vor allem aber Lazarette, deren Räumung anstand. An diesem 20. Juli war einer von uns am Vormittag noch in einem der Lazarette bei einer Untersuchung gewesen und hatte die dort Tätigen beim Zusammenpacken der wichtigsten Geräte erlebt. Eine volksdeutsche Hilfsschwester, mit der er geschäkert hatte, sagte ihm, es gebe in der Wohnung ihrer Mutter am Abend ein grösseres Abschiedsfest, denn am andern Tag gehe es ja westwärts. Zu dem Fest könnten ruhig noch etliche Leute kommen. Wir hatten lange so etwas nicht erlebt, also fuhren wir hin, um «einen drauf zu machen»; in ein paar Tagen würde in der Stadt doch alles nur noch schrecklich sein.

In der Wohnung in einem grossen Bürgerhaus waren etwa 30 Personen beim Feiern: Ärzte aus dem Lazarett, Krankenschwestern, ein paar Nachrichtenhelferinnen. Es gab viel Alkohol und köstliches Essen, was wir lange entbehrt hatten. In einem Raum der grossen Wohnung

lief ein Radio, einige Leute tanzten. Die Wohnungsbesitzerin, eine ältere, deutsch-polnische Dame, ging mit einigen der Wehrmacht-Ärzte durch die Zimmer, holte Ölgemälde von der Wand und Kunstgegenstände aus den Schränken und wollte das alles verteilen: Sie hatten ja Platz in ihren Fahrzeugen, mit denen sie am andern Tag wegfahren wollten, und später, wenn sie dann auch «im Reich» sei, könne sie die Sachen ja dann wieder einsammeln. Man schrieb Heimatadressen auf, aber dann wurde unter dem Einfluss des Alkohols die Stimmung doch zunehmend chaotisch; es gab da in den Lazaretten wohl etliche «Verhältnisse», deren Ende abzusehen war.

Dann stoppte die Musik im Radio, die Nachricht vom Attentat wurde verlesen, es wurde mäuschenstill, als da von einer kleinen verbrecherischen Clique die Rede war. Mein damaliger Kompaniechef, hoch dekoriert, auch mit dem goldenen HJ-Abzeichen als einer, der in Oberschlesien schon vor 1933 aktiver Nationalsozialist geworden war, hatte schon viel zu viel getrunken und hielt gerade ein Tablett mit Schnapsgläsern in der Hand. Als im Radio gesagt wurde, der «Führer» sei gerettet, drehte er das Tablett um, sagte «Scheisse» und liess die Gläser auf den Boden fallen. Die Stille hielt eine Weile an, man sprach dann noch aufgeregt durcheinander, wobei meiner Erinnerung nach das Attentat ausschliesslich als eine Art «Verrat» an den Frontsoldaten verurteilt wurde. Dann ging man auch bald auseinander. Danach waren wir eingeschlossen und kamen erst gut eine Woche später nach dem Ausbruch aus Lublin wieder an Informationen aus dem Radio. Der 20. Juli und die Folgen gingen so eigentlich ohne irgendeine Auswirkung an uns vorüber, weil wir ohnehin nur ums blosse Überleben zu kämpfen hatten.

Wenn vom Krieg erzählt wird, könnte von Helden die Rede sein. Sie hatten in unserer Jugend eine grosse Rolle gespielt, weil wir, dem Geist der Zeit folgend, auch dem Angebot in unserer Bibliothek im Internat, viel von ihnen gelesen hatten, bei Erich Edwin Dwinger, Werner Beumelburg, Paul Ettighoffer, Ernst Udet, Manfred von Richthofen, Otto Weddigen und Hans Zöberlein, auf einer höheren Ebene auch bei Ernst

Jünger. Und seit 1939 hatten die Frontberichte über Draufgänger und Ritterkreuzträger in der Propaganda Leitbilder vermittelt, denen wir nacheifern sollten und auch wollten. Die Ernüchterung kam dann, als wir mitten drin waren, ganz rasch. Es war ein wenig komplizierter mit den Helden, als es solche Berichte geschildert hatten. In ihnen gab es unter dem Einfluss der Zensur weder tote, noch grausam verstümmelte deutsche Soldaten. Und es ging natürlich auch gar nicht so sportlich-forsch zu, wie wir es in den Geländespielen und in der vormilitärischen Erziehung geübt hatten.

Ein Beispiel will ich von Oberleutnant Kohler erzählen: Ende Oktober 1943 werde ich nach meiner zweiten Verwundung in ein Feldlazarett nördlich der Halbinsel Krim eingeliefert, in eine ehemalige ukrainische Dorfschule. Ich kann zwar nicht mehr gehen, bin aber ein relativ leichter Fall und kann aufmerksam registrieren, was da vor sich geht. Um es anschaulich zu beschreiben, fehlen mir allerdings die Worte. Schon vor dem Eingang staut sich die Menge der Tragen, auf denen die auf Verbandsplätzen notdürftig versorgten Verwundeten liegen und nun nach Dringlichkeit der Behandlung sortiert werden. Manche liegen bereits apathisch da, andere schimpfen und rufen nach dem Arzt, brüllen die Sanitäter an, heulen auch vor sich hin. Es sind hektische Tage. Als ich später vom Chirurgen untersucht werde, sagt er mir, er sei jetzt seit 22 Stunden ununterbrochen beim Operieren und halte sich nur mit entsprechenden Mitteln aufrecht, und das gehe schon seit Wochen so. Sanitätssoldaten, vor allem aber auch ukrainische Mädchen und Frauen, die als Hilfskräfte verpflichtet sind, leisten Unbeschreibliches. Sie müssen im Flur über die überall auf dem Boden Liegenden hinwegsteigen, wenn einer nach etwas ruft, wenn sie durchgeblutete Laken wechseln wollen oder einen Toten hinaustragen. – Von dieser aufopfernden Tätigkeit einheimischer Frauen hat nach dem Krieg niemand gesprochen oder gar geschrieben. Sie waren zu Hunderten in solchen Lazaretten tätig, gezwungen oder freiwillig, sie wuschen uns, wechselten die Verbände, gaben den an den Händen Verstümmelten



zu trinken, und wahrscheinlich haben sie alle nach Kriegsende bitter dafür gebüsst, dass sie den Feind unterstützt haben; Strafarbeitslager und vor allem auch öffentliche Verachtung waren das Mindeste.

Neben mir liegt Oberleutnant Kohler aus Fürth, offenbar ein Draufgänger mit vielen Auszeichnungen an seiner Uniformjacke, die an der Wand hängt. Als er eine wache Phase hat, erfahre ich, dass dies seine 13. Verwundung ist, und in einem Anflug von Galgenhumor sagt er zum Arzt: «Diesmal kriegt ihr mich vielleicht doch nicht mehr zusammengeflickt.» Der Arzt erzählt mir am Abend die Geschichte dieser Verwundung, als er nach dem bereits sehr apathischen Kohler sieht. Er habe mit seiner Einheit immer wieder versucht, eine Anhöhe von den Russen zurückzugewinnen. Man wusste nicht recht, ob diese Anhöhe angesichts des ohnehin absehbaren Rückzugs noch wichtig war, auf jeden Fall waren die Verluste aussergewöhnlich hoch; der Arzt sprach von «Wahnsinn». «Aber das ist eben der Kohler, er war immer so, jetzt wird er vielleicht endlich das Ritterkreuz kriegen.» Er dämmerte den nächsten Tag vor sich hin. Wenn er aufwachte, fragte er immer, ob nicht der Funkspruch von der Division gekommen sei. Am Abend des zweiten Tages ist es dann so weit: Ein General kommt herein, legt K., den man aufzuwecken versucht hat, den Funkspruch hin und gibt ihm das Ritterkreuz. Aber der nimmt das schon nicht mehr wahr. Ein Sanitäter schlägt einen Nagel in die Holzwand hinter seinem Rücken und hängt den Orden dran. Als derselbe Sanitäter in der Nacht kommt, um den Verband zu wechseln, ist Kohler schon tot. War er nun wirklich ein Held, den man besonders auszeichnen musste, oder vielmehr doch eher einer von vielen, die mit falsch verstandenem Ehrgeiz auch über Leichen gegangen sind, in einer Situation, in der es aus militärischen Gründen auf «Bodengewinn» schon lange nicht mehr ankam? Vielleicht kann man ihn auch nicht gerecht beurteilen, auch er war einer der Millionen Verführten.

Ganz anders die Geschichte eines Stabsarztes, der mir nicht aus dem Sinn geht, wenn von «Helden» gesprochen wird. Als wir Ende Juli 1944 in Lublin sind und lustlos daran arbeiten, Sperren anzulegen und

Sprengungen vorzubereiten, die der Verteidigung der Stadt dienen sollen, gibt es für meinen Zug einen besonderen Einsatz; etwa zehn Kilometer östlich der Stadt sei ein vollbesetzter Lazarettzug auf freier Strecke stehen geblieben, weil eine Fliegerbombe das Gleis unterbrochen habe. Wir sollten hin zu einer provisorischen Reparatur, damit der Zug zunächst in die Stadt fahren könne, von wo aus man die Verwundeten dann weiter nach Westen transportieren wolle. In diesen Wochen war der Rückzug im Südosten Polens manchmal so chaotisch, dass man Lazarette nicht mehr geordnet räumen konnte. Oft fehlten auch geeignete Züge.

Mit einem Lastwagen voller Soldaten und Gerät fahren wir den Bahndamm entlang nach Osten und finden die Stelle. Das Loch im Bahndamm ist sieben bis acht Meter breit, ein Bombenrichter und verbogene Schienen und beschädigte Schwellen. In vier bis fünf Stunden müsste die Reparatur beendet sein. Während wir arbeiten, kommt auch eine Lokomotive mit einem Güterwagen aus der Stadt angefahren. Ich schaue mir den Lazarettzug an, der gut eingerichtet und mit einem etwa 40-jährigen Stabsarzt besetzt ist. Er erzählt, dass rund 1'500 zum Teil schwer Verwundete in den vielen Wagen liegen, es handle sich um ein geräumtes überfülltes Feldlazarett. In einer Reihe von Fällen müsste eigentlich rasch operiert werden, da sie schon etliche Tage unterwegs seien, und ob wir nicht solche Leute rasch zur dringenden Versorgung in die Stadt transportieren könnten. Also organisieren wir, dass Schwerverwundete über die schadhafte Stelle im Gleis in den Güterwagen getragen werden. Wir haben vielleicht zehn von ihnen hinübergeschafft, als uns ein russisches Flugzeug ansteuert und gleich wieder abdreht. Nur wenig später kommen zwei russische Panzer aus östlicher Richtung, wo es offenbar gar keine zusammenhängende Kampflinie mehr gibt. Der eine T 34 schießt mit seiner ersten Granate in unsere Lokomotive, deren Kessel sofort explodiert. Die nächsten Schüsse zertrümmern den Güterwagen, in dem die Schwerstverwundeten liegen. Wir sind inzwischen alle in die umliegenden Felder gerannt. Panzerfäuste haben wir nicht, wir sind also ohne Abwehrmöglichkeit.

Der Stabsarzt aus dem Lazarettzug, der einen sehr erschöpften Eindruck macht, liegt neben mir und sagt: «Sie können hier nichts mehr tun, Sie müssen nach Lublin zurück. Ich gehe in den Lazarettzug, da brauchen sie einen Arzt. Wer weiss, was da jetzt passieren wird.» Dann gibt er mir die Hand und kriecht auf den etwa 200 Meter entfernten Zug zu, während wir uns in die Stadt zurückschlagen. Russische Infanterie war mit den offenbar vorgestossenen Panzern nicht mitgekommen. Ich vergesse, den Arzt nach seinem Namen zu fragen, um vielleicht einmal seine Angehörigen zu verständigen. Er hätte es mit uns schaffen können, eine Woche später aus dem eingeschlossenen Lublin auszubrechen und die rettende Weichsel zu erreichen. Aber er wählte, wenn ihn die nächste Stunde nicht das Leben gekostet hat, zumindest die jahrelange Gefangenschaft.

Orden schmücken die Brust von tapferen Soldaten – aber dazu machte ich am Ende des Krieges noch eine neue Erfahrung. Im Februar 1945 werde ich als Adjutant zu einem kleinen Stab kommandiert, der in der Nähe des Plattensees ist. Zu meiner Funktion gehört auch die Bearbeitung von Beförderungs- und Auszeichnungsangelegenheiten für die unterstellten Einheiten. So sitze ich also vor der Aufgabe, Begründungen für das Eiserne Kreuz, das Deutsche Kreuz in Gold und anderes durchzusehen und neu zu formulieren; ich habe aber keine Ahnung von derartigen Anträgen. Aber Feldwebel Pach, langgedient und die Seele der Schreibstube, im Zivilberuf Diplomkaufmann aus Wien, vermittelt mir seine Erfahrungen, über die ich zunächst staune, deren Pragmatik mir aber schnell einleuchtet: Von den vorgesetzten Stäben kam die Anweisung, aus den unterstellten Einheiten eine ganz bestimmte Anzahl von Soldaten für eine pauschal festgesetzte Zahl von Auszeichnungen vorzuschlagen. Man bat also die Leute «vor Ort», entsprechende Namenslisten und eine Begründung zu schreiben. Nun ist es aber schwierig, «Tapferkeit» zu beschreiben, wenn man keine messbaren Kriterien hat. Normale Soldaten taten eben jahrelang ihre Pflicht, hatten Angst, lagen im Dreck, handelten wohl auch stumpfsinnig unter Befehl. Das individuelle Verhalten im Einsatz gab oft nichts her. Es war

ja anders als zum Beispiel bei Jagdfliegern, die ihre «Leistung» an der Anzahl der abgeschossenen Feindflugzeuge «messen» konnten. An Hand von Beispielen belehrte mich der Wiener Feldwebel, dass Anträge auf Auszeichnungen selten Erfolg gehabt hatten, wenn da nur stand: Der Obergefreite X hat alle Gefechte seit dem Frankreichfeldzug mitgemacht, sich vor allem als Kradmelder im Winter 1941/42 bewährt. Ich las auch in den Akten früherer Vorgänge, an denen ich selbst beteiligt gewesen war. In einem Fall waren fünf oder sechs Leute zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen worden, aber die vorgesetzte Stelle lehnte mit der Begründung ab, der Einsatz habe nur zwei Tote gefordert, es könne sich also nicht um ein besonders auszeichnungswürdiges Unternehmen gehandelt haben. So kam es also zur «Märchenstunde»: Wir setzten uns zusammen und polierten die nüchternen Begründungen mit Taten auf, die so nie passiert waren. Da wurden dann «ohne Rücksicht auf die eigene Person» feindliche Widerstände gebrochen, da half einer einem Verwundeten «unter Beschuss». Manche der Betroffenen hätten sich wahrscheinlich gewundert, wenn sie das gelesen hätten, aber solche Formulierungen erwiesen sich als erfolgreich, und wahrscheinlich wurde in allen Bereichen der Armee ähnlich verfahren. Denn die in einer Einheit verliehenen Auszeichnungen befriedigten auch das Status-Bedürfnis aller, auch der höheren Vorgesetzten, und verbesserten vielleicht auch das «Betriebsklima». Ausserdem war jemand, der seit Jahren das alles mitgemacht hatte, eben auch einer äusseren Anerkennung würdig, da eine solche in jener Zeit so viel galt. Über sie wurde ja auch in der Heimatzeitung berichtet, übrigens auch dann, wenn der letzte Bericht über einen Menschen als Gefallenenanzeige erschien, unter die so viele Familien schrieben: «In stolzer Trauer teilen wir mit, dass unser Sohn ..., ausgezeichnet mit..., im Osten gefallen ist.»

## Befehl und blinder Gehorsam

*Zu den Erfahrungen, die mich völlig unvorbereitet getroffen und erschreckt haben, gehört ein Vorgang Ende Februar 1944:*

Aus dem kurzen Genesungsurlaub nach dem Lazarettaufenthalt werde ich zu einem so genannten «Marschbataillon» nach Frankfurt/Oder befohlen. Es handelt sich um Ersatz, der in Zügen zu Frontleitstellen gebracht wird, von wo dann die Verteilung an die einzelnen Einheiten erfolgt. Ich melde mich beim Chef des Bataillons, einem älteren österreichischen Major, der mit seinem Stellvertreter in seinem Waggon sitzt und ziemlich alkoholisiert ist. Die paar hundert Soldaten, die erstmals in den Osten fahren, sind bereits auf die Waggons verteilt und stehen nun auf dem Bahnsteig, wo sich zur Verabschiedung viele Familienangehörige – Eltern, Bräute, Geschwister – versammelt haben. Nach einiger Zeit werde ich zu dem Vorgesetzten geholt, der mir befiehlt, meinen Stahlhelm aufzusetzen und mit zwei Unteroffizieren dafür zu sorgen, dass der Bahnsteig von Zivilisten geräumt wird. Als ich verständnislos schaue, brüllt er mich an, er wolle in einer halben Stunde nur noch Soldaten sehen. Also gehe ich mit meinen Begleitern und mit Wut im Bauch, aber ohne Widerspruch von Gruppe zu Gruppe und bitte höflich, langsam Abschied zu nehmen und dann den Bahnhof zu verlassen. Viele Angehörige reagieren empört, denn sie sehen natürlich, dass der Zug noch keine Lokomotive hat und dass es wahrscheinlich noch lange dauert bis zur Abfahrt. Sie wissen ja auch, dass man wegen der möglichen Bombardierungen solche Truppentransporte vorwiegend erst bei Nacht auf die Strecke schickt. Es dauert bis dahin auch noch gut zwei Stunden, ich habe das Gefühl, der Major wolle nur verhindern, dass jemand von den Zivilisten ihn betrunken sah. Und da verliess er sich eben auf das System von Befehl und Gehor-

sam, und weil in der Regel alle genau so angepasst reagierten wie ich und ihren Ärger für sich behielten, funktionierte das ja auch immer noch.

Ein paar Monate später war das schon etwas anders. Ich war mit meinem Zug in der Gegend nördlich von Odessa. Auf dem Rückzug, als wir täglich wichtige und auch unwichtige Einrichtungen zerstörten, hatte es Verluste gegeben. Nachdem wir bei einsetzendem Tauwetter unsere Lastwagen tagelang durch den Schlamm gebracht hatten, gab es an einem Abend kein Weiterkommen mehr. Um nicht in Gefangenschaft zu geraten und beweglich zu bleiben, ordnete ich nach Beratung mit einem älteren, erfahrenen Kollegen aus der Nachbarschaft die Sprengung unserer Fahrzeuge und des wertvollen Geräts an. Wir wurden von einer Infanterie-Einheit vereinnahmt, bis man uns schliesslich nach ein paar Wochen herauslöste, einen Marschbefehl in die Gegend von Przemyśl (Galizien) gab, wo die ganze Einheit neu aufgestellt werden sollte. Von den etwa 15 Männern, die noch da waren, stammte etwa die Hälfte aus der Wiener Gegend, die meisten waren etwa ein Jahr lang nicht mehr im Urlaub gewesen. Durch Ostrumänien schlugen wir uns zunächst nach Bukarest durch, wo der deutsche Bahnhofsoffizier mir «nach eingehender Rücksprache» – das heisst ich hatte ihn etwas überredet – eine Bescheinigung gab, welche die Möglichkeit einräumte, nicht gleich nach dem Norden zu fahren, sondern Galizien «wegen Transportschwierigkeiten» rascher über Wien und Prag zu erreichen. Nach tagelanger Fahrt in Güterwagen kamen wir schliesslich nach Wien, völlig abgerissen, sodass die Menschen auf dem Bahnhof uns neugierig betrachteten. Bis zur Abfahrt des Zuges, der einmal am Tag nach Prag fuhr, hätten uns zehn Stunden Aufenthalt zugestanden.

Ich fand mich schliesslich in der Familie des Wiener Obergefreiten Sind, badete dort nach Monaten das erste Mal, ging zu einem Schuster, der meine losgerissene Stiefelsohle wieder befestigte, ging auch mit Sincls Schwester durch Wien und Schönbrunn. Die Soldaten suchten ihre Angehörigen auf, manche hatten sie sogar telefonisch von ausserhalb holen können. Wir konnten die Abfahrt des Zuges dadurch

«verpassen», dass ich vom verständigen Bahnhofsoffizier, auch einem Wiener, eine Bestätigung bekam, dass der Zug überfüllt war. So fuhren wir einen Tag später und kamen dann auch später in dem kleinen galizischen Nest an, als unser Kommandeur sich wohl gedacht hatte; der Umweg über Wien war für ihn ohnehin indiskutabel. Der Kollege, mit dem ich mich abgesprochen hatte, war einen Tag früher angekommen. Wir beide wurden zu General Dybilasz, einem Österreicher, befohlen, der uns zunächst nur anbrüllte, uns vor allem vorwarf, wir hätten ohne Grund wertvolles Material zerstört, und dies wahrscheinlich aus Feigheit. Nach allem, was er über die Lage ein paar Wochen vorher wisse, habe dafür keine Notwendigkeit bestanden, und wir hätten uns zu rechtfertigen. Man nahm uns die Pistolen ab, drückte jedem einen Meldeblick in die Hand, wies uns in einem Haus getrennte Räume zu, stellte einen Posten vor die Tür, der vor allem verhindern sollte, dass wir uns verständigten. In einer ausführlichen schriftlichen Darstellung aller Umstände sollten wir niederschreiben, warum es keine andere Entscheidung gegeben habe. Für den Fall eines nicht befriedigenden Berichts würde gegen uns «Tatbericht» eingereicht werden. Das hiess, es würde ein Kriegsgerichtsverfahren in Gang gesetzt werden. Wir hatten vom späten Vormittag bis zum Abend Zeit. Fatal war, dass jeder fürchten musste, die Aussage des anderen führe zu Widersprüchen, aus denen man uns hätte einen Strick drehen können. Man kann sagen, dass wir buchstäblich «um unsere Haut» geschrieben haben.

Das Ganze ging schliesslich gut aus, man entliess uns zu unseren Kompanien: Die im Grunde völlig unübersehbaren Verhältnisse beim Rückzug durch den Schlamm, eigentlich doch einer Art Flucht, liessen eine objektive Beurteilung unseres Verhaltens nicht zu, und man hielt sich dann wohl an das «in dubio pro reo». Eine der Folgen dieses Vorgangs war offensichtlich, dass ich nicht mehr befördert wurde, obgleich ich kurz danach an der Reihe gewesen wäre. Aber zu diesem Zeitpunkt war mir sowieso schon klar, dass ich einen falschen Beruf gewählt hatte.

Schon ein halbes Jahr später ging es übrigens viel rigoroser zu: Man installierte so genannte «fliegende Standgerichte», griff versprengte Gruppen von Soldaten auf, vor allem aber Einzelne, die sich auf keine Zeugen berufen konnten, und hängte sie oft nach kurzem Verfahren auf, vor allem aus Abschreckungsgründen. Nach dem Krieg gab der «Fall Filbinger» Einblick in das rein rechtspositivistische Denken mancher Wehrmachtsrichter, die selber nur immer in irgendwelchen Stäben in Büros gesessen hatten.



## Begegnung mit dem Tod

*Als wir mit 17 Jahren die Uniform eines Soldaten anzogen, ängstigte die Realität, der wir nun ausgesetzt waren, wohl vor allem unsere Eltern, die schon einen Krieg erlebt hatten. Wir selbst verdrängten den Gedanken an das Sterben zunächst. Als wir dann dem Tod im Krieg erstmals begegneten, war er ganz anders, als er sich in den vielen Soldatenliedern vom «Heldentod» und in manchen grossmäuligen Sprechchören in der Hitlerjugend angehört hatte («Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen ...»). Der Tod war viel prosaischer, kälter, schrecklich wahllos und ganz und gar unheroisch. Zu erleben und zu erkennen, dass er auch noch sinnlos war, setzte voraus, dass wir erst noch in einem schmerzhaften Prozess vom Popanz unserer so genannten «Ideale» Abschied nehmen mussten.*

Von der «Feuertaufe» hatten wir oft gelesen, am heroischsten klang sie in den Berichten vom Langemarck-Erlebnis von Studenten aus dem Ersten Weltkrieg, aber auch bei Ernst Jünger, der das Ganze «Stahlgewitter» nannte, und das vermittelte ja wohl die Assoziation von «reinigend» und «härtend»: Erst danach konnte man mitreden, war man ein «richtiger harter Mann».

Und dann lagen wir schliesslich am Rande eines Sumpfwaldes, und über uns piffen die Geschosse eines Maschinengewehrs durch die Blätter und Äste und machten merkwürdige Geräusche, und der eine oder andere schrie, dass er etwas abbekommen habe, und dann hatte man schreckliche Angst und wagte nicht den Kopf hochzuheben. Man wartete, was die andern machten, die das schon oft erlebt hatten, und wollte auf keinen Fall zeigen, wie einem zumute war. Als wir dann die ersten Toten auf einen Panjewagen hoben, war vom «Heldentum» nicht mehr

die Rede, eher vom Schrecken, der aber seine Steigerungsmöglichkeiten hat, im Krieg vor allem dort, wo der Einsatz der Kriegstechnik zu einer Art «Materialisierung» von Menschen führt: Eine erste, fast traumatische Erinnerung habe ich an einen grösseren Platz in einer ukrainischen Vorstadt, auf den wir kurz nach dem Abflauen von länger andauernden, heftigen Kämpfen kamen, in deren Verlauf man auf beiden Seiten auch Werferwaffen eingesetzt hatte. Wir standen auf einmal inmitten von vielen, vielen Toten – Deutschen und Russen –, die teilweise so verstümmelt waren, dass man manche Körperteile kaum noch erkennen konnte. Gehirne und Gedärme und Blut vermengten sich mit Uniformstücken zu einem schrecklichen Bild, das uns zunächst nur stumm machte. Ein paar Leute gingen über den Platz und suchten nach persönlichen Gegenständen und Erkennungsmarken, vielleicht nach Andenken für die Angehörigen. Nach und nach stellt sich eine Gewöhnung als Selbstschutz ein, ja, man entwickelt Gleichgültigkeit und stumpft ab.

Bedrückend die langsame Art zu sterben, wenn man ihr nichts entgegensetzen konnte, weder Hilfe noch Flucht: Als unser Feldlazarett geräumt werden musste, legte man mich mit drei anderen Verwundeten, darunter einen mit einem frisch operierten Bauchschuss, in einen Sanitätswagen. Wir waren mehr als sechs Stunden unterwegs über sogenannte «Strassen», die den Sanka ständig holpern und schwanken liessen und dem Bauchschuss neben mir unerträgliche Schmerzen bereiteten. Er klingelte nach dem Beifahrer und befahl, langsamer zu fahren, aber das war kaum noch möglich und wegen der russischen Tiefflieger, die längst die Lufthoheit besaßen und wenig Rücksicht auf das «Rote Kreuz» nahmen, auch gar nicht sinnvoll. Er bekam dann mehrmals eine schmerzstillende Spritze, wachte aber immer bald danach wieder auf. Nach etwa der Hälfte der Strecke war es zu Ende mit ihm: Vor dem Feldlazarett, in das wir verlegt wurden, lud man ihn als ersten aus.

Auch dieses Feldlazarett musste eine Woche danach geräumt werden. Es gab keine Sanitätswagen mehr. Sanitäter trugen uns an den Rand der «Rollbahn», wo wir mit unseren Krücken zurückflutende

Fahrzeuge anzuhalten versuchten. Dies gelang mir schliesslich bei einem Personenwagen, weil ich meine Pistole in die Hand nahm und mich mitten auf die Fahrbahn stellte. Ein Funktionär der so genannten «Organisation Todt» sass allein im Auto, das aber reichlich angefüllt war mit Kleidung, einem Radiogerät, ein paar Akten und anderem. Ob ich denn nicht sehen könne, dass er keinen Platz habe, schrie der Fahrer. Nur mit der Pistole schaffte ich es schliesslich, dass zwei Plätze notdürftig freigeräumt wurden. Im dichten Schneetreiben kamen wir nach ein paar Stunden bis vor ein Lazarett in Cherson; der Fahrer hatte kein Wort mit uns gesprochen. Die Verladung in einen behelfsmässigen Lazarettzug geschah ein paar Tage danach. Er hatte ungefähr 30 Güterwagen, die mit Stroh ausgelegt waren. Da es inzwischen Ende November geworden war und recht kalt, hatte man in die Mitte des Waggons einen Kanonenofen gestellt, den ein älterer Hamburger, der an Gelbsucht litt (also sozusagen gesund war), bedienen sollte. Er war unserem Wagen als Betreuer zugeteilt und der einzige, der gehen konnte. Um den Ofen herum lagen wir, etwa 25 bis 30 Mann, wahllos durcheinander. In der Eile des Verladens – auch Cherson drohte die Räumung – hatte man die Waggons einfach gefüllt, ohne zu beachten, dass man Soldaten mit schwersten Verwundungen vielleicht in bessere Versorgungsmöglichkeiten hätte bringen müssen. Man hatte wohl auch geglaubt, wir seien bis zur Aufnahme in einem richtigen Lazarett nur kurze Zeit unterwegs. So lagen also nebeneinander Lungenschüsse, Bauchschüsse, frisch Amputierte, Kopf- und Hirnverletzte und eben auch der eine oder andere leichter Verletzte wie ich. Um es kurz zu machen, der Zug kam erst nach zwölf Tagen in Krakau, unserem vorläufigen Bestimmungsort, an. Wenn wir unterwegs länger standen, weil die Strecke bombardiert war oder Gegenzüge abgewartet werden mussten oder Verpflegung empfangen wurde, kam auch einmal ein Arzt vorbei und gab Arzneimittel, vorwiegend schmerzstillende Spritzen. Aber für den ganzen Zug mit schätzungsweise tausend Verwundeten gab es nur zwei begleitende Ärzte, die völlig überfordert waren. Jeden Morgen

ging ein Trupp von Sanitätern am Zug entlang, öffnete die Schiebetür und hob zunächst jene heraus, die in der Nacht verstorben waren, irgendwo auf freier Strecke, und wahrscheinlich hat es manchmal niemand gemerkt. Aber man war ja ohnehin inzwischen in einer merkwürdigen Weise nahezu unempfänglich für die Leiden anderer geworden, besonders hier, wo man keinen persönlich kannte. Man wartete nur darauf, dass man endlich ausgeladen würde, die Läuse loskriegte, gewaschen wurde, wieder einmal in einem Bett lag. Im Übrigen entfaltete die Masse des Elends eine grausige Anonymität.

Ganz anders ergriff und bestürzte uns der Tod des Gefreiten Schubert aus einem Berliner Arbeiterviertel; sein Tod war auch für Kriegzeiten nicht «normal», möglicherweise aber auch gar nicht so selten. Männergesellschaften können brutal sein und die Eintönigkeit oft im Stumpfsinn verbrachter Monate können wohl auch sozialpsychologische Mechanismen in Gang setzen, die unter normalen Umständen nicht auftreten. Die Unterkunft der Einheit, für die ich die Verantwortung trug, war ein ehemaliger Schulraum in einem ukrainischen Städtchen. Am Nachmittag hatte ein LKW Kantinen- und Marketenderware gebracht, neben Zigaretten auch Schnaps. Schubert war bei solchen Gelegenheiten einer, mit dem man seinen Spass treiben konnte, etwas einfältig und unbeholfen. Nach ausgedehntem Fuseltrinken taute er auf und gab Erlebnisse zum Besten. Das Neueste: Seine Frau in Berlin war wieder schwanger, und die Kameraden, auch leicht angetrunken, machten sich einen Spass daraus, ihm vorzurechnen, er könne ja gar nicht der Vater sein, weil sein Urlaub schon länger zurückliege. Man hänselte ihn, gab ihm zu bedenken, bei den älteren Kindern auch nochmals nachzurechnen. Schliesslich legten sich alle schlafen. Man weckte mich gegen vier Uhr früh: Schubert hatte sich, auf seiner Unterlage mitten unter den andern liegend, den Gewehrlauf in den Mund gesteckt und abgedrückt. Die Vorgeschichte bekamen wir nach und nach heraus, aber nach einer ersten Betroffenheit gingen die meisten zum Alltäglichen über: Schuldgefühle konnten sich in dieser Atmosphäre nur vordergründig und unzulänglich entwickeln. Und es gab damals nicht

wie heute irgendwo greifbar einen Psychologen zur «Verarbeitung» tragischer Vorfälle, auch in den meisten Fällen keinen Seelsorger. Wir schrieben den obligaten Brief über einen «bedauerlichen Unglücksfall» an seine Frau in Berlin.

*In den Jahren nach dem Krieg, wenn in Erlebnisberichten, Talkshows und anderswo von persönlichen Kriegserfahrungen die Rede war, habe ich mich manchmal gewundert, wie ehemalige Soldaten den Eindruck erweckten, sie seien zwar «dabei gewesen», aber vor dem eigentlichen Zweck des Soldatenberufes, dem Töten, seien sie verschont geblieben, weil sie sich hätten in eine Nische drücken können oder weil sie im Ernstfall «vorbei» geschossen hätten. So hätten sie ohne traumatische Schuldgefühle mit ihren Erinnerungen weiterleben können. Meine Skepsis bleibt, ob da nicht manchmal die Erinnerung trügt oder Ehrlichkeit auf der Strecke geblieben ist, oder ob sie vielleicht nicht ausreichend verarbeitet haben, was man Mitverantwortung nennt. Wer immer in den Krieg gezogen ist, hat einer Führung gedient, die die Vernichtung des Gegners gefordert hat. Gewiss, die meisten Toten in diesem technisierten Geschehen sind nicht «Auge in Auge» umgebracht worden, sondern gewissermaßen anonym und auf die Ferne, durch Bomben, Artilleriegranaten, Maschinengewehre, die oft «streuend» trafen. Aber diese Handwerkszeuge der Vernichtung wurden von Menschen erfunden, gewartet, bedient, mit Funk gesteuert, mit Nachschub und Ersatzteilen versorgt: Keiner kann sich da nachträglich heraushalten.*

Ein paar Jahre nach dem Krieg während des Studiums ist mir dies in einer Kirche in Bristol besonders bewusst geworden: Nach einer mehrmonatigen Tätigkeit als Erntehelfer waren wir Studenten bei englischen Familien eingeladen. Mit mir ging mein Kommilitone Breithaupt, der im Krieg Hauptmann und Bomberpilot gewesen war, zu einer Abendveranstaltung einer englischen Kirchengemeinde. Der Pfarrer sammelte Geld für den Wiederaufbau

der durch Bomben schwer beschädigten Kirche und zeigte dabei auch die Kriegsschäden in den anliegenden Wohnvierteln. Von Breithaupt wusste ich, dass er von Frankreich aus Einsätze nach England geflogen hatte. Auf meine Frage, warum sie denn nicht nur die Hafenanlagen bombardiert hätten anstelle der Wohnviertel, antwortete er etwa so: «Wir waren auf einem Feldflugplatz in Frankreich und wurden zu Einsätzen nach England geleitet, meistens nachts. Die Flakabwehr wurde nach und nach verstärkt, vor allem über kriegswichtigen Zielen. Also warfen wir oft, um heil heimzukommen, unsere Bomben irgendwo über dem Einsatzgebiet ab, vielleicht manchmal nicht unbedingt dort, wo wichtige Kriegsziele waren, von deren Beschädigung oder Zerstörung wir danach allerdings berichtet haben. – Ich habe nie gesehen, was ich da unten angerichtet habe.»

Allerdings konnte man durchaus immer wieder sehen, was man angerichtet hatte: In einer bestimmten Situation im Winter, als wir einige Wochen lang in den Absetzbewegungen nördlich des Schwarzen Meeres von der Infanterie vereinnahmt wurden, versorgten uns etliche Tage lang Ju-5 2-Flugzeuge aus der Luft. Sie warfen an bunten Fallschirmen Verpflegungssäcke und Kisten mit Munition ab, konnten sich aber beim ständig wechselnden Frontverlauf oft nicht exakt orientieren. Die russischen Soldaten waren auf diese Versorgungsbomben mindestens so scharf wie wir, sodass es gelegentlich darauf ankam, am schnellsten dort zu sein, wo sie auftrafen und dabei übrigens oft in ihre Einzelteile zerbrachen. Als einmal russische Soldaten früher da waren als wir, kam es zu Nahkämpfen: Auf ganz kurze Entfernung schossen wir und warfen Handgranaten in die Haufen, die sich bei den Fallschirmen gesammelt hatten. Danach sahen wir natürlich unmittelbar, was wir ganz persönlich angerichtet hatten.

Ein andermal bekamen wir, wie fast immer beim Rückzug, den Befehl, möglichst alle Einrichtungen zu zerstören, die für den Gegner hilfreich sein könnten. Im Bereich von Eisenbahnanlagen, in Russland der weitaus wichtigste Faktor für den Nachschub, gehörten dazu auch sämtliche Wassertürme, ohne die die Lokomotiven nicht fahren konn-

ten. Im Bahnhof Slobodka hatten wir alle Vorbereitungen getroffen: Unten im Wasserturm lag eine verhältnismässig grosse Fliegerbombe mit Zündschnur, am Südausgang des Bahnhofs wartete ein Panzerzug, der uns nach der Sprengung aufnehmen sollte. Fliegerbomben wurden für solche Objekte wegen ihrer Kompaktheit gerne benutzt, und auf den Feldflugplätzen gab es schon länger keine deutschen Flugzeuge mehr, die sie hätten verwenden können. Im Normalfall hatte man für eine solche Sprengung recht viel Zeit, doch diesmal musste alles sehr überstürzt geschehen, weil im Bahnhofsgebäude bereits eine russische Einheit war und diese die technischen Einrichtungen möglichst unverseht in die Hand bekommen wollte. Mit einem Berliner Gefreiten, der mir mit seinem MG Feuerschutz geben sollte, war ich im Eingang des Wasserturms und versuchte, die Zeitzündschnur mit Streichhölzern anzustecken. Das klappte zunächst nicht, vielleicht weil ich zu aufgeregt war. Ich musste ein zweites Stück Zündschnur mit einer Zündkapsel an der Bombe befestigen, die dann endlich auch zischte. Dann rannten wir los in Richtung Panzerzug. Als wir uns etwa 40 Meter entfernt hatten, flog der Turm auseinander und mit ihm, wie die Beobachter am Zug berichteten, eine Gruppe russischer Soldaten, die inzwischen an dem Turm Deckung gesucht hatten. «Du hast sie praktisch mit dem Turm in die Luft gesprengt», sagte man mir.

Dem Tod und seinen Schrecken konnte man auch auf ganz andere Weise begegnen: Nach der Rückkehr aus dem Lazarett war ich im Frühjahr 1944 wieder bei der Einheit gelandet. Nach einer Irrfahrt von Leitstelle zu Leitstelle hatte ich sie in der Gegend von Uman am ukrainischen Bug endlich gefunden. Die Kompanie war kurz vorher aus dem berüchtigten Kessel von Tscherkassy herausgekommen und völlig dezimiert. Sie bestand nur noch aus einem österreichischen Unteroffizier Rossmann, im Zivilberuf Lehrer in Wien, und etwa 30 Soldaten statt der üblichen 120. Ich musste bis zur Ankunft eines Kompaniechefs die Führung übernehmen, der Nachschub sollte im Lauf der nächsten Wochen eintreffen.

Bei der ersten Besprechung mit Rossmannith sagte dieser: «Wir müssen jetzt endlich anfangen, die Briefe an die Angehörigen der Gefallenen zu schreiben. Sie müssen das handschriftlich tun, hier ist die Liste, es sind 36.» Aus den Resten der Schreibstube hatte er sich die Anschriften besorgt, es gab auch noch ein paar persönliche Sachen, Fotos zum Beispiel, die Kameraden mitgenommen hatten. Durch Herumfragen bei den Überlebenden hatte Rossmannith einiges über die Lebensverhältnisse erfahren und sich Notizen gemacht. Wir verfassten die Briefe gemeinsam, ich baute auf die Erfahrungen des älteren Unteroffiziers. In den nächsten Tagen und Nächten sassen wir dann in der Stube einer ukrainischen Bauernkate am Ofen. Rossmannith gab Formulierungshilfen mit den Notizen neben sich, weil er die meisten besser gekannt hatte als ich. Ich schrieb mit der Hand Benachrichtigungsbriefe an 36 Ehefrauen oder Eltern. Die näheren Umstände des Todes waren in der Regel grausam gewesen, man konnte sie kaum real schildern. Deshalb variierten wir immer wieder den mehr oder weniger gleichen Text auf möglichst tröstliche Art: «... durch Kopfschuss getötet», «... sofort tot nach Granatvolltreffer», «... die Kameraden haben an seinem Grab Abschied genommen ...» In den meisten Fällen war das alles nicht wahr; sie waren nach Verwundung erfroren, hatten Stunden und Tage, kaum versorgt, gelitten, waren zum Teil offenbar regelrecht krepirt, es hatte auch weder einen Pfarrer noch ein würdiges Begräbnis gegeben. Aber wenn das Lügen seine Zeit und seinen Ort hat, dann war das hier der Fall. Ich stellte mir immer wieder vor, dass die Angehörigen diese Briefe ja aufbewahren und immer wieder lesen würden, in ihnen vielleicht auch einen kleinen Trost suchen mochten. Und doch mussten die Formulierungen zur Routine werden, weil es so viele waren und weil für uns mehr oder weniger stereotype Wendungen die einzige Möglichkeit waren, das zu bewältigen. Und schliesslich war ich gerade erst 20 Jahre alt geworden.



## Kriegsverbrechen – gerechter Krieg?

*Viele aus meiner Generation sparen aus unterschiedlichen Gründen dieses Thema aus, wenn sie ihre Erinnerungen berichten, und reden dann davon, dass sie als Wehrmachtsangehörige nicht schuldig geworden seien, weil Schuld doch persönliche Initiative und Teilnahme an verbrecherischen Vorgängen voraussetze. Indessen: Auch wenn wir noch sehr jung waren, als dies alles geschah, zählen wir zur «Generation der Täter». Dies ist zunächst einmal ausserordentlich schmerzlich und belastend und erfordert zumindest die ehrliche, manchmal auch beschämende Aufarbeitung von Erinnerung. «Der einzige Weg der Befreiung geht durch die Erinnerung», meint der ungarische Autor und Holocaust-Überlebende Imre Kertész. Bemerkenswert und zum Nachdenken anregend auch der Hinweis von Martin Walser auf der ersten Seite seines viel diskutierten Buches «Ein springender Brunnen»: «Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird. Wenn es vorbei ist, ist man nicht mehr der, dem es passierte.» Etwas zögernd will ich an dieser Stelle einen Aphorismus von Nietzsche hinzufügen, für dessen Wahrheitsgehalt die Geschichte genug Beispiele bereithält, der für meine Generation aber weder Alibi noch Trost sein kann: «Manchmal ist der moralisch Entrüstete der Heuchler par excellence.»*

Als ich unmittelbar nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft meinem alten Religionslehrer, dem Dorfpfarrer, nach vielen Jahren wieder begegnete, begrüßte er mich so: «Na, bist du wieder da? Aber schliesslich waren nicht alle Offiziere Verbrecher!» Mich schockierte diese Äusserung zunächst, aber dann fand ich sie doch verständlich: So wie

man uns in der Gefangenschaft eines Tages mit schrecklichen Bildern und Berichten aus den Konzentrationslagern konfrontiert und geschockt hatte, so hatten die Menschen zu Hause nun die massive Darstellung der verbrecherischen Seite des Nationalsozialismus und des Krieges erlebt.

Und in unserem Dorf sprach man auch längst ganz offen über das, was man insgeheim längst gewusst hatte: Unter den über 10000 im Schloss Grafeneck auf der Schwäbischen Alb ermordeten geistig Behinderten waren auch 193 aus «unserem» Kloster gewesen. Im Herbst 1940 hatte man sie in grauen Bussen abtransportiert, kurz danach erhielten die Angehörigen die Mitteilungen über ihren Tod unter Hinweis auf angeblich schwere Erkrankungen.

Die meisten Soldaten waren einmal mit der Vorstellung in den Krieg gezogen, hier gehe es um eine uns Deutschen aufgezwungene und somit «gerechte» Sache. Jetzt, 1945, wurde klar, wenn auch für manche erst nach längerem Widerstreben, dass wir Teilnehmer und Teilhaber an einem unvorstellbar grossen verbrecherischen Unternehmen geworden waren. Und das Feindbild, das uns jahrelange Agitation, schulische und ausser schulische Erziehung vermittelt hatten – der Bolschewismus stalinistisch-jüdischer Prägung, der «Imperialismus» der Engländer und Amerikaner, dieser «Initiatoren des Schanddiktats von Versailles» – und das irrationale und emotional aufgeladene Geschichtsbild von der angeblich verderblichen Tätigkeit der «jüdischen Rasse» und des «Weltjudentums», dies alles verlor plötzlich jeglichen Anspruch auf Gültigkeit durch den nun möglich gewordenen Zugang zu allen Informationen, die uns jahrelang vorenthalten worden waren und die nun auf uns einstürzten.

Aber wie war das eigentlich die ganzen Jahre über wirklich gewesen? War nicht zumindest jenen unter uns, die ein Stück eigenen Urteils bewahrt hatten, im Lauf der Ereignisse und Erlebnisse klar geworden, dass wir mit diesem Krieg ohne Grund Schrecken, Not und Unrecht in andere Länder trugen, in denen wir eigentlich nichts zu suchen hatten, und dass wir natürlich in der einen oder anderen Weise zu Handlan-

gern, da und dort auch zu Mittätern an nazistischen Verbrechen geworden waren? In den Monaten des Rückzugs aus dem Osten versuchten viele, solche Überlegungen noch zu verdrängen und mit den Ausflüchten zu kaschieren, jetzt verteidige man die Angehörigen zu Hause gegen die Grausamkeit der nachdrängenden Feinde aus dem Osten. Aber jetzt, da uns die Augen schonungslos geöffnet wurden, ging das nicht mehr: Scham und Schuldgefühle waren nach 1945 das tägliche Brot der Denkenden, wann immer sie vor lauter materiellen Sorgen zum Denken kamen.

Ganz allgemein war die nahezu unkritische Kenntnisnahme des verbrecherischen Geschehens zunächst einmal das Ergebnis der anfangs unmerklichen, später fast totalen Ideologisierung einer ganzen Gesellschaft. Ihr erlagen nicht nur die wohl leicht verführbaren Massen in Partei und Parteiorganisationen, sondern in hohem Masse auch die ökonomischen, geistigen und militärischen Eliten, die für uns Jüngere beinahe unfehlbare Autoritäten waren.

Während der Kriegsereignisse kam meiner Beobachtung nach etwas anderes hinzu: In Ausnahmesituationen, aus denen das Soldatenleben weitgehend bestand, begannen die Menschen allmählich ihre Wertvorstellungen zu ändern; die allermeisten schlitterten mehr oder weniger in Verhaltensweisen, die nicht mehr «bürgerlich-normal» oder «zivil» waren. Zwar haben schwierige Situationen, mit denen man fertig werden musste, auch immer wieder Tugenden gefördert, deren «Vater» der Krieg nach traditioneller soldatischer Anschauung war: Kameradschaft, Opfersinn, meinetwegen auch Tapferkeit, aber da war eben auch ein unleugbarer Nährboden für Aggressionen, Grausamkeiten, Gleichgültigkeit den Leidenden gegenüber. Wahrscheinlich fand in vielen Fällen so etwas wie eine «Eskalation» über Jahre hinweg statt. Was man im Zuge der Ausführung von Befehlen, an deren Sinn man nicht zweifelte, tun musste, schaffte allmählich eine Art von Gewöhnung an das Ungewöhnliche, sodass sich mit der Zeit Normen des Verhaltens entwickelten, die man letztlich als ganz normal ansah, auch wenn sie das längst nicht mehr waren.

Schon die Gespräche in einer reinen Männergesellschaft drehten sich in der Regel in einem Alltag, wo politische Diskussionen angesichts einer vereinheitlichten Meinung reichlich sinnlos, dafür aber umso gefährlicher waren, fast immer und sehr rasch um die physischen Grundbedürfnisse, das Essen und die Sexualität; vor allem letztere verliess fast immer die Schutzzone der Intimität, die damals noch, wenigstens in unserer Altersgruppe, als allgemeine Vereinbarung galt. Erinnerungen, Nöte und wohl auch abwegige Phantasien wurden in die Öffentlichkeit gezerrt. Viele hörten schnell auf, sich zu schämen, andere hatten keine Kraft mehr, sich zu wehren.

Man fing auch damit an, im fremden, besetzten Land das Eigentum nicht mehr zu achten: Man ging dorthin schlafen, wo man es für eine Nacht bequem und warm fand, und dort wohnten normalerweise andere, nach deren Rechten man nicht zu fragen brauchte. Wenn man etwas benötigte, «organisierte» man es, im Übrigen nicht nur bei der Bevölkerung im Land, sondern auch bei anderen deutschen Militäreinheiten: Verlor man sein Gewehr, stahl man ein anderes, um nicht bestraft zu werden. Hatte man zu wenig Benzin und war die Versorgungsbasis weit oder unzuverlässig, bestahl man die Nachbareinheit, die vielleicht besser dran war. Speziell zu diesem Zweck erfanden Landser den so genannten «Kampfsauger». Dazu brauchte man einen Rucksack, einen Kanister, einen Schlauch und ein paar Minuten, in denen der Posten gerade nicht aufmerksam war. Und ebenso verhielt es sich, wenn es um Kleidung, Ersatzteile oder Verpflegung ging. Sich nicht an Recht und Ordnung und herkömmliche Moralvorstellungen zu halten, wurde sozusagen «normal». So war ich gleich zu Anfang im Osten zwar überrascht, fand aber bald nichts mehr dabei, als wir auf einem Kommando in der Ukraine zu fünft einfach eine grasende Kuh schlachteten, als wir Hunger hatten und weit von unserer Feldküche entfernt waren. Sie hatte sicher einen Eigentümer, aber wir schossen sie tot, was für uns Ungeübte ein langwieriges Geschäft war, schnitten amateurhaft etliche Stücke Fleisch aus der Hinterbacke und liessen den Rest liegen.

Bei einem der Rückzüge kamen wir in eine mittlere Stadt, in der einige Strassenzüge bereits brannten. Die Bewohner hatten sich verkrochen, wir sollten noch die wichtigsten Versorgungseinrichtungen zerstören. Dabei kamen wir zum so genannten «Kulturhaus», das in der Zeit der deutschen Besatzung ein Fronttheater beherbergt hatte. Seine Betreiber waren längst weg. Als wir auf der Bühne einen Flügel entdeckten, fingen ein paar Soldaten an zu spielen, was ihnen gerade einfiel: Schlager, Volkslieder, sogar Klassisches. Das ging so eine Weile, bis einer sagte: «Jetzt wird der Flügel gesprengt, das hatten wir noch nicht!» In der Tat: wir waren seit Wochen unterwegs und zerstörten, was angeblich kriegswichtig war, zum Beispiel erst vor ein paar Tagen innerhalb einer halben Stunde 200 Traktoren, fabrikneu aus Deutschland gekommen und auf einem Feld abgestellt; sie waren wohl für den Einsatz gedacht, ukrainisches Getreide für die deutsche Versorgung zu produzieren. In dem Theater nahm einer eine «geballte Ladung» – mehrere TNT-Stangen zusammengebunden –, hob den Deckel des Instruments hoch, zündete und legte den Sprengstoff auf die Saiten. Dann gingen wir in der Kulisse in Deckung, und es gab ein Gejohle, als nach der Detonation nur ein Gewirr von Drähten und zersplittertem Holz und Rahmenteilern übrig blieb. Wir sagten gerne «nix Kultura», wenn wir den russischen Mangel an Segnungen der Zivilisation belachten. Was die Rotarmisten wohl eine Stunde später, als sie den Ort besetzten, angesichts des gesprengten Musikinstruments über uns gesagt haben?

In Berdjansk am Asowschen Meer hatte ich den Auftrag, mit meinem Zug vor dem Rückzug die wichtigsten Teile der Hafenanlagen zu zerstören. An einem Nachmittag steckten wir entlang der Mole etwa ein Dutzend grosser Lagerschuppen in Brand, ein Flammengürtel von etwa einem Kilometer Länge entstand. Es gab da auch ein aus Beton gebautes Getreidesilo mit einer Lagerkapazität von 30'000 Tonnen, wie man uns sagte. Noch war ein Teil der ukrainischen Ernte des Sommers 1943 drin, bereit zum Transport über das Schwarze Meer und dann wohl nach Deutschland. Da die in der Stadt verbliebene ukrainische Bevölkerung

natürlich wusste, dass am nächsten Tag keine Deutschen mehr in Berdjansk sein würden, fanden sich in der Nähe des Silos viele Frauen und Kinder mit Säcken, Körben und Handkarren ein, um noch ein wenig Getreide zu ergattern. Denn natürlich war ihre Versorgung unzulänglich gewesen, und wenn die Rote Armee kommen würde, hätten die militärischen Belange den Vorrang. Wir hatten unsererseits den Befehl, nichts Verwertbares zurückzulassen, und das fanden wir damals auch selbstverständlich. Also übergossen wir den Weizen aus grossen 200-Liter-Fässern mit Dieselkraftstoff, verteilten im Silo eine Reihe von Fliegerbomben und sprengten alles auf einen qualmenden Haufen zusammen. Selbst die Getreidereste aus den Trümmern waren jetzt unserer Einschätzung nach ungeniessbar.

Dies ist nur ein Beispiel einer über viele Wochen gehenden Massnahme der so genannten «verbrannten Erde». Diesen Ausdruck lernten wir erst nach dem Krieg kennen, über die Sache selbst dachten wir kaum nach, und wenn, dann hielten wir das allenfalls für eine «Gewalt gegen Sachen», die kriegsnotwendig sei. Und wir lernten, so makaber das heute klingt, Fachkenntnisse und Phantasie anzuwenden, um nachhaltig Dinge zerstören zu können. Und der alltägliche, schliesslich auch fast sorglose Umgang mit den Mengen von Sprengstoff, die wir mitführten, machten über Wochen unseren Alltag aus.

In der Nähe des Dnjepr-Staudammes in Saporoshie zerstörte einer meiner Kollegen mit seinem Zug zum Beispiel die Hochöfen im Stahlwerk, wozu es Beratung von Hüttenfachleuten gab: Man musste die «Füsse» des Hochofens zerstören, sodass das ganze Gebilde möglichst kippte und dann später nicht mehr gehoben werden konnte. Brücken zu zerstören hatten wir ausgiebig gelernt; sie sollten ja nicht mehr gehoben werden können. Also mussten die Sprengladungen so platziert werden, dass die ganze Brücke aus der Achse sprang und noch seitlich gekippt wurde, was durch eine «Nackenladung» an einem der oberen Flansche bewirkt werden konnte. Ganz wirkungsvoll sollte die Zerstörung der Eisenbahnstrecken sein, die die wichtigsten Nachschubwege

waren. Wir schnitten mit dem Messer TNT-Stücke zurecht, sodass sie in die Weichen auf den Bahnhöfen passten, und entwickelten mit der Zeit rationelle Techniken zur Sprengung der Schienen: Man nahm ein langes Stück Zeitzündschnur und schnitt alle acht bis zehn Zentimeter eine Kerbe hinein, hängte sich das Ganze um den Hals und rannte dann zwischen den Schienen entlang, wo vielleicht alle 10 bis 15 Meter, vorwiegend an den Schienenstössen, eine kleine Ladung befestigt war. Der rennende Soldat liess dann jeweils aus dem Einschnitt in der Zündschnur einen kleinen Feuerstrahl heraus, zündete und rannte weiter, bis er von einem anderen abgelöst wurde. Im Laufschrift sozusagen wurden so Strecken zerstört. Aber es gab auch ein teuflisches Gerät, das eine Spezialeinheit bediente: Da hängte man an zwei Lokomotiven einen mächtigen Stahlhaken, etwa so gross wie ein halber Eisenbahnwagen, und grub dessen Spitze in den Unterbau zwischen beiden Schienen, der im Süden aus Schwarzmeer-Sand bestand. Dann fuhren die Loks an, zerrissen beim Fahren alle Schwellen in der Mitte und verbogen gleichzeitig die Schienen, sodass später weder Holzschwellen noch Schienen wiederverwendet werden konnten.

Verbrechen, die sich direkt gegen Menschen richteten, haben mich am Anfang sprachlos gemacht, weil ich mir den Krieg anders vorgestellt hatte. Aber auch da gab es eine Art Gewöhnung, und dann natürlich wohl eine Verdrängung, indem man solche Taten als unvermeidbare Begleiterscheinungen des Krieges irgendwie akzeptierte. In meinen Tagebuchaufzeichnungen kommen sie ganz sporadisch vor.

Hier ist ein Beispiel, das gleichzeitig mit meinem ersten richtigen Kriegstag zusammenfiel: Als 18-Jähriger war ich im ausgehenden Winter 1941/42 in Brjansk angekommen. Die Stimmung bei der Einheit war viel gedrückter, als sie in den Zeitungen und Wochenschauen in der Heimat beschrieben worden war. Wir fuhren zum ersten «Einsatz», und ich war nun sehr begierig, endlich etwas Gefährliches mitmachen zu können. Mit einer Art behelfsmässigem «Panzerzug» fuhren wir nach Nordosten in die versumpften Wälder. Man hatte provisorisch

Stahlplatten an die Seiten offener Güterwagen montiert und dahinter Flakgeschütze und Maschinengewehre aufgestellt, die durch Schlitze in den Wänden schießen konnten. Vorher gab es die Information, Partisanen hätten in der Nacht, offenbar aus einem Dorf in der Nähe der Bahnstrecke, auf einen Zug geschossen, ausserdem sei die Strecke blockiert. Unser Zug sollte eine Erkundungsfahrt machen, wir Pioniere sollten etwaige technische Probleme lösen. Wir fuhren langsam, bis in einer grösseren Rodung abseits der Bahn ein Dorf mit etwa 15 Häusern auftauchte. Der Zug stoppte, und zu meinem Erstaunen gab der Leutnant den Befehl an die Flakkanonen, mit Leuchtspurmunitie die Häuser in Brand zu schießen. Die alten Landser fanden das offenbar ganz in Ordnung. Nach kurzer Zeit brannten die strohgedeckten Holz- und Lehmhäuser, vor allem die Dächer. Menschen stürzten heraus in den Schnee, vielleicht hatten viele noch geschlafen, und dann erhielten wir den Befehl, aus dem Zug zu steigen und ins Dorf zu gehen. Wir sollten vorsichtig sein, es könne noch Partisanen geben. Das war natürlich Unsinn, falls es solche in dem Dorf gegeben hatte, waren sie längst in den Wäldern ringsum. Als wir durch den knietiefen Schnee an die Häuser kamen, waren die meisten schon bis auf die Lehmfundamente heruntergebrannt. Frauen, alte Männer und Kinder standen mit dem, was sie hatten schnell mitnehmen können, vor den Ruinen und versuchten noch aus den kellerartigen Vorratslöchern im Boden einiges herauszuholen. Uns gab man den Befehl, alles, was noch nicht brannte, vollends zu zerstören. Nach etwa einer Stunde kam auf einer Draisine ein Kommando Feldpolizei. Die ungefähr 40 bis 50 Leute aus dem Dorf wurden zu einer Kolonne geordnet und weggebracht. Ich weiss nicht wohin, ob zum Verhör, in ein Lager oder in die nächste Stadt. Damit hatte ja die Wehrmacht, wie wir so schön sagten und nach dem Krieg auch wiederholten, «nichts zu tun». Übrigens hatte es zwar Verletzte, aber wohl keine Toten gegeben, weil im Wesentlichen nur Brände verursacht wurden. Als die Dorfbewohner durch den tiefen Schnee stapften, die



heulenden und frierenden Kinder, nur notdürftig bekleidet, auf dem Arm, kam mir dieser Krieg, den ich an diesem Tag erstmals erlebte, doch recht unheroisch und ungerecht und zunächst auch unbegreiflich vor.

Indessen veränderte ein Ereignis zwei Wochen später schon das Bild und liess mir solche Grausamkeiten vielleicht doch kriegsnotwendig erscheinen. Folgendes war in unserer unmittelbaren Nachbarschaft geschehen: Vom Bahnhof Brjansk aus war seit Wochen jeden Morgen ein Bauzug auf die Strecke hinausgefahren, um die Gleise «umzuspuren», das heisst neun Zentimeter enger zu machen, damit Wagen mit deutscher Norm darauf fahren konnten. Bei den Bausoldaten handelte es sich fast ausschliesslich um ältere Männer, 40-jährige etwa, meistens Familienväter. An diesem Morgen nun, die Männer waren auf keine Überraschung gefasst und dösten wahrscheinlich in den Güterwagen vor sich hin, standen auf der Strecke mehrere Personen in deutschen Uniformen und winkten mit roten Fahnen dem Lokführer zu, anzuhalten. Als der Zug gestoppt hatte, wurde er von einer offenbar recht grossen Partisaneneinheit zusammengeschossen. Die paar Wachen, die in solchen Zügen in den Bremserhäuschen standen, hatten gegen sie keine Chance. Ein paar Schwerverwundete konnten offenbar überleben und berichten, was vorgefallen war. Wir mussten erst später hin und aufräumen, erfuhren dabei, dass 216 Soldaten, die Zahl ist mir lange nicht aus dem Kopf gegangen, tot waren. Und wir alle lernten bei dieser Gelegenheit begreifen, dass irgendwelche internationalen «Konventionen» in dieser Auseinandersetzung wohl keine Geltung hatten. Das Ungewöhnliche wurde zum Normalfall. Dieser Krieg war ganz anders als der in unseren Schulbüchern, auch anders als der, den die Propagandakompanien in der Wochenschau und in Zeitungsreportagen gezeigt hatten.

Im Sommer 1942 war ich während der Frontbewährung als Offiziersanwärter in eine Kompanie gekommen, die einen sehr forschenden jungen Hauptmann als Chef hatte. Mit mir zusammen waren zwei Gleichaltrige. In dieser Zeit bekam ich durch die grelle Sonne eine Bindehautentzündung und musste ein paar Tage ins «Revier», also in die Kran-

kenstube, die in einem ehemaligen Schulhaus im ersten Stock lag. Das Zimmer war wegen meiner Augen abgedunkelt. In einer Nacht gab es in dem kleinen Ort eine Schiesserei, und ich erfuhr am nächsten Morgen, dass ein junger Russe auf den Anruf einer Streife nicht stehengeblieben und angeschossen worden war. Für die Zivilbevölkerung war nachts natürlich Ausgangssperre. Er hatte einen Schuss durch den Hals bekommen und war danach im Revier verbunden worden. Dann legte man ihn unter mein Fenster zum Hof, wo ich ihn einen halben Tag lang röcheln hörte, bis man ihn schliesslich wegbrachte. Am Abend besuchten mich meine beiden Kameraden und berichteten Folgendes: In der Tasche des Russen hatte man den Teil einer deutschen Dienstvorschrift gefunden, die zwar nicht geheim war; daraus wohl schloss aber unser Chef, der Mann sei so etwas wie ein Spion. Für solche Fälle hätte es eigentlich eine Art förmliches Gerichtsverfahren geben müssen, vor allem aber wäre die Polizei zuständig gewesen. Doch das hätte vielleicht Schreibkram mit sich gebracht, und ausserdem gab es hier eine Möglichkeit für die 18-jährigen Fahnenjunker, sich zu «bewähren»: Man holte den Richard und den Fritz, hiess sie ein paar Leute aus dem Dorf zum Ausheben eines Loches organisieren und befahl ihnen, den Mann draussen auf dem Feld zu erschiessen und zu begraben. Als sie mir das erzählten, waren sie einigermassen durcheinander, vor allem deswegen, weil der Mann nicht einmal hatte stehen können: Sie mussten einen lebensgefährlich Verletzten richtig «abschiessen». Zwar redeten sie davon, er sei ein Spion gewesen und ein Feldgericht wäre wahrscheinlich zum gleichen Urteil gekommen, aber uns allen war nicht wohl dabei.

Eine weitere Episode, die die zunehmende Verrohung der Sitten im Krieg zeigt, hat mich ganz überraschend getroffen: Wir waren im ausgehenden Winter wieder einmal auf einer Absetzbewegung nach Westen. Unsere lange Kolonne schleppte sich zu Fuss durch die ukrainische Ebene. Bei einem kleinen Gehölz bog die Kolonne etwa 20 Meter seit-



*Sehr selten trafen wir auf nomadisierende Gruppen, wie hier, wahrscheinlich Kesselflicker.*

lich aus, auf den Rand eines Gebüsches zu, um dann wieder in die alte Richtung einzuschwenken. Man sah diese Ausbuchtung schon von ferne, und als auch wir hinkamen, bot sich ein erschreckendes Bild. Offensichtlich hatte eine Zigeunersippe in dem Gebüsch ein kleines Lager gehabt. Irgendwer hatte diese Familie erschossen, ob Deutsche, ob die oft sehr radikale ukrainische Hilfspolizei, wir erfuhren es nicht und es interessierte auch niemanden. Und nun hatten wohl Soldaten sich einen «Spass» daraus gemacht, drei tote Frauen dieser Gruppe nackt aus-zuziehen und für die Vorbeiziehenden «in Positur» zu legen. Deshalb schwenkten alle in einem Besichtigungsbogen zur Seite, man blieb kurz stehen, nutzte die Gelegenheit für lockere Sprüche und Zoten, dann trottete man weiter. Und aus Hunderten, die vorbeizogen, ist es keinem eingefallen, dem Ganzen ein Ende zu machen.

### *Verbrechen an Juden*

*Wer in der Zeit des «Dritten Reiches» gelebt hat, muss sich seit Kriegsende fragen lassen, was er von den Verbrechen an jüdischen Menschen gewusst habe.*

*Von dem, was schon vor dem Krieg geschehen ist, will ich nicht berichten; die Hintergründe der Nürnberger Gesetze, der «Reichskristallnacht» und die erzwungene Emigration der Juden sind dokumentiert. Wenn man nicht in Orten lebte, in denen es eine grössere jüdische Gemeinde gab, hat man vielleicht ausser der ständigen Hetze gegen die Juden in den Zeitungen und in den Reden hoher Parteifunktionäre im Rundfunk gar nicht viel Konkretes über die Verbrechen erfahren. Als ich dann als Soldat in die Berliner Gegend kam, habe ich natürlich auf den Berliner Strassen Menschen mit dem gelben Judenstern auf der Kleidung gesehen. Selbst viele Soldaten, die jahrelang in Polen und Russland waren, mögen von den dortigen Verbrechen, von Transporten auf der Eisenbahn und von Vernichtungslagern wenig erfahren haben, wenn sie vielleicht ständig an fast nur einem einzigen Frontabschnitt eingesetzt waren. Bei anderen, auch bei mir, war das etwas anders: Es gab Zeiten, in denen wir*

*lange Strecken unterwegs waren und manches hörten und sahen. Auch bekamen wir, wenn wir etwa bei einem Brückenbau längere Zeit an einem Ort waren und nicht in unmittelbarer Frontnähe, mitunter Einblick in die Verhaltensweisen der überall eingesetzten deutschen Zivilverwaltung.*

Einen ersten realistischen Eindruck von dem, was jüdischen Menschen angetan wurde, bekam ich auf einem Bahnhof in Galizien, der nach einem Tieffliegerangriff aufgeräumt werden sollte, wobei wir als Spezialisten mit unserem technischen Gerät komplizierte Arbeiten kurzfristig durchführen mussten. Im Übrigen wurden die Arbeiten von einer zivilen Baukolonne betrieben, der ein grösserer Trupp jüdischer Männer als Hilfskräfte zugeteilt war. Diese Männer, von einigen ukrainischen Polizisten bewacht, erschienen mir alt, heruntergekommen, ungepflegt, zerlumpt. Manche ähnelten jenen Gestalten, die der «Stürmer», das antisemitische Hetzblatt, das wir in unserer Internatsschule nicht hatten lesen dürfen, das aber in Schaukästen vor den Parteidienststellen hing, immer wieder abgebildet hatte. Alle Männer sprachen Deutsch, und in einer Pause, in der sich die Gruppe an einer Mauer hinkauerte, kam ich mit ihnen ins Gespräch, weil ich neugierig war. Einen, der sich besonders geistesabwesend verhielt, bei der Arbeit besonders unbeholfen wirkte und ständig vor sich hin murmelte, nannten die anderen «den Professor», und sie machten auch Zeichen, dass er ein wenig spinne. Ich fragte ihn schliesslich, warum er den Spitznamen «Professor» habe. Er sagte, das sei keine Frotzelei, bis 1939 sei dies sein Beruf gewesen; er habe in Prag Literatur gelehrt, sei dann ins Lager gekommen. «Seitdem habe ich kein Buch mehr in der Hand gehabt, vielleicht bin ich auch nicht mehr ganz normal.» Dann kam der Posten und trieb die Leute wieder zur Arbeit. Ich war auf einmal schockiert, aber warum eigentlich? Dass jüdische Menschen im Osten schwere Zwangsarbeit verrichteten, sie wie menschliche Wracks aussahen, hatte ja leider nichts Ungewöhnliches an sich. Arbeitsverpflichtungen unter widrigsten Umständen gab es ja auch für polnische und russische Männer

und Frauen; man hatte sich daran gewöhnt, solche Kolonnen zu sehen. Schockiert war ich wohl zunächst vor allem deshalb, weil da auf einmal hinter den Kleiderfetzen, die sie trugen, ein identifizierbares Individuum, ein Intellektueller, ein Gelehrter erschien, dessen trostlose innere Situation mich unmittelbar anrührte, vielleicht weil ich Literatur liebte und mir nicht vorstellen konnte, ohne Bücher zu leben. Schlimm genug, dass mir erst an diesem Einzelschicksal, das ich ganz zufällig erfahren hatte, deutlich wurde, dass da eine Tragödie ablief, und nicht an den Gruppen, die wir manchmal sahen, auch nicht an jüdischen Wohnbezirken, die es in den Städten da und dort auch im Jahr 1943 noch gab.

Von Moghilev-Podolsk war schon in anderem Zusammenhang die Rede. Diese Stadt am mittleren Dnjestr brachte mir die intensivste Begegnung mit dem Schicksal der osteuropäischen Juden; sie machte mich aus den verschiedensten Gründen wach und erstmals auch kritisch. Wir kamen von der Front aus der Gegend von Stalino im Donezbecken nach Moghilev an der Grenze zwischen dem ehemaligen Rumänien und der Ukraine. Transnistrien, das sich an den Dnjestr nach Osten anschliessende Gebiet, galt als Interessengebiet unserer rumänischen Verbündeten. Wir wurden auf dem Bahnhof ausgeladen und fuhren mit unseren Fahrzeugen in die Stadt, die unter rumänischer Verwaltung stand und wo wir Unterkünfte beziehen sollten. Schon auf dieser Fahrt in Kolonne empfand ich es als ganz merkwürdig, dass am Strassenrand zahlreiche Menschen standen, die bei unserem Vorbeifahren ihre Kopfbedeckung abnahmen und eine Art Verbeugung machten. Zunächst hatte ich den Eindruck von Unterwürfigkeit im Benehmen des jüdischen Teils der Stadtbevölkerung, Niederschlag der von jahrelanger Propaganda geprägten Vorurteile, die sich hier auf ganz einfache Weise zu bestätigen schienen: Da am Strassenrand konnte man offenbar ganz gut unterscheiden, wer zur «jüdischen Rasse» gehörte, wer andererseits Ukrainer war oder Rumäne; schon am Äusseren schienen sich Theorien aus Lehrbüchern der damaligen Art zu bestätigen, über die eigentlichen Ursachen hatte ich bis dahin kaum nachgedacht.

In unseren Köpfen hatte sich durch die Propaganda eine Rassenhierarchie eingenistet, in der wir, die Angehörigen eines besonderen «Kulturvolkes», ganz ganz oben standen; die Katastrophe der Niederlage war ja noch nicht absehbar im Sommer 1943. Danach kamen die Verbündeten wie etwa die Rumänen, auf die, wie auch teilweise auf die Italiener, wir mit herablassendem Wohlwollen als «Romanische» mit ihrer Laschheit und Unzuverlässigkeit blickten. Dann die Slawen, von denen man uns nur beigebracht hatte, sie seien kulturell und zivilisatorisch eine zurückgebliebene Gruppe, am anschaulichsten gekennzeichnet durch den Begriff der «polnischen Wirtschaft». Ganz unten dann die Juden, vor allem die Ostjuden, in der verbalen Hetze in der Abteilung «Parasiten» und «Schädlinge» angesiedelt. «Die Juden sind an allem schuld», stand ja überall in grossen Buchstaben zu lesen.

Bei dieser Fahrt in die Stadt geschah etwas Überraschendes: Der neben mir sitzende Oberleutnant Zimmermann aus Hannover packte mich am Arm und sagte: «Mensch, da drüben geht einer meiner Schulkameraden, das muss er sein.» Auf meine entsprechende Frage sagte er, er könne es sich doch nicht leisten, hier eine Jugendbekanntschaft mit einem Juden aufzufrischen. Und helfen könne er ihm doch nicht. In den nächsten fünf Wochen, die wir in der Stadt waren, hat Zimmermann, der später gefallen ist, nie nach ihm gesucht.

Wir richteten uns ein. Die Stadt hatte etwa 12'000 meist ukrainische Einwohner, es gab aber einen relativ kleinen Stadtteil, das jüdische Ghetto, in dem ebenfalls etwa 12'000 Menschen lebten, zusammengedrängt in einer Ruinenlandschaft, weil dieser Teil offenbar beim Vormarsch 1941 teilweise zerstört worden war. Nachts war das Viertel abgesperrt, die Juden durften dann den jüdischen Wohnbezirk nicht mehr verlassen. Sie hatten so etwas wie eine jüdische Selbstverwaltung mit einem «Judenrat» an der Spitze und einer eigenen jüdischen Polizei. Wir erfuhren bald, dass man die 12'000 vor allem aus Moldawien, Bessarabien und Podolien, aber auch aus Rumänien zusammengeschleppt hatte. Aber seit Beginn der Verfolgung in Deutschland waren auch

deutsche Juden zu ihren Verwandten in diese Gegenden emigriert und nun vom Krieg eingeholt worden. Die rumänische Verwaltung zog sie zur Arbeit heran, versorgte aber das Ghetto natürlich völlig unzulänglich. Für die Existenzsicherung seiner Bewohner bedurfte es des Schwarzhandels, der Illegalität und wohl auch der Kriminalität, es sei denn, man hatte besondere Beziehungen zur rumänischen Militärverwaltung.

Merkwürdiges kam auf uns am ersten Sonntag zu: der rumänische Stadtkommandant, ein Oberst, lud die etwa 20 Offiziere unseres Bataillons zum Mittagessen ins rumänische Kasino. Wir machten uns zu recht, so gut es mit unseren Feldklamotten ging, denn man hatte uns gesagt, viele Rumänen hätten ihre Frauen dabei. Vor dem Kasinoeingang gab es eine förmliche Begrüssung, wir brachten bei der Frau Oberst das erste und einzige Mal unseren auf der Kriegsschule gelernten Handkuss an. Dann folgte ein kurzes Gespräch zwischen dem Oberst und unserem Kommandeur, der uns dann eröffnete: «Wir fahren wieder in unsere Quartiere.» Dort folgte die Erklärung: die Rumänen hatten für jeden von uns ein deutsch sprechendes jüdisches Mädchen aus dem Ghetto als Tischdame beordert. Das durfte selbstverständlich nicht sein. Das Essen wurde auf den Abend verlegt, ohne Damen. Meiner Erinnerung nach endete es mit viel Alkohol, man war ja in einer Weinbaugegend.

Hier in Moghilev-Podolsk bauten wir eine grosse Brücke über den an dieser Stelle schon sehr breiten Dnjestr und arbeiteten rund um die Uhr auf beiden Seiten des Flusses. Einen Teil der Misere der Ghattobewohner lernten wir nun sehr rasch kennen. Meine erste «Schicht», bei der ich auf der Ostseite Aufsicht hatte, begann morgens um sechs Uhr. Als wir aus dem Auto stiegen, bot sich uns folgende Szene: Eine grosse Gruppe von Ghattobewohnern hatte sich in Reih und Glied an der Rampe zur Brücke aufgestellt. Schon beim Öffnen der Autotür verbeugten sich alle vor mir, die Männer hatten die Kopfbedeckung abgenommen und behielten sie in der Hand. Ein sehr drahtiger, vielleicht 50-jähriger Mann baute sich vor mir auf – ich war noch 19 –, schlug fast



die Hacken zusammen und meldete in militärischer Form: «250 Juden und 100 jüdische Frauen zur Arbeit angetreten, Herr!»

Ich hatte schon erfahren, dass die Rumänen uns Arbeitskräfte zur Verfügung stellen würden, hatte aber keine Vorstellung, wie das ablaufen sollte. Zunächst wusste ich gar nicht, wie ich reagieren sollte; nur keine Unsicherheit zeigen, war ja eine der ganz dummen, trotzdem schon lange verinnerlichten Regeln. Ich fragte den Mann, warum er so militärisch sei. «Ich war im letzten Krieg deutscher Vizefeldwebel, Herr Leutnant, ich weiss, wie man das macht. Es wird alles klappen!», war die Antwort. Alle acht Stunden werde eine solche Arbeitsgruppe von den Rumänen organisiert mit Hilfe der jüdischen Selbstverwaltung. Am Ende der Schicht bekämen die Menschen etwas zu essen.

Als unsere Fachleute mit der Arbeitseinteilung begannen, wich auch langsam meine Unsicherheit. So militärisch wie am ersten Morgen blieb es in den nächsten Wochen nicht, aber mit dem Vizefeldwebel klappte alles so gut, dass wir es bei der von ihm eingebrachten Ordnung beliessen. Im Übrigen stellten wir Folgendes fest: Es gab eine rumänische Dienststelle, die Arbeitskräfte im Ghetto rekrutierte. Wer noch Geld oder Naturalwerte besass, konnte sich auch durch Bestechung der Offiziellen von der Arbeit freikaufen oder aber, was wohl nicht selten geschah, einen anderen besorgen, der gegen einen entsprechenden Betrag oder eine Ware für ihn zur Brücke ging, manchmal auch zwei Schichten hintereinander.

Die Männer waren im Wesentlichen mit einfachen Erdbewegungen und Materialtransport beschäftigt, die Frauen zunächst auch, später dann, als betoniert wurde, auch damit, im Innern von Verschalungen für die provisorisch errichteten Stützmauern und Pfeiler den von oben zugeführten Beton zu verteilen und zwischen den Eisenbewehrungen festzustampfen. Diese Arbeit war körperlich nicht besonders schwer, aber im Innern herrschte oft eine Temperatur von 40 Grad und mehr; die Frauen arbeiteten dann vielfach ohne ihre Oberbekleidung.

Unsere Soldaten wurden zum Teil «Führer» von Gruppen jüdischer Zwangsarbeiter. Sie brauchten dann, ausser bei Spezialarbeiten, nicht

mehr selber Hand anzulegen, waren jetzt endlich auch einmal «Chefs», begannen mitunter grob zu befehlen, zu schreien und zu schimpfen; das ganze Vokabular des Kasernenhofes, das früher ihnen selbst gegolten hatte, konnten sie jetzt auf andere anwenden, dabei auch Aggressionen loswerden und Herr spielen. Den Mechanismus, der da mitunter einsetzte, kann ich an einem Ereignis verdeutlichen, bei dem ich selbst auch keine so tolle Rolle spielte: Etwa in der Mitte des Flusses, also rund 100 Meter vom Ufer entfernt, wurde das Fundament des alten, zerstörten Pfeilers freigelegt, um für Gründungsarbeiten Raum zu schaffen. Mit Spitzhacken und Schaufeln wurde eine tiefe Grube ausgehoben, in die immer wieder Wasser eindrang, da die primitiven Handpumpen, die wir hatten, nicht genügend Leistung brachten. Im Loch standen im schlammigen Untergrund 20 bis 30 Männer aus dem Ghetto, mit solchen Arbeiten nicht vertraut und körperlich auch geschwächt. Sie sollten kleinere Betonbrocken und Steine auf einer Art Rutsche nach oben bringen. Nach Ansicht der beiden Aufsicht führenden Gefreiten, steiermärkischer Bauernsöhne, stellten sie sich dabei so ungeschickt an, dass diese nun begannen, mit ihren abgelegten Lederkoppeln – «Gott mit uns» stand auf dem Koppelschloss – immer dann von oben auf die Menschen einzuschlagen, wenn ein Betonklotz wieder nach unten in den Schlamm fiel. Ich verbot das sofort, als ich hin kam, aber nicht mit einem Appell an ihre Menschlichkeit, sondern an ihren Verstand: Die Arbeit würde nur effizienter, wenn sie, die Spezialisten, den andern zeigten, wie man es am geschicktesten mache. Schlagen mindere ja doch nur die Arbeitsleistung, und auf die allein komme es an. Warum ich da nur so vordergründig, technisch und damit völlig unzulänglich reagierte, das hat mich später vor allem dann beschäftigt, wenn in Berichten über diese Zeit mit Recht vom «Wegsehen» und von der mangelnden Zivilcourage der Deutschen die Rede war.

Bei diesem Brückenbau in Moghilev-Podolsk bemerkte ich an einem Abend, als die Zwangsarbeiter sich bereits am Ufer zur Rückkehr ins Ghetto versammelten, dass sich etwa ein halbes Dutzend Soldaten aus unserem Kompanietrupp gestikulierend um das Widerlager gruppier-

ten, das gerade fertig montiert worden war. In unserer stark technisch ausgerichteten Einheit waren im Kompanietrupp vor allem Soldaten, die eine technische Hochschulausbildung hatten, aber nicht hatten Offizier werden wollen, also Diplomingenieure, Statiker, Vermessungsfachleute. Als ich hinkam, bot sich mir folgendes Bild: Die Soldaten hatten offenbar einen älteren Juden dabethalten und ihn gezwungen, in ein Loch im Widerlager zu schlüpfen, das, wie es Vorschrift war, dafür vorgesehen war, später eine Sprengladung aufzunehmen. Da sass er, zusammengekauert in dem engen Loch, und schaute völlig verstört nach oben. Auf meine Frage, was mit ihm sei, sagte einer der Soldaten, gewissermassen augenzwinkernd: «Wir haben ihm erklärt, es sei in alten Zeiten Sitte gewesen, einen Menschen lebendig in einen Pfeiler einzumauern, als eine Art Opfergabe, die Unglück fernhalte. Und jetzt wollten wir Beton auf ihn schütten.» Und alle grinsten und bedeuteten mir, sie hätten mit dem Mann nur einen Scherz gemacht. Ich sagte ihm, der natürlich Todesangst hatte, er solle nach Hause gehen, und wie wir es beim geringsten Entgegenkommen gewohnt waren, ging der Mann nach Bücklingen und mehrmaligem «danke, Herr» zu seinen Leuten. Wir haben meiner Erinnerung nach über das Ganze nicht mehr diskutiert. Für mich war dies ein Beispiel für die langsame Veränderung der Normen des Denkens und Empfindens in einem nun seit Jahren vorherrschenden soldatischen Milieu, in dem Langeweile und Gleichgültigkeit und Verrohung und wohl auch beginnende Einsicht in die Sinnlosigkeit des täglichen Tuns längst um sich gegriffen hatten.

Nach acht Stunden jeweils kam die Ablösung. Bevor die müden Menschen ins Ghetto zurückkehrten, erhielten sie von der rumänischen Verwaltung ihren Tageslohn: In Reihe gingen sie an einem Pferdefuhrwerk vorbei und holten einen etwa 300 bis 400 Gramm schweren Brocken Maisbrot ab. Die meisten begannen sofort ausgehungert hineinzubeissen, andere wickelten das Brot für ihre Angehörigen zu Hause in ein Stück Papier oder in einen Lappen.

Wir rund 500 Pioniere waren die einzigen Deutschen in der Stadt, und die rumänische Kommandantur war sehr bemüht, ihre Souveräni-

tät zu bewahren, auch die Juden betreffend, obwohl es von unserer Seite keinerlei Interesse gab, sich einzumischen. Nach wenigen Tagen geschah aber etwas Überraschendes: Eine Abordnung älterer jüdischer Männer vom so genannten «Judenrat» kam zu unserer Dienststelle und bot allerlei Dienstleistungen an. Es ergaben sich in den folgenden Wochen dann auch eine Reihe von Aktivitäten und Begegnungen: Jüdische Frauen arbeiteten in der Feldküche, säuberten die Massenquartiere. Jüdische Zahnärzte boten eine Art Ambulanz an, weil es im Bataillon keinen eigenen Zahnarzt gab, und erfüllten wohl auch einmal gegen Lebensmittel und anderes den Wunsch nach Goldkronen.

In der Unterkunft unserer Kompanie, einer ehemaligen Schule, erschien eine Zeitlang jeden Tag ein Kunstmaler aus dem Ghetto, ein gebürtiger Berliner, und schmückte die weissgekalkten Wände nach Absprache mit dem Spiess mit Szenen aus den «goldenen Zwanzigern»: Tingeltangelmädchen, erotisches Ambiente, auch romantische Ferienlandschaften. Bei unserem Stabsarzt erschien eine Gruppe jüdischer Ärzte, sie tauschten Studienerinnerungen aus Königsberg und Berlin aus und stellten fest, dass man teilweise dieselben Universitätslehrer gehabt hatte. Die Ärzte warnten, die rumänischen Soldaten und die ukrainischen Mädchen in der Stadt seien zum Teil auch geschlechtskrank, – es sei vielleicht gut, darauf hinzuweisen. Man erwog sogar eine Zeitlang aus diesem Grund die Einrichtung eines Bordells mit Gesundheitsüberwachung, aber dazu kam es dann doch nicht mehr, wohl aber zu intensiven Belehrungen unserer Soldaten. Ich erwähne das deshalb, weil es eine Konsequenz gab, die man heuchlerisch, makaber oder zynisch nennen muss, über die man aber nicht offen sprach. Naiv, wie ich damals noch war, erfuhr ich nur ganz zufällig davon: Bei einer der zahlreichen Trinkereien am Abend unter den Maulbeerbäumen vor unserer Unterkunft verliessen etliche Soldaten ohne ersichtlichen Grund bei anbrechender Dunkelheit die Tische. Ich fragte, warum sie denn schon Weggehen würden. Schliesslich sagte einer am Tisch: «Da gehen sie jetzt halt zur ‚Rassenschande‘ und holen sich vorher in der Unterkunft noch ein Kommissbrot.»

Um dies zu unterbinden, gab es dann allnächtlich eine von einem Offizier geleitete Streife, die auch durch das nachts für uns gesperrte Ghetto ging. Auch ich wurde ein paarmal dazu kommandiert und bekam dabei mit der Zeit einen allerdings immer noch oberflächlichen Eindruck von den dortigen Lebens- und Wohnverhältnissen. Wie viele Menschen in diesem zum Teil ja aus Ruinen bestehenden Bezirk auf engstem Raum vegetierten, davon konnte man nur tagsüber eine kleine Ahnung bekommen, wenn sich fast alle Bewohner auf den Strassen aufhielten.

Eine Erinnerung an Moghilev hat mich später immer wieder beschäftigt, wenn ich nach dem Krieg von Kriegsverbrecherprozessen las. Wir hatten nach wenigen Tagen Aufenthalt schon einiges über die Rolle erfahren, die der Dnjestr wirtschaftlich als Grenzfluss zwischen Bessarabien und Transnistrien spielte. Es gab einen regen illegalen Handel zwischen den beiden Gebieten, wobei die Hauptnutznießer die rumänischen Verwaltungsleute und Militärs waren, die ungehindert den Fluss überschreiten konnten und im Übrigen schlecht bezahlt waren. Auf der ukrainischen Seite fehlte der Bevölkerung, der ukrainischen wie vor allem der jüdischen, vieles, was zur Existenz nötig war und was man in Bessarabien relativ leicht organisieren konnte. Wir hörten zum Beispiel, dass der Schmuggel eines kleineren Sackes Salz über den Fluss so viel einbrachte, dass man danach auf der östlichen Seite monatelang existieren konnte, wenn man mit kleinen Portionen auf den Markt ging. Offiziell war deshalb jeder Warenverkehr verboten, illegal florierte er üppig. Nun arbeiteten die bei uns beschäftigten jüdischen Ghettabewohner natürlich auf beiden Seiten des Dnjestr. Sie wurden mit einem Militärponton transportiert, der an einem Fährseil hing, immer unter Bewachung. Trotzdem kam es zu Handelskontakten mit der anderen Seite. In einer Nachtschicht entdeckte ein Feldwebel aus unserer Nachbarkompanie, dass zwei jüdische Männer kurz vor Schichtende aus einem Holzstoss ein Säckchen Salz holten, um es versteckt auf den Ponton zu nehmen. Der Feldwebel machte sich an Ort und Stelle zu einer Art Gerichtsherr, erschoss die beiden und liess sie begraben.

Ein solches Ereignis war meiner damaligen Erfahrung nach bei normalen Wehrmachtseinheiten ungewöhnlich und erregte Aufsehen. Unser Kommandeur, in Disziplinarangelegenheiten sehr streng und korrekt, rief am selben Tag alle Offiziere zusammen und wies in erregtem Ton darauf hin, dass wir ja wohl auf der Kriegsschule gelernt hätten, dass es ein Kriegsrecht gebe und dass es dem einzelnen nicht zukomme, das Recht selbst in die Hand zu nehmen. Er befahl, dass man alle Soldaten nochmals streng belehre. Das Vorgefallene sei eine «Sauerei». Von einer Bestrafung wolle er absehen, da er annehme, dass Dummheit und Beschränktheit der Grund für das Verhalten des Feldwebels gewesen sei.

Bei diesem Brückenbau kamen in den fünf Wochen insgesamt zwölf jüdische Männer ums Leben. Die zehn anderen wurden nicht ermordet, sie fielen während der Arbeit in den Dnjestr und ertranken, weil man sie einer gefährlichen Arbeitssituation ausgesetzt hatte, der sie nicht gewachsen und für die sie schon gar nicht ausgebildet waren. Übrigens sehr überraschend war, dass, bevor wir die Stadt verliessen, eine Abordnung des Judenrats zu unserem Kommandeur kam und sich ausdrücklich für die «gute Behandlung» ihrer Menschen bedankte. Wir vermuteten, dass sie vor unserem Aufenthalt und in anderen Zusammenhängen viel schlimmere Erfahrungen hatten machen müssen.

Darüber habe ich sehr viel später einiges erfahren: 1978 erschien im Literarischen Verlag Braun in Köln ein Buch des inzwischen recht renommierten jüdischen Schriftstellers Edgar Hilsenrath unter dem Titel «Nacht». Im Nachwort von Heinrich Böll erfuhr ich, dass der Roman auf den Erlebnissen und Erfahrungen des Autors im Ghetto von Moghilev-Podolsk beruht. Hilsenrath, ein paar Jahre jünger als ich, war vor dem Krieg aus seinem Geburtsort Leipzig zu Verwandten in Rumänien geflüchtet. 1941 bis 1944 war er dann im Ghetto in Moghilev, bis zur Befreiung durch die Rote Armee, also auch in der Zeit, in der wir dort waren. Der Roman ist die schreckliche Verdichtung jahrelanger Beobachtungen und Erfahrungen. Man kann daraus erfahren, dass wir damals nur einen kleinen Zipfel der Wirklichkeit und des Schre-

ckens mitbekommen hatten. Wir haben nicht sehen können oder sehen wollen, wie in der extremen physischen und psychischen Belastung und Erniedrigung die humanen Normen des Zusammenlebens mehr oder weniger rasch zusammenbrechen mussten. Wenn Hilsenrath im Roman «Nacht» beschreibt, wie man im Ghetto nach dem Tod eines Menschen sich um seine Goldplomben rauf, dann denkt man unwillkürlich mit Entsetzen an die Zahnärzte, die deutschen Soldaten ihre Dienste angeboten haben.

Ich habe Hilsenrath 1978 einen sehr eingehenden Bericht geschrieben, wie ich Moghilev damals erlebt habe. Er antwortete mir:

Ihr Brief war eine Überraschung. Es kann sein, dass ich über den Inhalt in einem bevorstehenden Rundfunkinterview sprechen werde. Wir standen damals auf der andren Seite des Stacheldrahts. Ich bin im Augenblick auf einer Lesereise, nur zwei Tage in Berlin, bin aber ab 15. November wieder in Berlin. Wenn Sie mal in Berlin sind, rufen Sie mich an.

Grüsse, Edgar Hilsenrath

### *Rekrutierung von Arbeitskräften: Menschenhandel und Sklavenhandel*

*In dieser Zeit in Moghilev – die einzige längere Zeit, die ich an einem Ort weit zurück im besetzten Ostgebiet verbrachte – wurden ein Kollege und ich eines Tages zum Kommandeur befohlen. Er eröffnete uns, er habe vom Gebietskommissar in Winniza die Anforderung erhalten, ihm in seinem Verwaltungsbe- reich gegen Partisanenumtriebe zu Hilfe zu kommen. (Gebietskommissare wa- ren Chefs der deutschen Zivilverwaltung, etwa im Range eines Oberpräsidenten, meistens Juristen. Sie trugen braune, mit Litzen bestückte Uniformen, weshalb wir sie «Goldfasanen» nannten.) Es handle sich um mehrere Dörfer in der Gegend von Bar, in denen sich «aufsässige Elemente» befänden und die Bevölkerung aufwiegelten. Da wir die einzige grössere Wehrmachtseinheit wa- ren, die in der Gegend verfügbar schien, wurden wir aufgefordert,*

*zunächst zu erkunden, wie man am unauffälligsten eine Truppeneinheit an die Dörfer heranbringen könnte, ohne bei den Einwohnern allzu sehr Verdacht zu wecken. Wir beide sollten das Ganze voraus erkunden.*

Am nächsten Tag fuhren wir mit genauen Instruktionen los. Es handelte sich, etwa 60 bis 70 Kilometer entfernt, um zwei der üblichen ukrainischen Dörfer ziemlich weit weg von guten Verkehrsverbindungen, jedes mit etwa 50 bis 60 Häusern. Eigentlich waren sie grösser als die Durchschnittsdörfer in der Gegend. Wir erkundeten, wie man mit unseren Lastwagen bei Nacht am günstigsten fahren könnte, zeichneten Weg- und Lageskizzen, machten auch Vorschläge, auf welche Weise man die beiden Dörfer jeweils zu gleicher Zeit vollständig abriegeln könnte. Wir dachten immer noch an Partisanen, sahen die ganze Sache also «militärisch». Die nach dem Krieg aufkommende Diskussion darüber, ob die rückwärtige Verwaltung irgendeine Zuständigkeit für Wehrmachtseinheiten gehabt habe, wenn diese im rückwärtigen Gebiet waren, hat damals meiner Erinnerung nach im Übrigen niemanden besonders interessiert.

Nach einigen Tagen startete das Unternehmen, in der Nacht von einem Samstag zu einem Sonntag. Am Sonntag früh waren die Positionen so bezogen, dass niemand mehr die Dörfer unbeobachtet verlassen konnte. Dann wurde der Starosta geweckt und aufgefordert, alle Dorfbewohner auf einem Platz in der Dorfmitte zu versammeln. Es handelte sich um eine Art Strassendorf mit einem Anger. Wer das Dorf heimlich zu verlassen suche, werde erschossen.

Aus dem Schlaf kamen nun in dem unserer Kompanie zugeteilten Dorf die paar hundert Menschen zusammen, in aller Eile notdürftig angekleidet. Junge Männer fehlten fast ganz, sie waren ja längst bei den Partisanen oder in der Armee. Unsere Soldaten durchsuchten nun Haus für Haus nach etwa noch Versteckten. Bei der einfachen Anlage der ländlichen Katen war das schnell getan. Nun erwarteten wir eine



Art Personenkontrolle durch die Leute der deutschen Zivilverwaltung, deren Vertreter inzwischen auch eingetroffen waren: der Gebietskommissar in seiner braunen Uniform, eine junge Russin an seiner Seite, seine Dolmetscherin und Freundin, ausserdem zwei oder drei Vertreter der «Arbeitsverwaltung», wie wir auf einmal zu unserem Erstaunen feststellten; dass es im rückwärtigen Gebiet deutsche Arbeitsämter gab, war uns bis dahin unbekannt geblieben.

Die Leute vom Arbeitsamt gingen mit der Dolmetscherin an der Reihe der Dorfbewohner entlang, mit ihnen der Starosta, der ja alle gut kannte. Es wurden Fragen gestellt nach Alter und Familie, und immer wieder wurden vor allem junge Mädchen und Frauen angewiesen, auf die andere Seite des Dorfplatzes zu gehen und dort zu warten. Nach und nach sammelten sich da einige Dutzend, die zunächst alle noch nicht wussten, was das eigentlich bedeuten sollte. Uns war inzwischen durch Rückfragen bei den deutschen Zivilisten klar geworden, dass es gar nicht um Partisanen und deren mögliche Sympathisanten ging, auch nicht um «Widerstand» gegen die Behörden, sondern dass man die Auflage hatte, Arbeitskräfte für Deutschland zu besorgen. Immer, wenn bisher die Arbeitsverwaltung zur Anwerbung gekommen sei, seien die jungen Leute und die sonst Geeigneten nicht greifbar gewesen, sodass es nur eine geringe «Ausbeute» gegeben habe. Da wollte man sie jetzt mit dieser Aktion überraschen, und dies sei ja auch offensichtlich gelungen; man könne jetzt die Auflage erfüllen.

Als die Selektion schliesslich zu Ende war, fuhren Lastwagen vor, und die Ausgesuchten auf der einen Seite des Platzes mussten aufsteigen. Nun erst erkannten alle, dass Zwangsdeportationen stattfanden: Ältere Frauen warfen sich vor die Autos, baten die Dolmetscherin, doch zu helfen, wiesen teilweise darauf hin, dass die Grossmütter jetzt mit kleinen Kindern allein blieben. Ich verfolgte ein Gespräch mit einem etwa 30-jährigen Mann, der ein Kind auf dem Arm hatte; er war krank und sollte deshalb bei dem Kind bleiben, während seine Frau auf der anderen Seite stand und daran gehindert wurde, am Gespräch teil-

zunehmen. Den Selektierten wurde nicht einmal mehr gestattet, sich von ihren Angehörigen zu verabschieden. Es ist unmöglich, die Szenen zu beschreiben, die wir beobachteten, das Weinen und die Ratlosigkeit bei den Zurückbleibenden. Die Frauen, die sich vor die Lastwagen geworfen hatten, wurden beiseitegeschafft.

Wir hatten einem Unternehmen der Sklavenbeschaffung zusehen müssen und waren auch Helfershelfer geworden, und keiner konnte oder wollte daran etwas ändern. Ganz nebenbei hatten wir auch eine der Ursachen dafür kennen gelernt, wie aus stalineindlichen und uns zunächst wohlgesonnenen Ukrainern entschlossene Partisanen und sowjetische Patrioten wurden. Früher hatte die stalinistische Polizei die Menschen willkürlich zur Strafarbeit geholt, dann hatten viele geglaubt, mit der deutschen Armee sei so etwas wie eine Befreiung von der Diktatur gekommen, und nun erlebten sie den Terror von der anderen Seite.

Als alles vorüber war, kam der Gebietskommissar zu unserem Kommandeur und wollte sich für die Hilfe bedanken. Er lud ihn «und die Herren Offiziere» noch zu einem kleinen Umtrunk ein. Es fehlte nur, dass er dabei von «gemütlich» gesprochen hätte. Unser Kommandeur hatte ein versteinertes Gesicht, als er sagte, dafür hätten wir keine Zeit, wir müssten mit unserer Brücke fertig werden. Er sagte nur noch «Abfahren» zu uns und liess die Leute von der Zivilverwaltung stehen. Offiziell wurde nur noch einmal über den ganzen Vorgang gesprochen: Während der Durchsuchung der Häuser hatte einer unserer Unteroffiziere ein bunt besticktes Umhängetuch mitgehen lassen. Als dies bekannt wurde, bestrafte man ihn; er wurde zu einer anderen Einheit zur Bewährung versetzt.

Ich erinnere mich noch sehr genau, dass ich etliche Tage später mit dem etwa 15 Jahre älteren Oberleutnant Flören, mit dem ich mich etwas angefreundet hatte, am Abend den Dnjestr entlang nach Süden wanderte, in einer wunderschönen Landschaft mit Steilufer, wo man dann bald auf der ukrainischen Seite auf einem Vorsprung Schloss Brunica sehen konnte. Dort hatte Franz Liszt einmal längere Zeit als Gast seiner Gönnerin, der Fürstin Wittgenstein, gelebt, deren Mann zaristischer



*Am Ende der Kriegsschule, 1942*

Generalleutnant war. Flören war im Zivilberuf Stadtbaumeister in Elbing (Ostpreussen) und dort Mitglied des evangelischen Kirchengemeinderats. Wir redeten zunächst über die Arbeitskräftebeschaffung ein paar Tage zuvor und waren im Entsetzen darüber einer Meinung. Dann fing Flören plötzlich an, über «unsere Juden» auf der Brückenbaustelle zu sprechen und über das Ghetto. Er eröffnete mir, er sei schon immer ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus gewesen, er hasse diesen Krieg, der ungerecht sei, und er wies an Hand vieler Beispiele darauf hin, dass wir einem verbrecherischen Regime aufgesessen seien. Ich war zunächst entsetzt, weil ich nie erlebt hatte, wie ein Mensch mit solcher Offenheit, Schonungslosigkeit und Kompromisslosigkeit alles das, was wir hier im Osten und sonst in der Welt betrieben, als verderblich und verbrecherisch anklagte. Als nächstliegende Reaktion begann ich mich zu wehren, vor allem mit dem Hinweis auf das «Versagen unterer Ebenen»; es komme aber auf «das grosse Ganze» an. Aber meine Argumente begannen zunehmend dahinzuschwimmen. Dieses Gespräch mit dem Freund brachte mich zum Nachdenken über die Erfahrungen der letzten Wochen, vor allem als Flören meinte, die Überzeugung von uns jungen Leuten sei ja doch nur «angelern».

An diesem Abend habe ich wahrscheinlich angefangen, den künftigen Ereignissen weniger naiv gegenüber zu stehen. Aber schon wenige Wochen später, als wir erneut an der Front im Donezbecken waren, hat der pure Überlebenskampf derartige Denkprozesse wieder überlagert.

## Völlig überraschende Entdeckung: das KZ Majdanek

Ein Jahr später, im Juli 1944, hatte ein so genannter Kampfkommandant unsere Einheit in der Stadt Lublin in Polen «vereinnahmt». Das bedeutete, dass wir uns einschliessen lassen mussten, um den Ort länger zu halten angesichts der nach Westen drängenden Roten Armee. Dies stellte eine Gefahr dar, vor der natürlich alle Soldaten Angst hatten. In der Heeresführung sprach man damals von der Taktik der «Wellenbrecher».

Uns Pionieren gab man den im Grunde sinnlosen Auftrag, die Ausenbezirke der Stadt dadurch verteidigungsfähig zu machen, dass wichtige Stellen, vor allem auch Brücken, mit Sprengstoff geladen, Panzersperrern vorbereitet wurden und Ähnliches. Ich erhielt für einen bestimmten Bezirk eine Landkarte und zog los, geeignete Stellen zu erkunden. In unserem kleinen Lastwagen sassen noch etwa zehn bis 15 Soldaten. Irgendwo müssen wir falsch gefahren sein, als wir die Innenstadt nach Osten beziehungsweise Südosten verlassen hatten; auf unserer Karte waren die Einzelheiten auch nicht detailliert eingetragen. Schliesslich hielten wir vor einem sehr ausgedehnten Komplex, der teils mit Baracken, teils mit festen Häusern bebaut war, eingesäumt durch einen hohen Stacheldrahtzaun und Wachtürme. Zwischen den Gebäuden, die ein beträchtliches Stück vom Zaun entfernt waren, beobachteten wir ein geschäftiges Treiben, dessen Sinn uns verborgen blieb. In der Mehrheit waren da einheitlich gekleidete Gefangene, die in Kolonnen zusammentraten, offensichtlich auch gezählt wurden. Andere wurden vom Wachpersonal wie auf einem Kasernenhof durch die Gegend gescheucht, an einer Stelle wurden auch offensichtlich irgendwelche Gegenstände verbrannt. Aber wir waren zu weit vom Geschehen entfernt und konnten keine Einzelheiten ausmachen. Zwar diskutierten

wir darüber, was da wohl geschehe und um was für ein Lager es sich handle, wurden aber bald unterbrochen: Auf einem Weg, der am Stacheldrahtzaun entlangführte, tauchte ein Kübelwagen mit mehreren SS-Soldaten auf, deren Anführer uns barsch erklärte, wir befänden uns in einem Sperrgebiet, die Wehrmacht habe hier nichts zu suchen. Ich versuchte, mich mit ihm anzulegen, zumal ich einen höheren Dienstgrad hatte als er und ich mich ungern so anschnauzen lassen wollte. Aber er trat so entschieden auf, dass wir zurückfahren und einen anderen Weg suchten. Unseren Auftrag konnten wir hier nicht ausführen.

Ein paar Tage später ging es in Lublin zu Ende. Die Stadt war von allen rückwärtigen Dienststellen, Lazaretten und Ähnlichem schnell geräumt worden. Unsere Einheit hatte sich als vorläufigen Stützpunkt den Keller des Postamts gegenüber dem Bahnhof ausgesucht, wo wir später, nach Eindringen der Russen, auch noch zwei Tage blieben und uns möglichst unauffällig verhielten, bevor wir in einer Nacht den Ausbruch versuchten. Von hier aus sahen wir eine lange Kolonne von etlichen hundert Gefangenen, begleitet von SS-Leuten mit schussbereiten Waffen, in Richtung Bahnhof ziehen, wo sie offenbar ein Güterzug aufnahm. Es waren elende Gestalten. Zum ersten Mal in diesem Krieg sah ich in solchen Massen heruntergekommene Männer in KZ-Kleidung. Dass es sich um KZ-Insassen handelte, erfuhren wir schliesslich von anderen Soldaten, die schon länger in Lublin waren. Das Wort «Konzentrationslager» war mir zwar schon lange ein Begriff, weil ja in den ersten Jahren des Nationalsozialismus Gegner des neuen Regimes eben «ins Lager Dachau» oder «ins Lager Heuberg» auf der Schwäbischen Alb kamen. Aber jetzt hatte ich einen Blick in das berühmte Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek getan, was mir erst nach dem Krieg und nach der Lektüre über Greueltaten und über die so genannte «Endlösung» bewusst wurde.

Der Prozess gegen die Wachmannschaften von Majdanek begann in Düsseldorf im November 1975 und entwickelte sich zum längsten Pro-

zess der deutschen Rechtsgeschichte. Bis zur Urteilsverkündung im Jahr 1981 wurde drei- bis viermal in der Woche verhandelt. Angeklagt waren nur neun Männer und fünf Frauen. Einem Buch von Jozef Marszalek, «Majdanek», entnehme ich unter anderem die Gesamtzahl der Toten in Majdanek, etwa 360'000, davon 40 % durch Exekution, 60 % durch die Lagerbedingungen. Die jüdischen Häftlinge wurden alle schon bis November 1943 getötet. Als wir einen Blick durch den Zaun ins Lager taten, waren offenbar nur noch polnische Gefangene da. Die Evakuierung des Lagers hatte teilweise schon im März 1944 begonnen, vor allem auch nach Auschwitz. Eine grosse Gruppe (sieben- bis achthundert) wurde am 21. Juli 1944 aus dem Staatsgefängnis Lublin noch ins Lager gebracht und hingerichtet. Am 22. Juli 1944 gab es dann den Befehl, das Lager endgültig zu räumen, da die Russen schon in die Ausenbezirke der Stadt eingedrungen waren. Am Nachmittag wurden etwa 1'000 Gefangene in Richtung Auschwitz in Marsch gesetzt. Dies war wohl die Kolonne, die wir in der Gegend des Bahnhofs sahen. Unsere Einheit verliess Lublin wahrscheinlich in der Nacht vom 24. zum 25. Juli 1944.

Im März 1945 lag ein Teil des Stabes, bei dem ich inzwischen war, etwa zwei Wochen lang vorübergehend in Wolfsberg in Kärnten. Ich wohnte neben unserem Funkwagen bei einer Familie, deren Tochter mit ihren Kindern aus Wien dorthin evakuiert war. Sie war mit einem SS-Offizier verheiratet, ihr Bruder war ebenfalls SS-Angehöriger. Als wir uns etwas angefreundet hatten und über das sich längst abzeichnende Kriegsende sprachen, kam Hertha eines Tages mit etwa zehn Fotos, die sie bei den Sachen ihres Bruders gefunden hatte. Sie zeigten Haufen von nackten Toten, auch Frauen, die offenbar auf Wagen aufeinander geschichtet transportiert worden waren. Der Bruder hatte sie «irgendwo im Osten» aufgenommen und bei seinem letzten Urlaub im Schrank gelassen. Da wir von den Vernichtungslagern zu dieser Zeit noch nichts wussten, konnte ich die Frage, ob es im Krieg so sei wie auf

den Fotos, nur ganz eindeutig verneinen. Hertha hatte vor allem die Sorge, ihre Mutter, die eine sehr religiöse Frau war, hätte die Bilder entdecken können. Zwei Monate später zeigten uns die amerikanischen Truppen auf Schautafeln am Eingang unseres Gefangenenlagers ähnliche Bilder mit den dazu gehörigen Berichten, die wir lange nicht für authentisch halten wollten.

Das Thema «Kriegsverbrechen» blieb in den Nachkriegsjahren und bis heute das Trauma meiner Generation. Als wir in der Gefangenschaft das Ausmass der begangenen Verbrechen vorgeführt bekamen, mussten wir uns auch fragen lassen, und uns selbst fragen, was wir denn eigentlich davon gewusst hatten. Man wird es auf den Nenner bringen können: Wer im Osten Soldat war, hat wahrscheinlich zumindest in Gesprächen und aus Gerüchten mitbekommen, dass es Verfolgung und auch Massendeportationen von Juden und Polen gegeben hat, vor allem in Arbeitslager. Wenige werden mit dem Problem unmittelbar zu tun gehabt haben. Wenn Teilaspekte erkennbar waren, zum Beispiel Transporte, Ghettos, auch geräumte, verlassene Ghettos, Arbeitskolonnen, wird man in der Regel versucht haben, sich nicht weiter darum zu kümmern.



## Erlebnisse nach dem Krieg, die in diesen Zusammenhang gehören

Im Herbst 1949 arbeitete ich in der Landwirtschaft in England, damals die einzige Möglichkeit als Student, ins Ausland zu kommen. Im Anschluss an die Arbeit wohnte ich noch einen Monat bei englischen Familien, die uns eingeladen hatten, so zum Beispiel bei einer Familie in der Hafenstadt Bristol. Jeden Morgen ging ich an die Universität, wo es gleich am ersten Tag in der Germanistischen Abteilung, wo ich hospitieren konnte, eine bemerkenswerte Konfrontation gab.

Eine Seminarübung befasste sich mit der Lektüre und Analyse des Theaterstücks von Wolfgang Borchert «Draussen vor der Tür»: der Heimkehrer Beckmann, den das Gewissen umtreibt und der von seinem ehemaligen Vorgesetzten im Krieg nun Rechenschaft verlangt. Der Professor bat mich, den Part des Beckmann zu lesen, der seinen ehemaligen Oberst aufsucht und ihn wegen seines Verhaltens im Krieg anklagt: «Nun ist der Krieg aus, nun will ich pennen, nun gebe ich Ihnen die Verantwortung zurück!», darauf der Oberst: «Werden Sie erst mal wieder ein Mensch, mein lieber Junge!»

Im Seminar gab es im Wesentlichen nur eine sprachliche, keine inhaltliche Diskussion. Aber später, als ich im Lift nach unten fuhr, sprach mich ein Student an: «Ich will mit dir reden. Ich bin Jude, meine Familie ist vor dem Krieg noch aus Deutschland nach England emigriert. Mehr als 20 meiner Angehörigen sind in Deutschland umgebracht worden. Nun studiere ich deutsche Philosophie und Literatur.» Dann gingen wir in eine Kneipe am Hafen, und dieser Ken Norton stellte unerbittliche Fragen: «Wo warst du? Was hast du erlebt? Was habt ihr von all dem gewusst? Warum habt ihr, die ihr ganz normale

Menschen seid, Schiller und Goethe und Bach verehrt, doch irgendwie die ganze Zeit mitgemacht? Was empfindest du, wenn du den Beckmann liest mit seinen Vorwürfen?» Ich sei der erste Deutsche, mit dem er darüber sprechen könne. Unser Gespräch dauerte die halbe Nacht, und ich weiss nicht, ob es für Ken befriedigend oder hilfreich oder noch mehr verwirrend gewesen ist.

Etliche Jahre später, 1954, nahm ich während eines Studienaufenthalts in den USA an der Universität in Lubbock in Texas an einem Seminar für Erwachsenenbildung und Gruppendynamik teil. Während der beiden Wochen, die unsere Gruppe von etwa 20 Teilnehmern zusammen war, unter ihnen auch einige amerikanische Juden, kam es zu ähnlichen Fragestellungen und Konfrontationen. «Wir haben dich jetzt eine Weile kennengelernt, aber wie warst du damals? Wie konnte das bei euch passieren?»

Der Leiter des Seminars, der aus Schweden stammende Professor Per Stensland, ein weit über die USA hinaus bekannter Sozialpsychologe, versuchte diese Fragen zunächst etwas abzubiegen und in das Seminarthema «Gruppenprozesse» zu integrieren. Er zeigte, welchen Zwängen und Pressionen der Einzelne in der Gruppe und erst recht in der Masse ausgesetzt ist und wie schwierig es sei, gerade in Ausnahmesituationen Individualität zu bewahren. Ich erzählte von meiner Erziehung im Nationalsozialismus, von unserer Gläubigkeit und natürlich auch beispielhaft von einigen meiner Erfahrungen. Es gab eine lange und erregte Debatte. Ich sagte, mir sei bewusst, dass meine Generation mit Recht ein Leben lang mit bohrenden und kritischen Fragen konfrontiert werden müsse, und ich verstünde auch, dass sie alle, wie sie um mich herumsässen, natürlich der Meinung seien, in vergleichbaren Lebenslagen gehörten sie alle zu den tapfersten Kämpfern gegen Diskriminierungen und Unrecht. Ob dies dann tatsächlich so wäre, könnten sie vielleicht doch erst sagen, wenn eine entsprechende Situation nicht nur in ihrer theoretischen Vorstellung, sondern in Wirklichkeit einträte.

Ich glaube, man akzeptierte das, zumal eine Randdiskussion zum Nachdenken anregte: In Texas und anderen Südstaaten, zum Beispiel

in Arkansas, war es immer noch sehr merkwürdig für mich, dass die schwarzen Kommilitonen im hinteren Teil der Busse durch eine Art Schranke abgetrennt waren, die weissen aber (die so genannten «gentiles») ausnahmslos vorne sassen, und niemand etwa aus Protest diese selbstverständliche «Ordnung» durchbrochen hat.

Eine Frau sagte schliesslich mit einer Art Entschuldigungsargument: «Du musst wissen, dass jetzt immer wieder Deutsche aus leitenden wirtschaftlichen und politischen Positionen nach Amerika kommen, fast immer in offizieller Mission. Wir haben schon öfters solche Gespräche versucht, aber fast immer ein rasches Ausweichen erlebt: Man habe doch nichts gewusst, die Nazis hätten alles unter grösster Geheimhaltung gemacht, von ‚Schuld‘ oder ‚Mitschuld‘ könne man nicht reden, und im Übrigen sei man selbst natürlich in irgendwelchen ‚Nischen‘ dagegen gewesen. Wir haben eigentlich, wenn wir dem folgten, nur ehemalige politische ‚Gegner‘ des Regimes unter den Amerikabesuchern erlebt. Aber das schien uns nicht ganz wahrhaftig. In der heutigen Diskussion haben wir in dir zum ersten Mal jemanden gehört, der uns zu erklären versucht hat, warum es wahrscheinlich nur wenige gibt, die zum Widerständler oder gar Märtyrer taugen. Und vielleicht wissen wir überhaupt zu wenig über totalitäre Gesellschaften.» Indirekt, aber doch sehr nachhaltig, begegnete ich also dem Thema Kriegsverbrechen auf eine ganz andere Weise wieder, Jahre nach dem Krieg.

1950 schon lernte ich in der Sozialarbeit Dr. Schmidt kennen. Weil ich kein Geld mehr hatte, liess ich mich an der Universität beurlauben und arbeitete neun Monate lang in einer Einrichtung der «Jungen Bauhütte», einer Selbsthilfe-Organisation mit dem Zweck, arbeits- und heimatlose Jugendliche zu sozialisieren. Dr. Schmidt war mein erster Mentor in dem kleinen Ort im Nordschwarzwald. In Estland als Baltendeutscher geboren, studierte er in Dorpat osteuropäische Geschichte und Literatur, sprach Russisch wie seine Muttersprache. Sein Vater war in der Zeit der Freikorpskämpfe nach dem Ersten Weltkrieg im

Baltikum umgekommen. Er selbst hatte in der estnischen Armee gedient und in Deutschland das Jahr 1933 als Auslandsdeutscher erlebt. Die Familie wurde dann auf Grund der Vereinbarungen zwischen Hitler und Stalin nach dem Polenfeldzug nach Westpolen umgesiedelt. Wie viele Volksdeutsche kam er zur Waffen-SS und schliesslich zum Sicherheitsdienst, vor allem auch wegen seiner Russisch-Kenntnisse. Während des Krieges hatte er verschiedene Funktionen; unter anderem war er eine Zeitlang in der Gruppe seines Freundes Dr. Kröger, den ich sehr gut kennenlernte, als Verbindung zu General Wlassow, dem russischen General, der in deutscher Kriegsgefangenschaft die Seiten gewechselt und eine Armee aus russischen Überläufern organisiert hatte.

Wir hatten während der Monate im Schwarzwald viel Zeit, Erfahrungen auszutauschen. Schmidt, mit dem ich mich sehr anfreundete, sagte mir eines Nachts auch, man müsse sich im Klaren sein, dass jemand wie er, ein Experte im Osten, in einer solchen Funktion auch zu «schmutzigen Händen» gekommen sei.

Später, von 1952 bis 1957, wohnten unsere beiden Familien in Stuttgart Tür an Tür. Eine der Töchter wurde unser Patenkind. Ich erlebte, wie Schmidt, intelligent, einfallsreich und durchsetzungsfähig, über Jahre hinweg sich als Spezialist für die Finanzierung und den Bau von Jugendwohnheimen bewährte und dabei Überzeugendes leistete.

1961 wurde er plötzlich verhaftet: Als SS-Obersturmführer sei er in Polen einmal massgebend an der Liquidierung eines Ghettos beteiligt gewesen, also am Abtransport eines jüdischen Wohnviertels in ein Vernichtungslager. Zunächst war Schmidt drei Jahre lang in Untersuchungshaft, kam dann vorübergehend frei, bis er einer der Hauptangeklagten in einem Prozess in Frankfurt wurde. Wir verfolgten dies über enge Verbindungen zur Familie, in der es inzwischen sechs Kinder gab, nun fast alle in einem Alter als Gymnasiasten, in dem sie mit zwiespältigen Gefühlen verfolgen mussten, was mit ihrem Vater geschah, was über ihn täglich in der Zeitung stand. Da gab es auf der einen Seite den

sehr «beherrschenden» Vater, stets sehr respektiert, andererseits die Anklagen mit fürchterlichen Vorwürfen. Da zerbrachen Freundschaften, gab es Distanzierungen von Bekannten. Die älteren Kinder gingen auch gelegentlich in die Verhandlungen oder zu Besuchen ins Gefängnis. Und natürlich gab es erhebliche wirtschaftliche Schwierigkeiten, die wir zusammen mit einer Reihe von Freunden zu mildern versuchten, indem wir über mehrere Jahre hinweg monatlich einen Geldbetrag schickten, um wenigstens der Familie ihr kleines Eigenheim zu erhalten. Frau Schmidt wurde berufstätig, war aber häufig im Gerichtssaal und berichtete uns immer wieder, was da ablief. Unsere Gespräche waren angefüllt mit Überlegungen, wie sich die Vorwürfe gegen Schmidt mit der Persönlichkeit, die wir kannten und schätzten, in Einklang bringen liessen. Der Prozess, zu dem nach fast 30 Jahren Zeugen aus Israel und Amerika kamen, zog sich über zwei Jahre hin, das Thema liess uns also über rund fünf Jahre nicht los. Das Urteil: neun Jahre Freiheitsentzug. Vor Antritt der Strafe starb Schmidt an Krebs.

35 Jahre später kam einer der Söhne, der jetzt dem Ruhestand entgegen geht, zu uns zu Besuch: Er geht jetzt dem Leben seines Vaters nach und hat immer noch keine Erklärung für die damaligen Vorgänge. Aber wer hat die schon? Obwohl ich Schmidt gut kannte, fällt es mir bis heute schwer, seine Schuld richtig einzuordnen. Zum Teil stimmt sicher, dass er in gewisser Weise ein Opfer seiner Biographie wurde. Da gab es sicher die Anerziehung eines gewissen Elitebewusstseins, eines «Herrenmenschen»-Begriffs fast als Tradition in der baltendeutschen Oberschicht, wo es andererseits über Jahrhunderte nahe Berührungen mit dem europäischen Osten gegeben hatte. Bei Schmidt geschah dies alles auch in einer ambivalenten Weise: Auf der einen Seite war er ein Liebhaber der russischen Kultur, andererseits erlebten die Baltendeutschen sich auch als eine gesellschaftliche Gruppe, die sich zumindest in der Geschichte in diesem Umfeld stets als überlegen empfunden hatte. Der Fall Schmidt bot im Übrigen genügend Anlass, darüber nachzudenken, wie man wohl selbst gedacht und gehandelt hätte, wenn man in ähnliche Verstrickungen geraten wäre.

## Kriegsende

*Als der Krieg zu Ende ging, war ich als Adjutant bei einem kleinen Stab an der österreichisch-ungarisch-jugoslawischen Grenze. Das Oberkommando unserer Heeresgruppe war bereits am 1. Mai 1945 in amerikanische Gefangenschaft geraten; man hatte sich wohl rechtzeitig nach Westen orientieren können. Merkwürdigerweise hatten wir auch danach noch Funkverbindung zu ihm. Aber es gab in diesen Wochen ja so vieles, was merkwürdig war.*

Für die turbulenten letzten Kriegstage bezeichnend war ein Randereignis, das ich hier erzählen will. Am 1. Mai 1945 bekamen wir die Nachricht, dass mein ehemaliger Kompaniechef Horst König zusammen mit zwei anderen guten alten Bekannten auf Veranlassung des Gauleiters der Steiermark, Siegfried Uiberreither, verhaftet worden sei. König, ein etwas wilder Bursche, hatte wieder einmal zu viel getrunken und war an der österreichisch-ungarischen Grenze von jemandem wegen groben Unfugs und «wehrkraftzersetzender Bemerkungen» denunziert worden. In jenen Tagen reagierten die Parteidienststellen sehr rasch und brutal, denn die Gauleiter der Partei waren gleichzeitig so genannte Reichsverteidigungskommissare und berechtigt, bei Vergehen sofort mit Standgerichten zu arbeiten.

Für die bevorstehende Kriegsgerichtsverhandlung sollte unser Stab bis zum nächsten Tag für die drei Verhafteten, die inzwischen im Gefängnis in Graz waren, Beurteilungen schicken. Wir berieten uns angesichts der Lage und reagierten, wie wir es für am erfolgreichsten hielten: Ich schlug einem Feldwebel aus der Kompanie, den ich gut kannte, vor, er solle doch mit einem Trupp Soldaten nach Graz fahren und zu sehen, ob man die Verhafteten nicht herausholen könne. Auf Umwegen erfuhren wir, dass dies auch

glückte: Die Soldaten gingen mit Maschinenpistolen ins Gefängnis, das offensichtlich nur von Vollzugsbeamten bewacht wurde, und veranlassten die Herausgabe der Gefangenen. Der Gauleiter funkte noch eine Weile wütend in der Gegend herum, aber das war fünf Tage vor dem Waffenstillstand, und da kümmerte man sich um diese einst mächtigen Leute schon nicht mehr.

In der Nacht zum 7. Mai – in einem Ort südlich von Graz schlief ich neben unserem Funkraum – kam von der bereits in amerikanische Gefangenschaft geratenen, aber noch irgendwie funktionierenden Heeresgruppe ein Funkspruch an alle erreichbaren Einheiten: «Waffenruhe am 8. Mai 1945, 13.00 Uhr. Einheiten bis zur Enns zurückführen.» – Dies war die spätere Demarkationslinie zwischen russischer und amerikanischer Besatzungszone.

Unser damaliger Kommandeur, ein engstirniger Kommisskopf, mit dem ich aus mehreren Gründen in Konflikt lag, schickte mir noch in der Nacht schriftlich den Befehl, allen Stabsangehörigen das Kriegsende bekannt zu geben und die Einheit zur Enns zurückzubringen; er fahre inzwischen zum «Quartiermachen» voraus. In Wirklichkeit hatte er sich mit unserem besten geländegängigen Auto zunächst einmal abgesetzt.

Ich liess alle wecken, aber die meisten wussten über den Funker schon Bescheid. Eine kleine Gruppe österreichischer Soldaten hatte sich inzwischen schon mit einem Lastwagen davongemacht, wohl auf eigene Faust in Richtung Heimat. Und in einem unserer LKW fand sich im Benzintank Zucker; da hatte irgendwer Sabotage betrieben. Im Übrigen gab es wenig Verwirrung, man hatte das Ende ja absehen können. Ich bat alle, diszipliniert zusammen zu bleiben und in geordneter Kolonne loszufahren, weil wir so die grösste Chance hätten, von den Russen weg und zu den amerikanischen Einheiten zu kommen. Zunächst fuhren wir nach Judenburg, wo wir auf der Mur-Brücke einen Teil unserer «Schreibstube» – also alle schriftlichen Unterlagen des Stabes – ins Wasser kippten, auch weil wir wenig Gewicht mitschleppen wollten. Es ging dann das Murtal hinauf bis Murau, Mautendorf und dann über

die Niederen Tauern. Inzwischen waren die Strassen überfüllt mit Truppenteilen, die alle zu den Amerikanern wollten. Niemand wusste natürlich, wie rasch die russischen Truppen «ihren» Sektor Österreichs besetzen würden und wo da die genauen Besatzungsgrenzen waren. Von der Ostfront, wie aus Jugoslawien und aus Norditalien wälzten sich in diesen Tagen Hunderttausende über die Alpen. Bei der Auffahrt über den Tauernpass mit seinen zehn Prozent Steigung machten viele Fahrzeuge nicht mehr mit; man kippte sie reihenweise seitlich die Abhänge hinunter, damit die Strasse nicht verstopft wurde. Insgesamt war die Disziplin, gemessen an den allgemeinen Unsicherheiten und den überall aufkommenden Gerüchten, hervorragend.

Vor der Ennsbrücke in Radstadt gab es eine stundenlange Verkehrsstauung. Auf der anderen Seite begann dann für uns das grosse Stauen: Zum ersten Mal sahen wir amerikanische Soldaten in und auf ihren Panzerfahrzeugen, ihre Jeeps, ihre überlegene Ausrüstung. Da standen sie, Panzerkanonen auf uns gerichtet, und regelten lässig den Verkehr. Erst zum zweiten Mal in meinem Leben sah ich nun Schwarze; die ersten und einzigen bisher hatte ich vor dem Krieg einmal in unserer Internatsschule gesehen, als man dort eine Art Gedenktag für die ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika veranstaltete und dabei auch ein paar ehemalige Askari-Soldaten ihre alte Verbundenheit mit den Deutschen und mit General Paul von Lettow-Vorbeck bekundeten.

Wenig später wurde, wie wir dann erfuhren, dieser Übergang für den weiteren Rückzug deutscher Soldaten gesperrt. Truppenteile, die zu diesem Zeitpunkt südlich der Enns waren, überliess man den Russen. Dies entsprach entweder der Absprache zwischen den Siegern oder aber die Amerikaner hatten bereits genug Gefangene, die sie ja auch irgendwo unterbringen und versorgen mussten.

Wir erfuhren später, dass es an dieser Stelle erschütternde Szenen gegeben hat: Soldaten sprangen in die Enns, die Frühjahrs-Hochwasser führte, nur um nicht in russische Gefangenschaft zu geraten. Andere versteckten sich bei Bergbauern und fanden nicht immer die Sympa-



thie und Hilfe der Österreicher, die nun – für die meisten von uns eine schockierende Ernüchterung – an den Ortseingängen zum Teil bereits rot-weiss-rote Fahnen und Begrüssungstafeln mit Spruchbändern «We thank our liberators» angebracht hatten. Dabei hatten sie in der Masse damals doch so gejubelt, als ihr Landsmann Hitler sie 1938 «heim ins Reich» geholt hatte.

Uns wiesen die Amerikaner ins Wagrainer Tal, wo wir für die kommenden Wochen zu Zehntausenden auf nassen Wiesen irgendwie kampierten; es gab natürlich keine Zelte oder Ähnliches. An einem der ersten Tage ordneten die Amerikaner an, dass wir alle Waffen an den Rand einer Strasse zu tragen hatten. Unsere Offiziere sollten die Ordnung aufrecht erhalten und konnten dann auch weiterhin eine Pistole tragen, wenn sie sich durch eine weisse Armbinde kennzeichneten. Im Übrigen sahen wir in den nächsten Wochen amerikanische Soldaten dann nur noch selten. Es gab auch keine Verpflegung, wir haben richtig gehungert, obwohl wir für den Anfang noch Glück hatten, weil sich bei unserer Feldküche noch ein Sack Mehl befand. Wir buken ein paar Laibe Brot davon, die Verteilung war dann das Ereignis des Tages: Alle standen um ein sauberes Brett herum, der Küchenunteroffizier holte jeweils einen Laib hervor, nahm ein Zentimetermass und schnitt mit einem scharfen Messer exakt gleich dicke Scheiben für diesen Tag ab, von Aufpassern argwöhnisch beäugt.

Anfang Juni verliessen wir, immer noch in unseren alten Fahrzeugen, Österreich und fuhren in die Gegend von Bad Tölz, wo man uns eine Waldwiese weit weg von einem Dorf als Lagerplatz zuwies. Wir konnten uns relativ frei bewegen, allerdings hätte es kaum Sinn gehabt, wegzulaufen, weil auf allen Strassen Amerikaner mit ihren Jeeps waren, immer noch nervös wegen etwaiger «Wehrwölfe», also einzelner Widerständler, die sich als Partisanen herumtrieben. Im Übrigen wären wir auch körperlich nicht mehr in der Lage gewesen, anstrengende Fluchtversuche zu unternehmen. Der Hunger war zur Qual geworden, es gab überhaupt keine Versorgung. Nachts gruben wir auf

den Äckern die kaum in den Boden gelegten Saatkartoffeln aus; eine andere Möglichkeit, an etwas Essbares zu kommen, war, an eine Landstrasse zu gehen und die von Ami-Soldaten weggeworfenen leeren Konservendosen auszukratzen, was tatsächlich gelegentlich ergiebig war. Manchmal warfen die Soldaten auch Essen aus den Autos, wenn wir am Strassenrand standen. Meine Pistole tauschte ich bei einem schwarzen Soldaten gegen eine Büchse fettes Fleisch und schlang alles auf einmal hinunter, worauf ich auch prompt schrecklichen Durchfall bekam. Eine Waffe habe ich seitdem nicht mehr angefasst – nicht einmal an einer Schiessbude auf dem Jahrmarkt.

Mitte Juli endlich stellten die Amerikaner aus vielen Gruppen Einheiten von Pionieren zusammen, die sie für den Wiederaufbau von technischen Anlagen wie Brücken vor allem in Bayern einsetzen wollten. In einer langen Kolonne fuhren wir nach Rosenheim, wo wir den zerstörten Bahnhof aufräumten, von dort später nach Unterpfaffenhofen in ein ehemaliges Brennstofflager. Die Fahrt dorthin ging mitten durch die weitgehend verwüstete Münchener Innenstadt. 1943 und 1944 hatte ich Fliegerangriffe auf Berlin erlebt, aber jetzt erschreckte uns erstmals das Ausmass der durch Luftangriffe angerichteten Schäden in einer grossen Stadt. Ich erinnere mich, dass wir auf den Lastwagen nicht mehr miteinander sprachen, als wir das alles sahen. Es war ungemein deprimierend: Nach langer Zeit sahen wir an den Strassenrändern wieder deutsche Zivilisten in grosser Zahl stehen, aber ihnen war durch vorausfahrende Lautsprecherwagen verboten worden, zu winken oder gar Kontakt aufzunehmen.

Ende Juli kamen wir nach Ingolstadt, wo wir zwischen Nord- und Südstadt eine neue Brücke über die Donau bauten an der Stelle der alten, die zerstört worden war, und zwar mit unserem alten Wehrmachts-Kriegsbrückengerät, das sich in Depots wiedergefunden hatte. Während der folgenden Monate bewachten uns zwar einige amerikanische Soldaten, aber mit ihnen freundeten wir uns rasch recht gut an, sodass wir eigentlich viel mehr Freiheit genossen, als sich die offiziellen amerikanischen Dienststellen träumen liessen. Der «Stil» dieser Gefan-

genschaft war in mehrfacher Hinsicht eigenartig; es war halt eine chaotische Zeit für alle Beteiligten, für die Sieger und für die Geschlagenen: Es gab ein Aufatmen für alle, die überlebt hatten, und ein Geniessen in vollen Zügen, wann immer es etwas zu geniessen gab.

Wir waren in einem grossen ehemaligen Gasthof untergebracht und «organisierten» sofort alles Mögliche, so zum Beispiel einen Heinz-Rühmann-Film und ein Vorführgerät. In einer Scheune hinter dem Gasthof gab es einen provisorischen Kino-Raum, abends sollte der Film laufen. Am Nachmittag war ich noch bei einem Forstamt, etwa 20 Kilometer nördlich von Ingolstadt entfernt, um Holz für unseren Brückenbau zu beschaffen. Für solche Zwecke hatte ich entweder einen von einem Amerikaner unterzeichneten Fahrbefehl, oder eben einen Ami im Beiwagen sitzen, weil es ja an vielen Strassenkreuzungen Verkehrskontrollen gab. Im Forstamt sass ein Mädchen im Büro, dem ich von unserem «Kino» am Abend erzählte. Sie wollte unbedingt mit; es gab ja in jener Zeit nirgendwo sonst ein Kino, und ich fand es natürlich wohl auch schick, mit einem hübschen Mädchen anzukommen. Also nahm ich sie im Beiwagen mit. Nun war der Vorführapparat so alt, dass der Film nur stotternd mit vielen langen Pausen ablaufen konnte. Kurzum, als ich das Mädchen heimfuhr, kamen wir in die Sperrstunde. Zwar brachte ich sie noch in ihr Dorf, aber auf der Rückfahrt erwischte mich die amerikanische Militärpolizei, die auf meinen Fahrbefehl piffte und mich ins Ingolstädter Gefängnis brachte. Dass ich eigentlich Kriegsgefangener sei, glaubten sie mir ohnehin nicht. Niemand in unserer Unterkunft wusste, wo ich geblieben war, und für mich begann mein erstes «Knast»-Erlebnis.

Meine Zelle teilte ich in den nächsten Tagen mit einem polnischen Schwarzhändler, wurde morgens zum Waschen geführt, empfing an der Türklappe die spärliche Suppe, durfte mittags eine Stunde lang im Gefängnishof im Kreis gehen oder Holz spalten für den Gefängnisofen. Mein knasterfahrener Zellengenosseklärte mich über alles auf, was man als Häftling wissen musste. Nach etlichen Tagen führte man mich mit anderen zusammen unter Bewachung durch die Innenstadt zur Verhandlung beim Militärgericht.

Auf dem Weg dorthin hatte mich wohl einer gesehen, der mich kannte, denn als ich als Angeklagter aufgerufen wurde, erhob sich im Saal ein amerikanischer Leutnant, für den ich oft gedolmetscht hatte, und löste mich aus. Ich durfte das Motorrad abholen und war wieder bei meinen Freunden – und wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen.

Solange wir täglich auf der Brücke arbeiteten, wurden wir einigermaßen gut gepflegt, aber für die Raucher gab es keine Zigaretten. Also begann schon deswegen für uns das, was damals notwendigerweise für viele zum Lebensinhalt wurde, der Schwarzhandel. Wir betrieben ihn in grösserem Umfang und weihten dazu auch unsere amerikanischen Bewacher ein, die daran Spass fanden und sich wohl damit auch ihre Langeweile vertrieben. Sie stellten uns zum Beispiel Fahrbefehle für Lastwagen nach Nürnberg aus, wo wir aus einem ehemaligen Wehrmacht-Tanklager etliche tausend Liter Benzin in Fässern abholten, angeblich für unseren Brückenbau. Die Fässer vergruben wir nachts im Garten hinter unserem Gasthaus und verscherbelten das Benzin in kleineren Mengen an Zivilisten, die schon wieder oder immer noch ein Auto hatten, in grossen Mengen aber an eine Münchener Zigarettenfabrik, die uns jedoch nur Zigaretten dafür gab, wenn wir ausgelagerte Tabak-Ballen von einem Lager bei Heidenheim auf der Schwäbischen Alb in ihre Münchener Fabrik brachten. So überredeten wir immer wieder unsere «Bewacher», uns Fahrbefehle von Ingolstadt nach Nürnberg, München oder Heidenheim auszustellen, jeweils mit dem Auftrag, notwendiges Material und Werkzeug für den Brückenbau zu besorgen. Ein amerikanischer Soldat sass dann als Beifahrer und Bewacher im LKW und freute sich mit uns, wenn die Militärpolizei nichts untersuchte und nichts merkte. Damals lernte ich übrigens ein reiches Vokabular des primitivsten und grössten amerikanischen Soldatenjargons – in jener Zeit geradezu eine Lebenshilfe.

Unser ganzer Stolz war ein altes Mercedes-Personenauto, das einmal ein Taxi gewesen war und das man irgendwann zum «Kriegsdienst»

beschlagnahmte hatte. Jetzt diente es uns, meistens mit einem Ami als Beifahrer, als mehr oder weniger privates Transportmittel. Zusammen mit einem Gefreiten aus Ohio fuhr ich mit diesem Mercedes im Oktober 1945 auf etwas abenteuerliche Weise nach Künzelsau zum Geburtstag meiner Freundin aus der Internatszeit, die ich seit mehr als vier Jahren nicht mehr gesehen hatte. Der Vorwand auf dem Fahrbefehl: «Suche nach dringend benötigtem technischen Gerät in Schwäbisch Hall.» Ich konnte bei der Freundin wohnen und wir brachten auch den Amerikaner unter.

Davor schon, am 23. August, hatte ich mit einem Sergeant, der kurz vor seiner Entlassung aus der Armee stand und mit dem ich mich angefreundet hatte, eine Fahrt nach Oberschwaben unternommen. Im Gespräch hatte ich erfahren, dass der Ami Monate vorher, als seine Einheit in Ulm war, ein Mädchen aus Illertissen kennengelernt hatte, das er nun nochmals besuchen wollte. Ich sagte ihm, ich sei da in der Nähe zu Hause, und meine Familie habe sicher seit einem halben Jahr keine Nachricht von mir, weil ja auch noch keine Post ging. Wir schmiedeten den folgenden Plan: Ich «erkundete» Brückengerät an der Iller, ihn deckten in seiner Einheit ein paar seiner Freunde.

Wir fuhren also mit Fahrbefehl los. Er nahm mir das Versprechen ab, dass ich ihn am 26. August, also drei Tage später, vor dem Portal des Ulmer Münsters wieder treffen würde, während er die Zwischenzeit bei seiner Freundin verbringen wollte. Mit ihm zusammen würde ich dann wieder zurück nach Ingolstadt fahren. Gleich westlich der Iller war die Demarkationslinie zur französischen Besatzungszone. Ohne Ausweis und Entlassungspapiere durften die Franzosen mich nicht erwischen; ich wäre sonst, wie manche andere aus der englischen oder amerikanischen Zone, die abgehauen waren, nach Frankreich gebracht worden. Ich schlug mich, vorbei an amerikanischen und französischen Posten, weit in den Wald und achtete darauf, dass ich niemandem begegnete, und je näher ich an mein Dorf kam, umso besser kannte ich alle Schleichwege. Als ich schon relativ sorglos war, stiess ich abseits der Strasse auf zwei marokkanische Soldaten, die Himbeeren pflückten

und Gott sei Dank so laut miteinander redeten, dass ich sie bemerkte und umgehen konnte. In einem Einödhof fragte ich den Bauern, ob er etwas von der Lage zu Hause wisse. «Da sind viele Franzosen einquartiert», sagte er. Gegen Mitternacht erst – ab 2i Uhr war Sperrstunde – schlich ich mich vom Haldenberg hinunter, am Nachbarn Braun vorbei, wo im Hof ein französisches Panzerfahrzeug stand, zu unserem Haus und warf Steine gegen die Fenster, bis meine Schwester mich bemerkte. Schreck und Freude waren gross. Natürlich durfte niemand im Dorf mich sehen, weil über «Heimkehrer» doch sofort überall geredet wurde. Da meine Schwester bei den in der «Wirtschaft am Berg» einquartierten Franzosen arbeiten musste – Essen kochen und Wäsche waschen –, kamen am andern Tag auch prompt einige von ihnen ins Haus und blieben eine Weile. Ich verschwand im Keller, bis die Luft wieder rein war, und ich verschwand auch, wenn ein Nachbar kam.

Drei Tage später war ich pünktlich am Eingang des Ulmer Münsters. Mein Amerikaner war auch da, war inzwischen nochmals in Ingolstadt gewesen und brachte W. mit, einen Freund aus meiner Einheit. Jetzt wollte er unbedingt nochmals eine Nacht bei der Illertissener Freundin sein. Also fuhren wir hin, er zu seinem Mädchen, während wir beide vor dem Schloss oben am Berg in unserem Mercedes schliefen. Mitten in der Nacht erschien eine Streife der amerikanischen Militärpolizei und nahm uns fest. Sie glaubten uns kein Wort, auch nicht, dass wir angeblich nicht wussten, in welchem Haus unser Bewacher war. Er kam am frühen Morgen, es gab eine erhebliche Auseinandersetzung und ein Vernehmungsprotokoll. Aber unserem Freund war das egal, er fuhr wenige Tage später nach Hause. Ich denke, seine Entlassung aus der Armee wird trotzdem «ehrenhaft» gewesen sein. Mir schenkte er zum Abschied noch ein «Neues Testament», ganz kompakt und klein, wie es offenbar die amerikanischen Soldaten in den Krieg mitbekommen hatten. Ich besitze es noch; auf der ersten Seite steht, dass es als «a sacred token» dem Sergeant Bennet W. Hawkins, Armee Nr. 70 8 7401, von einem Chaplain Kohn gegeben worden ist. Immer wieder lese ich die Sprüche und Lieder, die vorne und hinten in dem Büchlein

abgedruckt sind und Hinweise auf den missionarischen Elan geben, mit dem diese Armee nach Europa geschickt worden ist: «Onward, Christian Soldiers! Marching as to war, with the cross of Jesus going on before: Christ, the Royal Master, leads against the foe; forward into battle, See, His Banner go!»

Unsere Brücke in Ingolstadt wurde Anfang Dezember 1945 fertig. Es kam der Tag der Einweihung und Eröffnung, der feierlich begangen wurde, allerdings nicht mit uns, den Erbauern, sondern mit der amerikanischen Militärregierung in Bayern und der inzwischen installierten kommissarischen bayerischen Regierung. Wir waren auf «die neuen politischen Kräfte» sehr gespannt.

Zu dem Ereignis erschien der bayerische Verkehrsminister und schritt, nach Ansprachen von amerikanischer und deutscher Seite, zusammen mit einem amerikanischen General ernst zur Eröffnung der Brücke. Wir Gefangene standen feixend irgendwo im Hintergrund, weil das Pathetische des Vorgangs gar nicht zu dem passte, was kurz vorher geschehen war und was nur wir wussten: Jemand hatte festgestellt, dass bei dieser Gelegenheit feierlich ein Band durchschnitten werden sollte, symbolisch sozusagen. Aber da war kein Band. Mein Freund Gerd Werrmann aus Riesa in Sachsen hatte aber sehr schnell geschaltet: Die Amis hatten doch auf unserer Baustelle Hygiene gefordert und uns für unser Plumpsklo Mengen von Klopapier gegeben. Wir holten eine Rolle, wickelten sie ab und drehten daraus eine hübsche Girlande, die wir gerade noch rechtzeitig zwischen die Endpfosten der Brücke spannen konnten, bevor die offizielle Delegation sie erreichte. Unter den Blitzlichtern der Reporter von Hans Habes «Neuer Zeitung» schnitten General und Verkehrsminister dann mit der Schere, die eine Sekretärin der Militärregierung reichte, das Klosettpapier durch, und alle klatschten.

Als Anerkennung für den Brückenbau bekamen alle Beteiligten ihre Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft. Dazu brachte man uns einen Tag lang in ein richtiges Gefangenenlager in der Nähe. Wir durchliefen die übliche Befragung des amerikanischen Abwehrrdienstes, wo es ein

neues Wort gab: «Were you fragebogened already?» Dann gab es ein «Certificate of Discharge», einen Entlassungsschein, und eine Fahrkarte nach Hause. Rechtzeitig zu Weihnachten 1945 war ich wieder Zivilist und nach 52½ Monaten auch wieder ein ganz freier Mensch!



## Ein neuer Anfang

*Mehr als acht Jahre waren vergangen, seit ich mein Dorf verlassen hatte, um ins Internat zu gehen.*

Nach der Anmeldung im Rathaus erhielt ich Lebensmittelkarten erst, nachdem ich die Wehrmachtsuniform abgeliefert hatte: Die französische Militärregierung wollte alle Spuren von Militarismus endgültig ausmerzen. In einem Schrank hing allerdings noch eine so genannte «Ausgehuniform», die bei der allgemeinen «Säuberung» gleich nach Kriegsende nicht abgeliefert worden war. Da «feldgrau» nicht mehr erlaubt war, besorgte man sich nun auf allen möglichen Wegen des Schwarzmarktes und des Tauschhandels Stofffarbe. Am einfachsten zu bekommen und auch anzuwenden war die Farbe schwarz. So ging ich in den folgenden Jahren vorwiegend in Schwarz. Anfang Januar erhielt ich eine Vorladung zur französischen Militärbehörde in der Stadt. Zunächst musste ich endlose Fragebögen ausfüllen, dann gab es ein etwa fünfstündiges Verhör, bei dem ich zu meinem Erstaunen die letzten fünf Lebensjahre Monat für Monat rekapitulieren sollte. Alles wurde protokolliert: Wo in Europa ich gewesen war, bei welchen militärischen Einheiten, wo genau ich jemals beteiligt gewesen war beim Anlegen eines Minenfeldes. Immer wieder bezweifelte man, dass ich nie an der Westfront und in Frankreich gewesen sei. Das Misstrauen war nicht nur aus militärischen Gründen verständlich, da Frankreich seit 1940 eine deutsche Besatzung ertragen hatte. Und ich hatte schon manchmal zugehört, wie Soldaten, die aus dem Westen zu uns kamen, vom Leben «wie Gott in Frankreich» erzählten, auch vom billigen Einkauf dort. Und auch in unserem Dorf gab es die eine oder andere Frau, die davon erzählte, dass ihr Mann Wäsche und Kleidung aus Frankreich geschickt

oder im Urhub mitgebracht hatte; nicht alles war ja wohl, vor allem unmittelbar nach dem «Sieg» dort 1940, legal gekauft worden.

Aus unserem Dorf war an Weihnachten 1945 die Besatzung schon weg, dafür gab es aber bald ungefähr 60 bis 70 Waldarbeiter, teilweise auch aus Nordafrika, die privat untergebracht werden mussten. Sie machten in den oberschwäbischen Wäldern riesige Kahlschläge und fuhren das Holz als Reparationsleistung per Eisenbahn nach Frankreich. Natürlich kamen auch immer wieder französische Soldaten ins Dorf, aber Übergriffe, wie es sie am Anfang gegeben hatte, wurden selten; damals hatten Nordafrikaner auch Mädchen vergewaltigt, wonach es an der Strasse zum Nachbardorf zwei Hinrichtungen marokkanischer Soldaten gegeben hatte.

Am Anfang der Besatzungszeit hatte die Bevölkerung auch alles Mögliche abliefern müssen: Niemand durfte natürlich eine Jagdwaffe besitzen, aber auch sämtliche Fotoapparate und Rundfunkgeräte sollten auf Sammelstellen gebracht werden. Die unzähligen Wohnungen, die von Franzosen belegt wurden, mussten ihnen natürlich mit allen Einrichtungsgegenständen überlassen werden. Wenn später manches fehlte, gab es zwar einen «Ausgleich», jedoch in wertloser Reichsmark, für die man nichts kaufen konnte. Es kam dann auch die Zeit der «Fräuleins»: Junge Mädchen legten sich vor allem amerikanische Freunde zu, bei den Franzosen war dies weniger ergiebig. Aber auch da gab es einige materielle Vorteile, deretwegen dann auch im katholischen Oberschwaben manche «Unmoral» von den betroffenen Familien mehr oder weniger stillschweigend geduldet wurde. Natürlich blieben auch manche Bindungen bestehen: Eine meiner Klassenkameradinnen war nun in Casablanca verheiratet und blieb auch dort.

Die Entnazifizierung entfachte naturgemäss eine Welle von Denunziationen; es gab nun Gelegenheit, wirkliche Vergehen während der Nazizeit zu sühnen, aber manche nutzten diese Zeit auch dazu, Mitbürgern etwas anzuhängen, die sie nicht mochten, auch wenn sie nur kleine «Mitläufer» gewesen waren. Es wurden «Spruchkammern» eingerichtet, die Strafen von Geldbussen bis zu Arbeitslager-Aufenthalt

verhängen konnten. Auf der anderen Seite entwickelte sich das so genannte «Persilschein»-System: Wer glaubte, beschuldigt zu werden, besorgte sich von einem Unbelasteten eine Bescheinigung, dass er trotz einer unter Umständen exponierten Stellung im «Dritten Reich» auch damals dann und wann Gutes getan habe. Man erlebte auch Merkwürdiges: Die Frau des Revierförsters, die seinerzeit die Gründung einer «Ortsgruppe» der NS-Frauenschaft betrieb und auch energisch rechtfertigte, dass aus dem Kloster die ersten Gruppen von geistig Behinderten zur Tötung nach Grafeneck befördert wurden, war 1945 auf einmal recht fromm geworden und stiftete für die glückliche Heimkehr ihres Sohnes ein Kruzifix an einem Waldweg.

Eine andere unglaubliche Geschichte, die sich schon vor meiner Rückkehr zugetragen hatte, irritierte mich sehr: Ein entfernter Verwandter, von Beruf Architekt, war bei der SS gewesen. Über seine Funktion während des Krieges wusste man wenig, aber er war im Offiziersrang und hatte im Osten mit Bauen, möglicherweise auch mit den dortigen Lagern zu tun gehabt. Und weil unsere Familien verwandt waren, hatte man in unserem Garten Behälter mit Silberbesteck und Ähnlichem für ihn vergraben, die nach Kriegsende wieder abgeholt wurden. Sie gehörten einer jüdischen Frau, die während des Krieges deportiert worden war und die jetzt diesen ehemaligen SS-Offizier geheiratet hatte.

Lebensmittel blieben natürlich zunächst rationiert. Dafür gab es Lebensmittelkarten für Zuteilungen, die in der französischen Besatzungszone noch lange nicht ausreichten. Um die Mengen zu verdeutlichen, zitiere ich an dieser Stelle die Zuteilungen im Sommer 1945 (aus «Volk und Zeit», September 1946): Pro Tag gab es 160 Gramm Brot, 23 Gramm Fleisch oder Wurst, 18 Gramm Fett, 13 Gramm Käse, 5 Gramm Nahrungsmittel, 142 Gramm Kartoffeln.

Lebensmittelkarten gab es nur, wenn man auch eine Arbeitsstelle nachwies. Ich erhielt einen vorläufigen Job in einem kleinen Holzbearbeitungsbetrieb: Wir fällten Holz im Wald, vor allem Stangenholz, schleppten es mühsam auf dem Rücken an die Abfuhrwege und fertigten daraus Zaunlatten, Grubenholz für den Bergbau und Weinberg-

pfähle. Als ich während dieser Monate einmal abends nach Hause kam, hatte der Briefträger die Nachricht vom Tod meines Bruders gebracht. Die Familie hatte über ein Jahr lang nichts von ihm gehört. Am 19. März 1945, so erfuhren wir jetzt über das Rote Kreuz, war er in Ostpreussen gefallen. Sein Grab ist in Pillau, das heute Baltysk heisst. Als wir 1994 in Königsberg waren, dem heutigen Kaliningrad, konnten wir bei der Fahrt an die Ostseeküste Pillau zwar in der Ferne ahnen, aber es war militärisches Sperrgebiet. Durch meine schon lange währende Verbindung zum «Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge» erhielten wir 2001 das Foto vom Grabstein über einem Massengrab, auf dem der Name meines Bruders steht.

## Studium in der Nachkriegszeit und frühe Berufsjahre

*Wir hatten das «Dritte Reich» hinter uns, man hatte uns verführt und missbraucht, wichtige Jugendjahre hatten wir sinnlos in Russland und Polen zugebracht. Mit Studium und Beruf sollte nun Hoffnung in die Generation kommen, auf die damals vielleicht am besten eine Kennzeichnung passte, die der Philosoph Georg Lukács später «transzendente Obdachlosigkeit» genannt hat.*

Als ich erstmals vor dem Hauptportal meiner zukünftigen Universität stand, las ich darüber in goldenen Buchstaben: »Die Wahrheit wird euch frei machen!« Die Hochschule konnte also vielleicht doch noch mehr als nur eine Stätte der Wissensvermittlung sein. Indessen: Um die goldenen Lettern der «Wahrheit» waren an der ganzen Wand des Kollegiengebäudes noch die Spuren der verheerenden Bombardierung vom November 1944 zu sehen; auch waren bis zur Immatrikulation noch diverse Klippen zu überwinden.

Von Biberach nach Tübingen waren längst noch nicht alle Strecken durchgehend befahrbar, aber nach einigen Fussmärschen im Donautal und einer Übernachtung in einer Bahnhofsbaracke erreichte ich mit einem Freund aus der Internatszeit Tübingen und gab meine Bewerbung bei der Landesuniversität ab. In Erwartung eines Studienplatzes übernachteten wir einige Male in einer Notunterkunft im «Tübinger Stift». In der von Bombenschäden verschont gebliebenen Universität hatte der Studienbetrieb längst wieder begonnen, und so konnten wir auch Vorlesungen besuchen. Dann kam der Bescheid: Wir wurden nicht zugelassen, weil die französische Militärregierung nur einen eingeschränkten Prozentsatz von Studienplätzen für ehemalige Offiziere ge-

nehmigte, der bereits erreicht war. Ich versuchte dann, einen Studienplatz an der Universität Freiburg zu bekommen und trat sogleich die zweitägige, umständliche Bahnreise an. Eine Zulassung bekam ich aber zunächst nur für einen propädeutischen Kurs, in dem Kriegsteilnehmer mit Notabitur nach einem Jahr die richtige Hochschulreife erlangen sollten. Nach einer Abschlussprüfung mit der Minstdurchschnittsnote zwei sollten wir garantiert einen Studienplatz erhalten. Der Unterricht fand im Dachgeschoss des Freiburger Finanzamtes statt, denn in der beschädigten Universität war viel zu wenig Platz. Mitunter war das Ganze schon recht merkwürdig: Da sassen rund 30 Kriegsteilnehmer zwischen 20 und 25 Jahren und beschäftigten sich nach mehrjähriger Pause wieder mit Latein, Mathematik, Deutsch und anderen Schulfächern. Die Lehrkräfte waren entweder junge Dozenten von der Uni oder «unbelastete» Pensionäre. Gymnasiallehrer, die das Entnazifizierungsverfahren schon durchlaufen hatten, gab es für diese Kurse nicht.

Deutsch unterrichtete zum Beispiel eine etwa 70-jährige Dame, die uns «gestandenen Männern» unter anderem auch das Auswendiglernen von Balladen und lyrischen Gedichten abverlangte, die zum Teil vorher diktiert wurden, denn es gab noch kaum neue, von politischen Bedenklichkeiten bereinigte Schulbücher. Gelegentlich unterrichteten auch junge Referendarinnen, die es besonders schwer hatten. Eine von ihnen sollte uns Französisch beibringen, was uns deshalb wenig gefiel, weil wir es als zusätzliche Sprache auf Grund einer Verfügung der französischen Militärregierung lernen mussten und darin später geprüft wurden. Dieses junge Mädchen lief einmal weinend aus der Klasse, weil sie es nicht mehr ertragen konnte, dass manche von uns gewohnheitsmässig statt «ja» immer noch «jawoll» sagten. Man ersetzte sie bald durch einen Pensionär.

Nebenbei hörten wir schon die eine oder andere Vorlesung an der Universität. Im Frühjahr 1947 legten wir dann die Reifeprüfung ab, schriftlich und mündlich. Bei der Notengebung wurde doch wohl berücksichtigt, dass wir jahrelang keine Gelegenheit mehr gehabt hatten, in ein Schulbuch hineinzuschauen.

Die Zensuren-Voraussetzung fürs Studium hatte ich gut erreicht, aber ich wurde nicht immatrikuliert; ein «Curateur» der Universität, das war eine Art französischer Aufpasser, lehnte wieder mit der Begründung ab, das Studienplatz-Kontingent für ehemalige aktive Offiziere sei erschöpft. Dagegen war nichts zu machen, aber ich benötigte, um in Freiburg bleiben zu können, Wohnerlaubnis und Lebensmittelkarten. Beides war vom Stempel der Uni auf meinem Ausweis abhängig, und zwar für jedes einzelne Semester. Dazu verhalf mir auf wenig legale Weise einer der Dozenten des propädeutischen Kurses, der sich gerade habilitierte: Eine ihm bekannte Sekretärin an der Uni hatte einen Schlüssel, mit dem die beiden nachts ins Sekretariat gingen und auf meinen Ausweis einen Stempel für das Sommersemester 1947 drückten. Ich konnte Lehrveranstaltungen besuchen, erhielt allerdings weder ein Studienbuch noch Testate. Als im Herbst 1947 dasselbe nochmals geschah, war der bisherige Curateur von einem anderen Franzosen abgelöst. Ich ging zu ihm, und bald befanden wir uns in einem langen Gespräch über Jugenderziehung im Nationalsozialismus und über die Gewinnung junger Deutscher für die neue Demokratie. Daraufhin hatte Monsieur Laçant ein Einsehen, im Wintersemester 1947/48 war ich endlich ordentlicher Student an der Philosophischen Fakultät.

Die äusseren Bedingungen des Studierens in den unmittelbaren Nachkriegsjahren könnte man in Abwandlung von Bert Brecht (den wir natürlich noch nicht kannten, weil er ja verboten gewesen war) beschreiben mit den Worten: «Erst kommt das Fressen, dann kommt ... die Wissenschaft.» Einige nüchterne Beispiele können die Situation verdeutlichen. Als im Frühjahr 1946 das zweite Eisenbahngleis zwischen Offenburg und Denzlingen zu Reparationszwecken demontiert wurde, vor allem aber das Holz aus den Einschlügen im Schwarzwald in die Schweiz verkauft wurde und der ganze Erlös an die Militärregierung ging, und als 1947 für den kommenden Winter die Kartoffelversorgung nicht gesichert war, gab es im südbadischen Landtag, der im Kaufhaus am Münsterplatz tagte – und für uns Studenten erstmals Erfahrungen

mit der parlamentarischen Demokratie brachte –, eine mannhaftete Rede des Wirtschaftsministers Eduard Lais: «Sollte mit den Demontagen noch weiterhin Ernst gemacht werden, dann bleibt uns, die wir der reinen Macht überantwortet sind, nichts übrig als der Appell an das öffentliche Gewissen der Welt, die Berufung auf das ewig unveräusserliche Recht auch der Besiegten, ein Leben in menschlicher Würde und Freiheit führen zu dürfen ...»

Hintergrund war vor allem die katastrophale Versorgungslage in der französischen Besatzungszone; ein paar charakteristische Details halte ich aus amtlichen Zeitungsanzeigen fest, in denen bekannt gegeben wurde, wann welche Abschnitte der Lebensmittelmarken mit den verschiedenartigsten Bezeichnungen einlösbar waren. So wurde am 16. Mai 1946 für den Monat Mai an Zuteilung aufgerufen:

«... für Normalverbraucher und Teilselbstversorger in Brot der Kleinabschnitt, Fett' mit 50 g und der Abschnitt 16 mit 12,5 g Fett für diese Dekade, Käse auf Abschnitt 29 mit 62,5 g und auf Abschnitt 93 mit 37,5 g, je ein Ei auf die Abschnitte 5, 6 und 8 der Eierkarte.»

Die Situation ein Jahr später war kaum besser. Die Freiburger Zeitung vom 1. April 1947 zeigt an: «Für die erste Dekade des Monats April werden folgende Brotabschnitte aufgerufen: Erwachsene 500 g auf Abschnitt I und 1'000 g auf den Kleinabschnitt. Es werden heute 60 g Öl anstelle der eigentlich zugeteilten 75 g Butter aufgerufen. Als Sonderzuteilung an alle Normalverbraucher, die im vergangenen Herbst keine Winterkartoffeln eingekellert haben und noch im Besitz des Abschnitts III Nr. 20 des Bezugsscheins für Speisekartoffeln sind, wird irischer Speck zugeteilt. Sie erhalten einen Gutschein für 150 g Speck auf dem Ernährungsamt gegen Vorlage des Haushaltsausweises und des Kartoffelbezugsscheins ...»

Auch die Wohnungsnot in der Stadt war gross. Noch im Winter 1947/48 waren 5'400 Wohnungen von den Besatzungsbehörden beschlagnahmt; in der Innenstadt lagen noch riesige Schutthaufen von der Bombardierung.



Bis zum Juni 1948, also bis zur Währungsreform, hatte ich zwar noch Geld auf meinem Sparbuch, aber wichtiger war das eine oder andere an «Ware», zum Beispiel dass ich meine Bezugsmarken für Zigaretten auf dem Schwarzen Markt verscheuerte beziehungsweise gegen Wichtigeres eintauschte. Erst am Tag nach der Währungsreform wurden die Läden wieder gefüllt, aber die 40 DM, die jeder in die Hand gedrückt bekam, blieben zunächst das einzige, was ich an Geld hatte, bis ich beim Zähringer Forstamt für die Arbeit beim Waldwegebau den ersten Lohn ausbezahlt bekam; ich verdiente 92 Pfennige in der Stunde und konnte am Monatesersten die Zimmermiete bezahlen.

Die Ernährung blieb ein ständiges Problem. Nach den Ferien brachte ich aus Oberschwaben immer einen Holzkoffer Kartoffeln mit, ein mühsames Geschleppe, denn die Bahnstrecke zwischen Hinterzarten und Freiburg war noch lange wegen der zerstörten Ravenna-Brücke unterbrochen; man ging durchs Löffeltal zu Fuss. Als einmal ein Sack Kartoffeln aus unserem Dorf mit der Lieferung von Weinbergpfählen aus dem Betrieb, in dem ich in den Ferien arbeitete, nach Eendingen am Kaiserstuhl kam, holte ich ihn dort mit dem Fahrrad ab. Das wurde eine mühsame Tagestour, weil ich zwischendurch auch noch Reifenpannen hatte. Die Reifen stammten aus der Vorkriegszeit, ausserdem musste man in jener Zeit möglichst Feldwege benutzen, weil die Gefahr bestand, von der Polizei als «Hamster» aufgegriffen zu werden.

Es gab eine Mensa, wo wir am Anfang jeden Tag, von Nonnen ausgeteilt, die so genannte «Quäkerspeisung» bekamen, meistens einen Teller Graupensuppe, die fürs erste den Bauch füllte. Im Übrigen verlief das Essen in der Mensa bis zur Währungsreform etwa so: Nach der letzten Vormittagsvorlesung stellte man sich in die Suppenschlange, die meistens rund 100 Studenten lang war. Ganz zu Anfang musste man übrigens zuvor täglich, dann wöchentlich, in einer anderen Schlange Essensmarken lösen, dazu eine Zeitlang sogar Kartoffeln «in natura» abgeben. Die Suppe löffelte man oft stehend in der Schlange aus, um Zeit zu sparen, und näherte sich dabei langsam der Ausgabe

des Hauptgerichts. Diese Schlange wand sich manchmal mehrmals durch den Speisesaal und hinauf ins Erdgeschoss bis in die Eingangshalle, gelegentlich sogar hinaus bis zu den beiden Statuen von Homer und Aristoteles am Eingangstor der Universität. Wenn man Glück hatte, erwischte man zum Essen einen Sitzplatz, sonst ass man eben im Stehen. Die ganze Prozedur dauerte nicht nur lange, sondern kostete auch Kraft, sodass man vor Hunger gleich wieder hätte von vorne anfangen können. Immerhin: einen Teil der Literatur, die ich fürs Studium lesen musste, habe ich mir während des Schlangestehens angeeignet.

Nach der Währungsreform hatte ich nie mehr genug Geld, um das Essen in der Mensa bezahlen zu können. Über die nächsten vier Jahre wurde meine Ernährung dann manchmal abenteuerlich, bestand im Wesentlichen aus Brot, Margarine und Kartoffeln.

An dieser Stelle ist ein Loblied auf die «Wirtinnen» anzustimmen. Meine erste war eine Kriegerwitwe mit einem vierjährigen und einem noch nicht einjährigen Kind. Nachdem sie zunächst keine Möglichkeit gesehen hatte, mir eine Bleibe anzubieten, schickte sie mir den Vierjährigen auf der Strasse hinterher; es gab da eine leere Mansarde, die wir notdürftig möblierten. Gelegentlich ging die Wirtin einen Tag aufs Land zum Hamstern, wie es damals üblich war, um wenigstens ein wenig Milch für ihre Kinder zusätzlich zu bekommen, vielleicht auch Fett und Gemüse. Mir passierte an einem solchen Tag etwas Schlimmes: Ich hütete die Kinder, stellte den Schoppen für das Baby in kochendes Wasser, ohne zu bedenken, dass das Glas billige Nachkriegsware war – es zerbrach, die kostbare Milch lag in den Scherben, der Säugling brüllte, und ich hatte mir am Abend, als die Mutter heimkam, die ganzen Vorwürfe anzuhören. Diese an sonst ideale Vermieterin verlor ich im Übrigen bald wieder. Mein Freund Heps aus dem Internat, der nun in Freiburg Jura studierte, besuchte mich, lernte meine Wirtin kennen, schätzen und lieben, und ehe ich in meiner Naivität recht begriff, was da los war, eröffneten mir die beiden, sie wollten heiraten, und da sei halt nur noch bedingt Platz für mich, zumal inzwischen auch noch eine Schwes-

ter in die Wohnung gezogen war. Also fuhren wir eines Tages mit der Strassenbahn zum Standesamt und feierten danach beim üblichen Eintopf zusammen mit den Kindern Hochzeit. Ich suchte ein neues Zimmer, und ich hatte Glück: In der Strassenbahn sprach mich jemand von der Seite an: «Ach, der Leutnant Kistler!»

Es war der ehemalige Obergefreite Remmele, der in Ungarn eine Zeitlang in meiner Einheit gewesen war. Jetzt war er Angestellter im städtischen Wohnungsamt und hatte mit der Vergabe des knappen Wohnraums zu tun. «Unter der Hand» besorgte er mir eine neue Wirtin, die er persönlich kannte – aber nicht nur das: Einmal in der Woche, meinten seine Frau und er, könne ich gerne zu ihnen nach Hause kommen, um mal ordentlich zu essen. Sie hätten Verbindungen zur Landwirtschaft. Bis zum Ende des Studiums wurde ich bei ihnen immer wieder vollgefüttert und spielte dafür eine Weile mit den Kindern. Und die neue Wirtin war ein Glücksfall. Sie war Mitte 60 und alleinstehend. Ihr Sohn war noch in russischer Gefangenschaft, und in mir hatte sie nun jemanden, den sie an seiner Stelle bemuttern konnte, mit dem sie vor allem über ihre Sorgen reden konnte. Sie war rührend, brachte mir fast täglich, wenn ich in meinem Zimmer arbeitete, etwas zu essen, ein Stück Brot, einen Apfel und Tee. Fast ein Jahr blieb es so: Sie bestand darauf, dass ich ihr, wenn ich aus den Ferien wiederkam, vorher schrieb, wann ich komme. Dann fuhr sie mit ihrem kleinen Leiterwagen zur Bus-Endhaltestelle, damit ich meinen Kartoffelkoffer nicht tragen musste. Früh, wenn ich zur Uni ging, war sie immer schon auf und hatte Kaffee gekocht. Als sie eines Morgens nicht erschienen war, hörte ich sie in ihrem Schlafzimmer stöhnen; ich fand sie dort nach einem Schlaganfall, holte rasch den Arzt, aber nach einer Stunde war sie tot. Ihr Sohn kam erst nach einem Jahr aus der Gefangenschaft zurück.

Es gab im Laufe dieser Jahre andere Stellen zum gelegentlichen Sattwerden: Dr. Zeeden, der sich inzwischen habilitiert hatte, heiratete; seine Frau lud mich einmal in der Woche zum Mittagessen ein. Eine Zeitlang gab es auch, über die Studentengemeinden vermittelt, Freitische in Familien. Da war ich dann montags bei Fräulein Dehn, einer

Schneidermeisterin, die bei ihrer Schwester wohnte. Deren Mann betrieb eine Kuferei mitten in der Altstadt, wo es dann eine gutbesetzte Mittagstafel mit Schneiderlehrlingen und Kufergesellen gab und es auf einen Studenten nicht mehr ankam. Dann gab es den Hans Mecking, einen Volksschullehrer, der nebenbei promovieren wollte und zu uns ins Seminar kam, aber aus mancherlei Gründen mit der Wissenschaft seine Schwierigkeiten hatte, ausserdem schwer kriegsbeschädigt war. Mit einem Freund zusammen nahm ich mich seiner an, vor allem als es aufs Examen zu ging. Seine Frau Maria kochte an diesen Abenden Riesenpötte mit Nudeln; der Hans lernte und repetierte, was er wissen musste.

Und es gab noch eine Familie Geissler: Meine Schwester hatte geheiratet, ein Verwandter meines Schwagers war in seiner Jugend nach Freiburg gezogen, ich bestellte dort Grüsse. Es war eine junge Familie mit kleinen Kindern. Von nun an war ich einmal in der Woche dort zum Essen.

Doch es gab Bedürfnisse anderer Art, die nur schwer befriedigt werden konnten, zum Beispiel das Heizen im Winter. Auch in der Uni war es anfangs kalt. Oft genug sass man im Mantel in der Vorlesung oder im Seminar. In einer Lehrveranstaltung bei Professor Ernst Ochs, dem berühmten Verfasser des «Badischen Wörterbuchs», einem älteren, sehr drahtigen Professor, gab es etwas Besonderes: Er unterbrach von Zeit zu Zeit und forderte alle Hörer zu Freiübungen auf. Im Übrigen war es meistens in den Hörsälen nach einiger Zeit «animalisch» warm, weil es sehr eng herging. Stundenlang haben damals die Studenten auf den Fensterbänken und auf dem Fussboden mitgeschrieben.

Vor der Währungsreform gab es auch kein Holz zu kaufen, nur gelegentlich eine Zuteilung von Kohle auf Bezugsschein. Aber kurz vor dem Winter 1947/48 bekam meine Wirtin vom Forstamt eine Buche zugeteilt, die frisch gefällt am Weg nach St. Valentin an einem Hang im Wald lag. Wir liehen uns in der Nachbarschaft einen Leiterwagen, Säge und Beil und zogen mehrere Tage nacheinander zu Fuss von St. Geor-

gen dorthin, eine Strecke von rund sieben Kilometern, und zerteilten den Stamm. Glücklicherweise war ich fast so etwas wie ein Experte, weil ich ja lange bei Waldarbeitern gearbeitet hatte. Später erwies sich das Ganze als wenig ergiebig, weil das noch völlig grüne Holz die ganze Bude verqualmte, als wir es im November zu verbrennen begannen. Man half sich also mit Pullovern und Mänteln.

Die Studentengeneration der unmittelbaren Nachkriegszeit war nicht verwöhnt und stellte keine grossen Ansprüche, zumal ja – wenn auch unterschiedlich in der kritischen Beschäftigung mit den zwölf Jahren des Nationalsozialismus – die Erkenntnis wuchs, dass in unserem Namen anderen Völkern viel Schlimmeres zugefügt worden war als das, worunter wir jetzt litten.

Im Winter 1951/52 musste ich zum Studentenarzt, der nicht nur Unterernährung feststellte, sondern nach einer Röntgenuntersuchung auch von einer angegriffenen Lunge sprach und mir in seiner Ahnungslosigkeit empfahl, Aufbaunahrung und mehr Butter zu mir zu nehmen.

Kurz vor dem Abschlussexamen im Sommer 1952 erhielt ich in zwei Raten je 150 DM als Stipendium des Südwestfunks aus einem Fonds für Doktoranden: Mein Doktorvater, der Mitglied des Rundfunkrats war, hatte sie für mich beantragt. Diese Beträge waren während meiner Studienzeit das einzige Geld, über das ich verfügen konnte, ohne es selbst verdient zu haben. (An der Grundlage für gesetzliche Regelungen von Ausbildungsbeihilfen wie «Bafög» und anderen Förderungen habe ich einige Jahre später in einem Ausschuss in Bonn mitgearbeitet.)

Das Studium brachte mir also nun die Begegnung mit der Wissenschaft. Da die philosophische Fakultät den Studierenden weitgehende Freiheit einräumte, begann nun «die Suche nach der Wahrheit», die uns «frei» machen würde, vor allem durch Teilnahme an vielen, auch sehr unterschiedlichen Lehrveranstaltungen, zum Beispiel bei einem der Väter der sozialen Marktwirtschaft, Walter Eucken, der leider bereits 1950 verstarb, oder bei dem Historiker Gerhard Ritter, der am Attentat des 20. Juli beteiligt gewesen war und von den Russen befreit wurde; er

hatte uns, auch wenn er ein sehr konservativer Gelehrter war, einiges zu vermitteln, was weit über die Geschichtsvorlesungen hinausging. In seinem Seminar beschäftigten wir uns auch erstmals mit Dokumenten aus den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen. Regelmässig war ich in den brillanten Vorlesungen des Rechtsphilosophen Erik Wolff, des Religionsphilosophen Bernhard Welte, der in seinen Denkansätzen Heidegger nahe stand. Und es gab den «christlichen Existenzialisten» Max Müller. Dem Philosophen und wohl berühmtesten Freiburger Professor Martin Heidegger war zunächst die Universität versperrt wegen seiner Verstrickung in den Nationalsozialismus. Als er wieder lehren durfte, eröffnete er 1952 im grössten Hörsaal mit seinem später berühmt gewordenen Kolleg «Was heisst Denken?» Jemand hatte einen Blumenstrauss auf das Pult gestellt, er sagte nur «danke», zu Vergangenen nahm er mit keinem Wort Stellung. Nicht nur, weil diese Veranstaltung so überfüllt war, sondern auch, weil ich die äusserst komplizierten Gedankengänge und Wortschöpfungen bald nicht mehr verstanden habe, profitierte ich da relativ wenig.

Es gab andere Veranstaltungen, die für uns «Ausgehungerte» manchmal wie Offenbarungen waren: Ich erinnere mich besonders an eine Vorlesungsreihe des Gastprofessors Hans Rothfels, eines ursprünglich national eingestellten Juden, der von den Nazis aus Königsberg vertrieben worden war, in Chicago lehrte und nun den deutschen Widerstand analysierte. Gelegentlich kam Alfred Döblin, jetzt Oberst bei der französischen Militärverwaltung in Baden-Baden, zu Vorträgen nach Freiburg: Aus dem Autor des «Berlin Alexanderplatz» war inzwischen eine Art Philosoph geworden, der zum Katholizismus konvertiert war. Reinhold Schneider, Elisabeth Langgässer und andere Schriftsteller hielten Vorträge. Auch Albert Schweitzer kam von Strassburg herüber, wenn er aus Afrika zu Besuch war, und wir erlebten ihn als Redner und als Organisten; meine Erinnerung an ein Orgelkonzert in der Christuskirche ist noch sehr lebendig: Ein Kommilitone, dessen Eltern mit Schweitzer befreundet waren, hatte ihn auf dem Bahnhof abgeholt und in seine Unterkunft gebracht, ein Prominenter, den nie-

mand erkannte, als er bescheiden mit seinem Kofferchen aus dem Personenzug stieg. In der Kirche kam er gelegentlich von der Empore herunter ins Schiff und überprüfte den Klang bestimmter Register, bevor er weiterspielte.

Und wir verschlangen jetzt selbstverständlich die Literatur, die zwölf Jahre lang verboten gewesen war. Diese Bücher waren wegen der Mittelknappheit, wenn überhaupt, in der Regel nur in einem einzigen Exemplar im Seminar oder in der Bibliothek vorhanden; man riss sich um sie. Als zum Beispiel 1947 Thomas Manns «Doktor Faustus» erschien, gab es zunächst nur ein Exemplar in der Bücherei der Quäkerbaracke, einer von den Amerikanern gestifteten Einrichtung. Der sehr prominente Ordinarius für Literaturgeschichte Walther Rehm las den Roman abschnittsweise, wenn er zwischen den Vorlesungen Zeit hatte, und wir andern lasen ihn, wenn der Professor weg war. Im Buch lagen stets eine Reihe von Zetteln, die anzeigten, wo die einzelnen unterbrochen hatten.

Wenn man Literatur studierte, exzerpierte man jetzt wichtige Stellen bei Thomas und Heinrich Mann, bei Hermann Hesse, Franz Werfel und all den andern, auch bei den Amerikanern natürlich, Thornton Wilder und Thomas Wolfe zum Beispiel. Wir stürzten uns auf alles, was wir von Sigmund Freud zu lesen bekamen. Und auch die gerade modern gewordenen französischen Existenzialisten waren in aller Munde, Jean-Paul Sartre vor allem, später auch und besser zugänglich Albert Camus. Die «Frankfurter Schule» mit Max Horkheimer und Theodor W. Adorno erreichte allmählich mit ihren sozialwissenschaftlichen Publikationen aus der Emigration unsere Seminare, die «Dialektik der Aufklärung» übte ihre Faszination aus, wenn auch nicht ohne Widerspruch.

Eine merkwürdige Einseitigkeit der damaligen Universitätsausbildung war nicht zu verkennen: Von einem richtigen «Wissenschaftspluralismus» konnte man nicht sprechen. Wir betrieben zum Beispiel Gesellschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, aber darin kam jemand wie Karl Marx und sein theoretisches Werk höchstens beiläufig vor. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass im Historischen Seminar

Werke von Marx und Engels standen; ich las in ihnen, wenn ein kommunistischer Studentenverband preiswerte und natürlich eindeutig kommentierte Exemplare an Buchständen anbot. Beide waren für die deutschen Gelehrten von damals einer wissenschaftlichen Diskussion nicht würdig, sie galten nur als Erzväter des verhassten Bolschewismus. Uns wurde klar, dass unsere Lehrer sich hatten nie damit befassen können, da sie ihre wissenschaftliche Prägung fast ausschliesslich in der Zeit des Nationalsozialismus erfahren hatten, in der von «Pluralismus» keine Rede sein konnte. Wenn sie schon älter waren, kamen sie in der grossen Mehrzahl aus nationalkonservativen Familien. Später, in den 60er Jahren, brauchte man sich dann nicht zu wundern, dass in den Sozialwissenschaften an deutschen Hochschulen oft das Pendel viel zu stark und ganz und gar unreflektiert nach der anderen Seite ausschlug, als junge Leute begannen, ihre kritischen Fragen zu stellen. Diskussionen und für uns ganz neue Erlebnisse brachten auch Ausstellungen mit Werken der im Dritten Reich «entartet» genannten Kunst: Otto Dix, Franz Marc und Paul Klee, und natürlich Pablo Picasso, George Braque und all die anderen, die wir erst jetzt entdecken konnten.

Eine zwangsläufige Konsequenz auf die innere Leere, in der uns der Zusammenbruch von 1945 gelassen hatte, war das rasche und intensive Wiederaufleben der religiös orientierten Studentengruppen, vor allem der Studentengemeinden. Diskussionszirkel waren an der Tagesordnung, meiner Erinnerung nach manchmal sehr stark beherrscht von Vertretern, die «Glaubensgewissheit» oft selbstgerecht und auch intolerant demonstrierten. Aber das schien verständlich nach den überall verkündeten Vorwürfen der «Gottlosigkeit» der gerade vergangenen Zeit.

Die Selbstprüfung der Kirchen über ihr Verhalten im Nationalsozialismus begann eigentlich erst Jahre später. Es kamen jetzt auch die alten Studentenverbindungen wieder zum Leben, die mehr oder weniger «gleichgeschaltet» worden waren. Nach zwei Besuchen ihrer Abende, zu denen mich Kommilitonen mitgenommen hatten, fand ich die dor-



tigen Rituale anachronistisch und leicht infantil; und von organisiertem Gemeinschaftsleben hatte ich ohnehin die Nase voll.

Es gab Kommilitonen, die ganz und gar unpolitisch blieben und sich nur auf einen möglichst raschen Abschluss des Studiums konzentrierten. Andere, auch ich, sahen Politisches als Verpflichtung an. Einer der Anstösse kam zum Beispiel mit der Europa-Bewegung, deren Abende ich öfters besuchte: Als Studenten auf der Rheinbrücke ins Elsass die Zollschranken symbolisch verbrannten, war ich begeistert. Dass politisches Interesse und Engagement wichtiger wurden, empfand ich vor allem in der Enttäuschung darüber, dass es in Deutschland wieder Militär geben sollte. Bei allen studentischen Gegendemonstrationen und Versammlungen war ich dabei, natürlich auch beim Widerstand gegen Versuche, den Nationalsozialismus zu verharmlosen. Zur ersten grossen Studentendemonstration in Freiburg kam es 1952, als Veit Harlan, der Regisseur des antisemitischen Hetzfilms «Jud Süß», in der Stadt wieder auftreten sollte. Bei der Erstaufführung eines seiner Filme organisierte der Allgemeine Studentenausschuss AStA einen Demonstrationzug zu dem entsprechenden Kino. Da das Vorhaben wohl nicht genehmigt war, griff die Polizei ein und knüppelte uns unter anfeuernden Zurufen mancher braver Bürger, die sich in ihrer Ruhe gestört fühlten, zusammen. Ich bekam nur Gummiknüppel auf den Rücken, als man uns in die Gartenstrasse jagte, aber es gab auch blutende Wunden und ausgeschlagene Zähne. Man musste in den nächsten Jahren auf beiden Seiten die Prozeduren der demokratischen Meinungsäusserung eben erst noch gründlich lernen.

Im Studium konzentrierte ich mich schliesslich vor allem auf das Gebiet der modernen Wirtschafts- und Sozialgeschichte und auf das Sozialethische Seminar, das integrierte Veranstaltungen von Historikern, Wirtschaftswissenschaftlern, Theologen und Sozialwissenschaftlern organisierte. Da ging es um moderne und auch konkrete Fragen, wie etwa um das Problem des «gerechten Lohns» und der «gerechten Preise», auch um Gesellschaftstheorien, um die Sozialenzyklen der ka-

tholischen Kirche, um soziale und ethische Aspekte marktwirtschaftlicher Modelle und Ähnliches.

In den Sommerferien 1949 arbeitete ich als Hilfsarbeiter auf einer Baustelle im zerstörten Institutsviertel. Ohnehin hat jeder Freiburger Student in diesen Jahren pro Semester 56 Stunden praktische Arbeit beim Wiederaufbau der Uni leisten müssen. Ich hatte sie nach Rücksprache mit einem Polier verlängern können. Da ergab sich die Möglichkeit, für ein paar Monate in England in der Landwirtschaft zu arbeiten, und zwar über eine Institution mit dem Namen «German Educational Reconstruction», die in London von dem jüdischen Verleger Victor Gollancz gegründet worden war. Im Grunde ging es darum, jungen Deutschen, die im NS-Deutschland gross geworden waren, einen Eindruck von einer funktionierenden Demokratie zu vermitteln. Die Arbeit auf Farmen bei gemeinsamer Unterbringung in Lagern sollte den Aufenthalt finanzieren. Da ich die Chance teilzunehmen unverhofft erhielt, liess ich meinen Job auf dem Bau sausen, obwohl ich nicht wusste, wie es danach finanziell weitergehen sollte.

Das nächste Vierteljahr in England wurde dann eine Zeit überwältigender Eindrücke aus den verschiedensten Bereichen: Wir gingen in Gruppen zu Bauern, vereinbarten Löhne, lasen im Akkord Kartoffeln («five pound an acre» oder «one Bob a bag»; also ein Shilling pro Sack) oder ernteten, bei nassem Wetter recht unangenehm, Zuckerrüben. Über die Wochenenden gingen wir per Anhalter auf die Strassen und gelangten vor allem mit Hilfe von Lastwagenfahrern durchs halbe Land, auch bis Schottland. Ich hospitierte in einer englischen Schule, verbrachte freie Tage in London, wo ich, um Geld zu sparen, stets in Obdachlosenheimen der Heilsarmee nächtigte. Wir verdienten unseren Aufenthalt einschliesslich der Rückreise selber und waren im Anschluss an den Arbeitseinsatz noch ein paar Wochen bei englischen Familien zu Gast. Für mich ganz persönlich geschah beim Kartoffellese-Entscheidendes: Ich verliebte mich so nachdrücklich in eine Kommilitonin, dass es andauerte: Unsere Goldene Hochzeit haben wir schon hinter uns!



*Wir mussten erst nach England zur Kartoffel lese, um uns kennenzulernen: meine spätere Frau Lo (dritte von links) und ich (zweiter von links in der vorderen Reihe).*

Zum Wintersemester 1949/50 war ich wieder zurück, aber im Februar hatte ich kein Geld mehr, um meine Miete zu bezahlen. Ich nahm ein Angebot an, das mich von der Sache her reizte und später berufliche Weichen stellte: Der Vater einer Kommilitonin aus dem Sozialethischen Seminar hatte ein Experiment vor. Er wollte modellhaft eiteln-, heimat- und arbeitslose Jugendliche zwischen 18 und 25, die es damals zu Hunderten oder Tausenden auf den Landstrassen und in den Bahnhofswartesälen gab, aufsammeln, ihnen eine Bleibe und eine ausreichende schulische Ausbildung geben, auch eine Gewöhnung ans geregelte Arbeiten, um die Voraussetzungen für die Vermittlung in eine Lehr- oder Arbeitsstelle zu schaffen. Der zu diesem Zweck gegründete Verein, die «Junge Bauhütte», hatte seinen Sitz in einem heruntergekommenen Badeort im nördlichen Schwarzwald, etwa 90 Kilometer entfernt, wohin ich bei Schneetreiben mit dem Fahrrad gelangte. Eigentlich wollte ich nur über die Semesterferien Geld verdienen – 120 Mark im Monat und Unterkunft waren vereinbart – aber die Arbeit mit den jungen Leuten, die zum Teil abenteuerliche Biographien hatten, interessierte mich dann doch mehr: Ich liess mich an der Uni beurlauben und blieb neun Monate lang, als pädagogische Kraft, als Lehrer für alle möglichen Schulfächer, als Führer bei Wanderungen durch den Schwarzwald, als jemand, der am Wochenende nachts auf den Bahnhöfen in Stuttgart oder Offenburg Jugendliche ansprach, um sie anzuwerben – mit und ohne Erfolg natürlich. Auch die Wochenenden verbrachten wir selbstverständlich gemeinsam, es ging ja darum, alle möglichst bei der Stange zu halten. Nach etwa drei Monaten begann der mühsame Versuch, Lehr- oder Arbeitsstellen zu finden. Dazu fuhr ich mit einem uralten VW in Südbaden von Arbeitsamt zu Arbeitsamt, vor allem in die kleineren Orte, und pries unsere Schützlinge an.

Erst im November 1950 war ich wieder an der Uni, verspätet zum Wintersemester. Ich konzentrierte mich auf den Abschluss. Eine wirtschafts- und sozialhistorische Dissertation anzufertigen, war in einer Zeit, in der es noch keine Kopiergeräte gab und in der man kein Geld hatte, nicht ganz einfach. Die erforderlichen Fahrten ins Badische

Staatsarchiv nach Karlsruhe oder ins Archiv der Fürsten von Fürstenberg nach Donaueschingen waren schliesslich nur per Anhalter möglich.

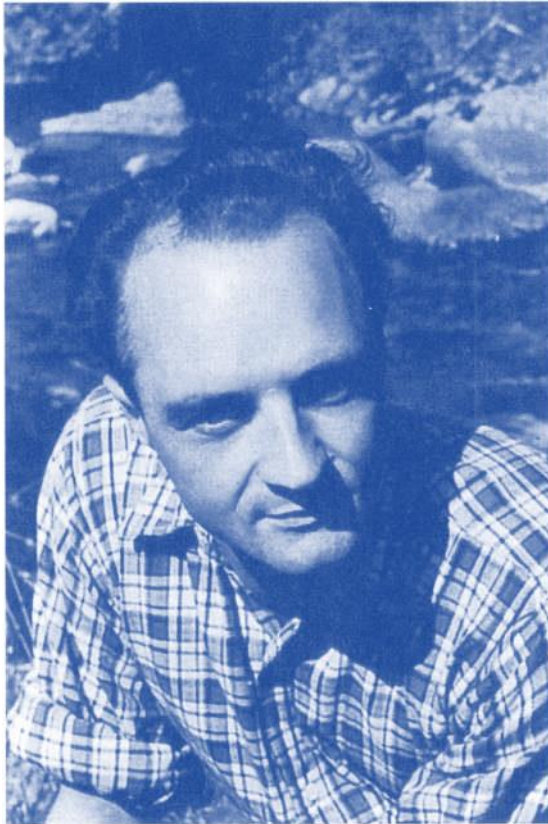
Abends fuhr ich oft mit dem Fahrrad noch zum Schlierberg, wo Lo, meine Freundin vom englischen Kartoffelacker, sich im Keller ihres Elternhauses provisorisch einquartiert hatte; da gab es dann meistens etwas Warmes zu essen. Aber das hatte bald deshalb ein Ende, weil wir uns schliesslich einig wurden, zu heiraten, wenn mein Studium zu Ende wäre. Lo trug eines Tages dann die Bücher, die nach bestandenen Staatsexamen der Vorbereitung ihrer Dissertation dienen sollten, wieder in die Uni-Bibliothek und widmete sich von da an den «praktischen» Seiten unseres Lebens. Irgendwann brachte ich sie an den Stadtrand, wo sich dann auch ein Autofahrer bereit fand, sie mitzunehmen. Sie hatte eine nach damaligen Begriffen hervorragend bezahlte Stellung als Direktionssekretärin mit Übersetzeraufgaben in einem Stickstoffwerk im Ruhrgebiet gefunden. Die Entscheidung, ihr Studium aufzugeben, ein Weg, der damals allgemein üblich war bei studentischen Paaren, bedeutete für Lo selbstverständlich ein Opfer. Diese Art der Lösung wurde erst viel später problematisiert, als man begonnen hatte, die berufliche Emanzipation der Frauen zu thematisieren.

Im Juli 1952 ging ich dann in die mündliche Prüfung, das so genannte Rigorosum. Dafür war es Brauch, im dunklen Anzug zu erscheinen. Dr. Zeeden, der Freund aus dem «Propädeutikum», hatte mir kurz vorher einen abgelegten Anzug geschenkt, der mir aber viel zu gross war. Unsere Dorfnäherin hatte die Hose gekürzt, an der viel zu langen Jacke war nichts zu ändern. Ein Kommilitone lieh mir zu diesem feierlichen und wichtigen Anlass die erste Krawatte meines Lebens, die ich vergebens zu binden versuchte. Mir wurde Hilfe zuteil, und ich trug sie dann auch nochmals ein paar Tage später beim Dekan der Fakultät, als die Promotionsurkunde überreicht wurde. Wir waren bei diesem Akt zu dritt, und mit den beiden Freunden wanderte ich am nächsten Tag befreit und ausgelassen über den Schauinsland und den

Notschrei durch den südlichen Schwarzwald. Jetzt konnte das eigentliche Leben beginnen!

Eine Woche später schon war es soweit: Meine letzten paar Mark reichten noch zu einer Fahrkarte nach Stuttgart, wo mir ein Verein für Jugendsozialarbeit eine interessante Tätigkeit angeboten hatte. Ich lernte alle sozialpädagogischen Mitarbeiter, etwa 25, bei einer Besprechung gleich kennen, ausnahmslos Flüchtlinge. (Der Verein beschäftigt heute über 10'000 pädagogische Mitarbeiter.) Wir schliefen damals, da der Verein kaum Geld hatte, alle in einem grossen Raum auf Feldbetten. Und einen Tag danach war ich Leiter eines so genannten «Jugendgemeinschaftswerks» in Pforzheim.

Im Zentrum der fast ganz zerstörten Innenstadt – Pforzheim war Ende Februar 1945 noch Opfer eines fürchterlichen Luftangriffs geworden, bei dem in kürzester Zeit 17'000 Menschen, jeder dritte Einwohner, getötet worden waren – waren in einer Baubaracke 25 junge Männer untergebracht. Ich bezog das 26. Bett. Die Männer halfen beim Wegräumen von Trümmern, vor allem sammelten sie Ziegelsteine, kratzten sie ab und führten sie der Wiederverwendung zu. Eine kleinere Gruppe bediente eine Apparatur, mit der zerbrochene Ziegelsteine zu einem Gebrösel zermahlen wurden, aus dem dann wieder mit Hilfe von Bindemitteln neue Steine geformt wurden. Meine Funktion war, an den Vormittagen zunächst in Pforzheimer Geschäften die Lebensmittel für ein Abendessen zusammen zu kaufen, das dann von einer Frau, die wir stundenweise beschäftigten, zubereitet wurde. Dass dieser Einkauf täglich notwendig war, hing damit zusammen, dass kaum einmal genügend Geld in der Kasse war, um grössere Vorräte anzulegen. Es hätte auch keine Räumlichkeiten dafür gegeben. Kochen und Waschen war in zwei Räumen im benachbarten «Haus der Jugend» möglich, das der Stadt gehörte. Im Übrigen war ich unterwegs, um die Eingliederung der Jugendlichen in eine Arbeitsoder Lehrstelle, dann auch in einen richtigen Wohnplatz, vorzubereiten, was Verhandlungen mit Sozialamt, Jugendamt und einzelnen Firmen erforderte. Und natürlich muss-



*Der frisch gebackene Dr. phil. Franz Kistler*



*Meine Frau Lo mit Tochter Karin*



*Der Vater mit Tochter Ulrike*



te mein Bestreben sein, durch pädagogische Einwirkung zu verhindern, dass einzelne aus der Baracke wieder auf die Landstrasse gingen.

Später konnte ich nach Stuttgart zurück, wo ich nun eine ständige Aufgabe übernahm, die Leitung eines neu gebauten Wohnheimes für 80 Jugendliche, wozu nach einem Jahr noch ein Heim für weitere 50 Jugendliche kam, in der Mehrzahl Flüchtlinge und Heimatvertriebene. Die Heime, 200 Meter vom Regierungssitz, der Villa Reitzenstein entfernt, waren auf ungewöhnliche Weise entstanden: Die jungen Männer, die nachher die ersten Plätze bekamen, hatten auch bereits beim Bau mitgearbeitet; der Grundsatz der «Hilfe zur Selbsthilfe» bestimmte unsere Arbeit.

Die praktische Jugendsozialarbeit, später in Köln und im Ruhrgebiet, der tägliche Umgang mit jungen Menschen, deren Schicksal mit dem vergangenen Krieg zu tun hatte und die Hilfe brauchten, blieb für weitere eineinhalb Jahrzehnte mein Beruf, bevor dann 44 Semester an der Hochschule in Esslingen stetigeres Arbeiten brachte, das nicht mehr täglich an die schrecklichen Kriegsjahre erinnerte.

Als wir unsere Kinder, die jetzt westfälisch sprachen, in der Grundschule anmeldeten, fiel ich beim Gespräch mit dem Schulleiter, der so anheimelnd schwäbisch Gäckle hiess, offenbar in so breiten ländlichen Dialekt, dass unsere Tochter Ulrike mich schliesslich heftig an der Hand zupfte und mir ins Ohr flüsterte: «Papa, ich schäme mich so, dass du so wüest sprichst!» Da kam die Erinnerung an mein Dorf und meine Jugend: Obwohl wir jetzt wieder in einem Dorf auf den Fildern lebten, konnte es eine Heimkehr zu den «Wurzeln» nur in Grenzen geben. Man steigt ja auch nicht zweimal in denselben Fluss.

# Biographisches

**Lina Haag:**

## **Eine Hand voll Staub**

**Widerstand einer Frau 1933–1945**

»Eine Hand voll Staub« ist die Lebensgeschichte einer mutigen Frau und Kommunistin. Lina Haag schildert die Geschichte ihrer Verfolgung und wie sie bei Himmler persönlich die Freilassung ihres Mannes bewirkte.

256 Seiten, 9 Abbildungen. ISBN 3-87407-581-8



## **Renate Finckh: Sie versprochen uns die Zukunft**

### **Eine Jugend im Nationalsozialismus**

Eine Jugend in Ulm: Bis zum Schluss bleibt Cornelia dem »Führer« treu. Nach dem Krieg muss sie schmerzhaft erkennen, wohin ihr Idealismus sie geführt hat und wofür er missbraucht wurde.

280 Seiten. ISBN 3-87407-533-8



**Susanne Hirzel:**

## **Vom Ja zum Nein**

### **Eine schwäbische Jugend**

Susanne Hirzel ist mit Sophie Scholl und der »Weißen Rose« den Weg des Widerstands gegen das Naziregime gegangen.

320 Seiten, 26 Abbildungen. ISBN 3-87407-368-8



In Ihrer Buchhandlung.



**Silberburg-Verlag**

[www.silberburg.de](http://www.silberburg.de)

# Biographisches



## **Ruth S. Ozan: Heimatsfremd**

### **Als amerikanisches Mädchen in Nazi-Deutschland**

Aus der Sicht eines Kindes erzählt Ruth Ozan die Geschichte ihrer Familie, die im kriegsgebeutelten Land ums Überleben ringt.

*Aus dem Amerikanischen von Otto Bayer.  
368 Seiten, 21 Abbildungen, fester Einband.  
ISBN 3-87407-624-5*

## **Anna Haag: Leben und gelebt werden Erinnerungen und Betrachtungen**

Anna Haags Lebensgeschichte spannt einen Bogen vom Ende des 19. bis in die Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts. Dem Leser begegnet eine Frau von großer Anteilnahme, die mit wacher Intelligenz und unverwüthlicher Energie alle Widrigkeiten überwand.

*400 Seiten, 53 Abbildungen. ISBN 3-87407-562-1*



## **Wolfgang Schildge: Von Masuren auf die Schwäbische Alb Erinnerungen des Ostpreußen und Schwaben Bernhard Friede**

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs verschlägt es den siebzehnjährigen Bernhard Friede auf die Schwäbische Alb. Seine Familie in Ostpreußen gilt als verschollen.

*192 Seiten, 36 Abbildungen, fester Einband. ISBN 3-87407-653-9*

In Ihrer Buchhandlung.



**Silberburg-Verlag**

[www.silberburg.de](http://www.silberburg.de)